



Summa iniuria oder Durfte der Papst schweigen?

Hochhuths «Stellvertreter»
in der öffentlichen Kritik

aktuell
rooo

Zu DIESEM BUCH

Rolf Hochhuths Stück **«Der Stellvertreter»** hat eine so heftige, teils literarische, teils weltanschauliche Diskussion in Deutschland und im Ausland ausgelöst, wie seit Remarques «Im Westen nichts Neues» wohl kein Buch mehr. Vierzehn ausländische Bühnen haben die Aufführungsrechte erworben, darunter Ingmar Bergman für das Stockholmer Dramaten, Peter Hall für die Royal Shakespeare Company London, Billy Rose für New York und Julius Gellner für das Habimah National-Theater Tel Aviv. Buchverträge wurden mit acht Ländern abgeschlossen, ausserdem arbeitet eine der besten europäischen Filmgesellschaften an der Verfilmung. Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht in einer der grossen Zeitungen und Zeitschriften der Bundesrepublik, selbstverständlich auch in den kirchlichen Organen, und darüber hinaus in den interessierten Zeitschriften des Auslands Kritiker, Verteidiger und auch Bewunderer sich zu Worte melden. Die Flut der Zuschriften, der Anklagen und Richtigstellungen ist kaum mehr zu überblicken.

Da für Hochhuths Stück inzwischen mit acht deutschen Bühnen Aufführungsverträge abgeschlossen wurden und die Buchausgabe nach wie vor auf brennendes Interesse stösst, legt der Verlag hier die wichtigsten Äusserungen von Kritikern, prominenten Vertretern beider Konfessionen und auch einen repräsentativen Querschnitt der zustimmenden und einschränkenden Briefe vor.

Die meisten Leser werden sich anhand dieser Zusammenfassung über die Diskussion informieren wollen, über die wesentlichen von kirchlicher Seite gekommenen Einwände, die vor allem die Frage Macht und Verantwortung in der heutigen Welt behandeln – wie auch über die wohlwollenden Interpretationen.

Summa iniuria

oder

Durfte der Papst schweigen?

Hochhuths «Stellvertreter»

in der öffentlichen Kritik

Herausgegeben von

Fritz J. Raddatz



Rowohlt

*Umschlagentwurf Werner Rebhuhn unter Verwendung eines Fotos
«Papst Pius XII. beim feierlichen Einzug in den Petersdom
während des Marienjahres am 1.11.1954» (Foto dpa)*

FORO **TASCHENBUCH AUSGABE**

1.–40. Tausend September 1963
41.–60. Tausend September 1963

*Alle Rechte dieser Ausgabe
beim Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Gesetzt in der Linotype-Aldus-Buchschrift
und der Palatino (D. Stempel AG)
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck/Schleswig
Printed in Germany*

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung von Fritz J. Raddatz	8
Luft, Friedrich: Tragisch und bedeutend	17
Hildebrandt, Dieter: Bruchstücke eines grossen Zorns	18
Holthusen, Hans Egon: Brief an Rolf Hochhuth	22
Wolff-Windegg, Philipp: Gewissen und Macht	24
Günther, Joachim: Pius XII. und Rolf Hochhuth	28
Jacobi, Johannes: Ein junger deutscher Dramatiker	32
Hartung, Rudolf: Laudatio anlässlich der Verleihung des Berliner Kunstpreises, Junge Generation	35
Thiem, Willy H.: Die Fehlbarkeit des Papstes oder der unteilbare Christus	36
Trilling, Ossia: Deutschland entdeckt einen neuen Dramatiker	38
Eichholz, Marianne: Ein grosses deutsches Drama	40
Klie, Barbara: «Der Stellvertreter» – Drama oder Pamphlet?	43
Zuckmayer, Carl: Brief an H.M. Ledig-Rowohl	46
Walser, Martin: Brief an Fritz J. Raddatz	47
Sonnemann, Ulrich: Brief an Fritz J. Raddatz	47
Marcuse, Ludwig: Brief an H.M. Ledig-Rowohl	48
Cramer, Heinz von: Nicht Hochhuth ist der Demagoge	48
Fauteck, Heinrich: Brief an Karl Ludwig Leonhardt	50
Schoenberner, Gerhard: Fälschung der Geschichte?	52
Müller, André: Eine Provokation mit der Wahrheit	55
Schwens, Christa: «Verhärten Sie sich nicht, Sie vereinfachen!»	59
Hertz, Georges: Rolf Hochhuth, «Der Stellvertreter»	64
Löwenstein, Karl Fürst zu: Erklärung des Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken	67
Eckert, O.P., Pater Willehard: Noch einmal: Hochhuths «Stellvertreter»	67
Grenzmann, Wilhelm: Blinder Hass auf Pius XII.	71
Niemöller, Martin: Brief an Rolf Hochhuth	81
Göken, Johannes: Brief an Rolf Hochhuth	82
Flugblatt der Royal Air Force 1943	82
Amery, Carl: Der bedrängte Papst	84
Wucher, Albert: Der Stellvertreter und die historische Wirklichkeit	91
Leiber, SJ, Pater Robert: Der Papst und die Verfolgung der Juden	101
Körffgen, Peter: «Das ist dir nicht erlaubt»	107
Fischer-Baling, Eugen: Worum es beim «Stellvertreter» geht	110
Müller, Hans: Die seltsame Archivpolitik des Vatikans	112
Poliakov, Léon: Wie es bei Poliakov heisst	113

Lanooy, H. J.: «Der Stellvertreter»	115
Wagner, Paul: Was der Papst hätte tun können	116
Heer, Friedrich: Die Wahrheit ist furchtbar	117
Simmel, SJ, Pater Oskar: Der «Stellvertreter»	120
Alff, Wilhelm: Richtige Einzelheiten – verfehltes Gesamtbild	124
Hochhuth, Rolf: Ein Gesamtbild gibt es nicht. Antwort an Wilhelm Alff	133
Alff, Wilhelm: Entgegnung auf Hochhuth	139
Rüstow, Alexander: Verfehlte Kritik am «Stellvertreter»	141
Kuby, Erich: Wer von Auschwitz gewusst hat	143
Peter, Hans: Der Geschichtslehrer hat es schon 1942 erzählt	145
Neue Jiddische Zeitung: Der Papst schwieg	149
Börner, Clementine: Besuch auf der Berliner Nuntiatur	152
Schmitt, Ludwig: Der Papst und die Judenverfolgung	154
Hassebrauk, Marianne: Brief an Rolf Hochhuth	155
Geis, Robert Raphael: Brief an Rolf Hochhuth	156
Welsch, Robert: Ein Deutscher klagt den Papst an	156
Neue Jiddische Zeitung: Auf der Tagesordnung: Die Diskussion um Pius XII.	160
Erklärung der Unabhängigen Jüdischen Vereinigung zur Kontroverse Hochhuth – Sellenthin	162
Raddatz, Fritz J.: Geschichte aus Taschenspielerhand? Auszüge aus einem Artikel von Msgr. Erich Klausener	163
Hochhuth, Rolf: Antwort an Msgr. Erich Klausener	165
Kessel, Albrecht v.: Der Papst und die Juden	167
Hochhuth, Rolf: Eine Entgegnung auf Albrecht v. Kessel	171
Plachte, Kurt: Offene Wunde der katholischen Kirche	174
Steinvorth, Klaus: In Sprache und Form vergriffen	175
Buchholz, Friedrich: Seit den Kirchenvätern	176
Feldkeller, Paul: Das Herz duldet keine Stellvertretung	177
Limmer, Hans: Kritik an der Amtsführung Pius' XII.	178
Biss, Andreas: Einstellung der Deportationen in Ungarn	179
Massion, Georg: Geburtsjahr nicht entscheidend	180
Paa, Anton: Erwiderung von Hochhuth bleibt Theorie	181
Geyer, C. F.: Wirkliche und scheinbare Wahrheit	182
Hengyü, Kuo: Aus chinesischer Sicht	183
Fliegeauf, Josef: Der Stellvertreter	183
Knoll, A. M.: Schwieg Pius XII. zu den Judenverfolgungen?	185
Kardorff, Ursula von: Zum Thema Hochhuth	186
Rupp, Heinz: Brief an den Rowohlt Verlag	187
Jacobi, G., Bischof: Offener Brief an den Bischöflichen Offizial von Oldenburg	188

Dibelius, Otto, Bischof: Kein guter Dienst an unserem Volk und an der Welt	190
Jüchen, Aurel von: Man sollte ruhig darüber sprechen!	194
Harder, Günther: Die Schuld des Schweigens	196
Grüber, Heinrich: Zu Rolf Hochhuths «Stellvertreter»	200
Reiner, Hans: Die Ehre eines Toten	205
Gerhard, Friedrich: Illusion	206
Gollwitzer, Helmut: Darf der Papst schweigen?	206
Bussmann, Walter: Der Papst und die Diktatur	207
Redaktionelle Stellungnahme «Der Monat»	216
Elbogen, Paul: Brief an H. M. Ledig-Rowohlt	217
P., Christian: Der «Stellvertreter» und die Serben	218
Köhler, Otto: Der Streit um den Stellvertreter	220
Leonhard, Rudolf Walter: Sind Sie auch gegen Hochhuth?	227
Kleine Anfrage der Abgeordneten Majonica, Lemmer und Genossen an den Deutschen Bundestag	229
Antwort des Bundesministers des Auswärtigen auf die Kleine Anfrage	230
Dehler, Thomas: Sie zuckten mit der Achsel	231
Besser, Joachim: Schröder als Vormund	232
Haffner, Sebastian: Der Papst, der schwieg	233
Autorenregister	236

Vorbemerkung

Dieser Band ist eine Zusammenstellung wichtiger Stimmen, die sich im In- und Ausland in der Diskussion über Rolf Hochhuths Drama zu Worte melden; es versteht sich, dass hier nur ein repräsentativer Querschnitt der circa 3'000 Kritiken, Berichte und Briefe abgedruckt werden kann, die bei Autor und Verlag in den sieben Monaten seit Uraufführung und Buchpublikation des «Stellvertreter» eingingen. Es wurde dabei versucht, den grundsätzlichen Einwänden von katholischer und protestantischer Seite ebenso viel Platz einzuräumen wie zustimmenden Kritiken oder Aufsätzen, die Hochhuths Thesenstück verteidigen. Einige Autoren gaben zur Aufnahme in diesen Sammelband nicht ihre Zustimmung; viele Diskussionsbeiträge erschienen noch nach Redaktionsschluss – 30. Juni 1963 – in der Presse und konnten deshalb nicht mehr berücksichtigt werden. Trotzdem kann diese Auswahl durchweg ungekürzter Beiträge ein Bild des grossen Gesprächs vermitteln, das Hochhuths Stück ausgelöst hat.

Die Frage nach dem Verhältnis von Macht und Moral ist so alt wie diese Begriffe selbst, und so darf es nicht verwundern, dass die Meinungen besonders krass und heftig aufeinanderprallen, wenn eine der fundamental moralischen Machtinstitutionen des Abendlandes zur Debatte gestellt wurde: der Stuhl Petri. In diese Debatte einbezogen konnte allerdings nicht werden, was sich «Deutsche Nationalzeitung und Soldatenzeitung» nennt; unterhalb einer bestimmten Grenze an Denk- und Artikulationsvermögen ist ein Gespräch nicht mehr möglich. Auch von jenen anonymen Schmähbriefen, ohne die deutsche Geistesgeschichte offenbar nicht mehr denkbar ist, sollte nichts abgedruckt werden; und die beiden Drucksachen des Deutschen Bundestages können wohl nicht mehr zeigen als die tänzerisch sichere Anmut, mit der die Bundesregierung sich auch im literarischen Fauxpas übt. Dieses Taschenbuch bringt also nichts Unbekanntes – soll kein neues Material aus Geschichte oder Kirchengeschichte publizieren, sondern kontroverse Stimmen zum Dialog, zum Disput vereinen.

Dabei gäbe es durchaus – als Ergänzung, wenn man so will – neue Aspekte zum leidigen Thema. Wie auch im Titel dieses Bändchens, so wird in der öffentlichen Diskussion nur vom Schweigen des Papstes gesprochen, wird nur auf seltsam pragmatische Weise erörtert, ob es Auftrag und erfolgreich gewesen wäre, wenn Pius XII. zur viehischen Ausrottung eines Volkes nicht geschwiegen hätte. Hans Kühner-Wolfskehl, der katholische Kirchenhistoriker und Herausgeber der Schriften des heiligen Vinzenz von Paul, der selbst im römischen Widerstand tätig war, sagt dazu:

«Ein demonstrativer päpstlicher Aufruf hätte spätestens an dem Tage er-

folgen müssen, an dem die ersten Tausende jüdischer römischer Bürger in ihren qualvollen Tod fuhren. Die Todeszüge, soviel glaubten wir damals aus der unmittelbaren Kenntnis der Situation heraus zu wissen, hätten bei persönlicher Intervention des Papstes mit allen Konsequenzen Rom nicht verlassen, so wie auch die Verhaftungen sofort abgebrochen worden wären. Wenn er wollte, so bei den beiden Bombardements Roms, konnte Pius XII. überraschend schnell an Ort und Stelle erscheinen. Doch beim Abtransport der jüdischen Bürger haben wir im Widerstand vergebens auf das Erscheinen auch nur eines Kardinals gewartet. Deutlich darf heute gesagt werden, dass die Drohung mit dem Interdikt und der Kündigung des unseligen Konkordates, das die Papstgeschichte mit Hitlerdeutschland verband und das Hitler fortlaufend brach, eine in ihrer Bedeutung nicht abzuschätzende Wirkung gehabt hätte. ... Angst vor dem Bekennternum, Diplomatie oder was man dafür hielt, und ein gerne als «höhere Warte» bezeichneter aufgeweichter Neutralismus waren stärker als die Zeugnisse, die dem Vatikan über die jüdische Völkertragödie vorlagen und die nur eine einzige Reaktion gefordert hätten – jene von Hochhuth wie von uns Katholiken, von Protestanten und Juden gleichermaßen erwartete und ersehnte Antwort des Papstes auf die Scheiterhaufen von Auschwitz – nicht im oft allzu ausbalancierten und dadurch gewichtslosen Ton des Vatikanblattes ‚Osservatore Romano‘, sondern mit der Klarheit der Worte Christi.»

Wichtig ist, dass Pius XII., wenn es opportun und gelegen schien, Worte fand; wichtig ist nicht nur, dass er schwieg, sondern auch, dass er sprach – er selbst und seine intimsten Mitarbeiter. Die unterschiedlichen Verlautbarungen des Vatikans während des Zweiten Weltkriegs zeigen deutlich, dass Pius XII. ganz bestimmte politische und soziale Präokkupationen hatte und sie – oft zum Schrecken der westlichen Alliierten – zu formulieren wusste. Es kann gar kein Zweifel sein, dass es absichtlich geschah, wenn Pius XII. in seiner Neujahrsbotschaft 1943/44 – also schon während der braunen Götterdämmerung – Spaniens faschistischen Diktator ganz besonders hervorhob. In diesen Neujahrsansprachen werden üblicherweise alle Nationen in alphabetischer Reihenfolge genannt; ausgerechnet den Henker der spanischen Freiheit, dessen unglückliches Land bis heute nicht in der UNO vertreten ist, pries er vor allen anderen.

Die «New York Times» liess sich von ihrem römischen Korrespondenten berichten:

«Obwohl der Papst alle Nationen dem Alphabet nach erwähnte, als er gegen Ende seiner Botschaft ihrer Nächstenliebe gedachte, stellte er Spanien und Irland den anderen voran. Und bezog sich im Falle Spaniens noch ausdrücklich auf das Staatsoberhaupt wie auf Volk und Regierung. Auf diese Weise wurde die herzliche Verbundenheit zwischen Generalissimus Franco und dem Vatikan noch einmal besonders eindringlich hervorgehoben.»

Diese nicht nur friedlich-tolerante, sondern aktiv fördernde Haltung des Va-

tikans dem spanischen Faschismus gegenüber ist durch zahllose Reden, Artikel und diplomatische Aktionen belegbar. «Collier's» zitierte in der ersten Oktoberwoche 1943 den Brief des damaligen Erzbischofs Spellman von einer Spanienreise:

«Generalissimus Franco ist ein ungewöhnlich ehrlicher, ernsthafter und intelligenter Mann... Er ist ein Mann, der seinem Gott und dem Wohlergehen seines Landes ergeben ist, gewillt, sich selbst Spanien zu opfern.»

Der Name Guernica fiel nicht.

Und als am 1. Oktober 1944 – zum 9. Jahrestag der Machtübernahme – Generalissimus Franco das «Diplomatische Corps» empfing, wie es Radio Madrid nannte, konnte man nur in wenigen wohlinformierten Zeitungen lesen, dass dieses «Diplomatische Corps» ausschliesslich aus dem päpstlichen Nuntius bestand; sämtliche ausländischen Diplomaten waren der Teilnahme an diesem schmählichen Gedenktag des Sterbens einer Republik aus dem Wege gegangen.

In Italien lobte Pacelli schon als päpstlicher Staatssekretär – bei der Eröffnungssitzung einer Konferenz der «Gesellschaft zum kulturellen Aufbau» – Mussolini als den «Wiederhersteller des kaiserlichen Rom und den Förderer der Kultur» (in Gegenwart unter anderem der italienischen Kronprinzessin).

In Lissabon wehten anlässlich Hitlers Tod am 3. Mai 1945 die Fahnen der Päpstlichen Nuntiatur auf Halbmast.

Es ist keine Frage, dass Pius XII. vom Faschismus kaum eine Gefahr erwartete, dass er ihn eher mit Sympathie betrachtete, ihn als Verbündeten im Kampf gegen den Kommunismus ansah. Seinen Befürchtungen in dieser Richtung wusste er deutlich und vernehmlich Ausdruck zu verleihen, durch keine Diplomatie gemildert. Noch seine berühmte Rundfunkansprache zum Beginn des fünften Kriegs) ahns am 2. September beschäftigte sich (1944!) vor allem mit der Frage des Privateigentums; die «New York Times» überschrieb den wörtlichen Abdruck: «*Pope defends right of private property*», und wertete die Ansprache als «scharf antikommunistisch».

Es ist auch nichts darüber bekannt, dass sich der Vatikan von Kardinal Innitzers emphatischer Begrüssung der Hitler-Truppen, als sie in Österreich einfielen, distanziert hätte; eine Abordnung dieses Kardinals reiste Hitler bis St. Pölten entgegen, und Innitzer erklärte Hitler in Wien, er habe angeordnet, dass alle Kirchen die Hakenkreuzfahne hissen sollten. Die Glocken aller Kirchen läuteten vom Morgen bis zum Abend, und während Hunderte von Emigranten sich das Leben nahmen, aus Angst, vor Verzweiflung und aus Furcht vor Verfolgung, gaben österreichische Bischöfe eine feierliche Loyalitätserklärung ab:

«Die Bischöfe begleiten dieses Wirken für die Zukunft mit ihren besten Segenswünschen und werden auch die Gläubigen in diesem Sinne ermahnen. Am Tage der Volksabstimmung ist es, auch für die Bischöfe selbstverständliche nationale Pflicht, uns als Deutsche zum Deutschen Reich zu bekennen.»

Es ist nicht wahr, dass der päpstliche Stuhl sich immer Vermittlung und Versöhnung angelegen sein liess, Gegensätze nie verschärfen, sondern abschwächen wollte. Trotz wiederholter Anstrengungen von verschiedensten Seiten fand Pacelli sich nicht bereit, das durch seine antijüdischen Ausdrücke verletzende diakonische Karfreitags-Fürbittgebet «*Oremus et pro perfidis judaeis*» zu ändern; in einer «*declaratio*» teilte er lediglich mit, dass man nichts dagegen habe («*non improbari*»), wenn die beleidigenden Worte abgeändert würden. Erst Johannes XXIII. ordnete eine Neufassung für katholische Priester in aller Welt an.

Es geht nicht darum, hier oder irgendwo sonst eine Karikatur zu zeichnen, ein Hassbild zu entwerfen; auch Hochhuth hat keineswegs verzerrt oder gefälscht, eher einer bösen Enttäuschung Ausdruck verliehen. Ich habe das (unveröffentlichte) Tagebuch eines deutschen Emigranten gelesen und gesehen, wie tief deprimiert ein deutscher Schriftsteller über die Bündnispolitik des Vatikans mit den faschistischen Mächten war. Und diese Eintragungen sind ja die täglich festgehaltenen Eindrücke eines Chronisten, verzeichnen die unmittelbare Wirkung dessen, was Pius XII. sagte oder eben nicht sagte – sie sind keine kunstvoll geschmiedete Attacke, die mit vorsätzlicher Bosheit literarisch argumentiert. Diese Tagebuchnotizen sind eher erschütternde Hilferufe – die nie ankamen, Verzweiflungsschreie eines Menschen, der Mord und Gewalt in seiner Heimat toben sieht, seine Familie ausgerottet weiss – und gleichzeitig alenthalben erfahren muss, wie Pomp und Ornat wattegleich das Unrecht dämpfen. Auch in Verzweiflung und Erbitterung steckt doch – ein negativ gewendetes – Vertrauen; es ist enttäuschend zu sehen, dass die katholische Public-Relations-Maschinerie jetzt zu argumentieren sucht, statt zu akzeptieren; verzweifeln kann man nicht, wenn man nicht eine moralische Macht irgendwann in dem anerkannt hat, an dem man jetzt zweifelt. Wieviel schlimmer wäre es, wenn niemand etwas vom Papst, vom Katholizismus erwartet hätte. Aber dass eine Erwartung da war, die getäuscht wurde, dass jedermann eine Aufgabe sah, der sich Pius XII. nicht stellte – das ist, so will mir scheinen, das moral-theologische Problem. Was musste in jedem Anti-Nazi vorgehen, der 1936 auf die Behauptung einer Nazi-Zeitung, Pius XII. sei Halbjuden, des Münchner Kardinals Faulhaber Entgegnungspredigt hörte:

«Der Papst sei ein Halbjuden, seine Mutter eine holländische Jüdin gewesen. Ich sehe, meine Zuhörer fahren vor Entsetzen empor...» Derselbe Kardinal unterzeichnete einen Aufruf der Bayerischen Bischöfe zur Volksabstimmung am 12. November 1933, in dem es hiess:

«Die Katholiken bekennen damit aufs Neue ihre Treue zu Volk und Vaterland und ihr Einverständnis mit den weitschauenden und kraftvollen Bemühungen des Führers, dem deutschen Volke die Schrecken eines Krieges und die Greuel des Bolschewismus zu ersparen ...»

Man muss gar nicht notwendigerweise Kirchgänger sein, um nicht doch vor dem Priesterrock, vor Amt und Würde dieses Berufes einen tiefen Respekt zu

haben; fast jeder, der in unserer bürgerlichen Welt aufgewachsen ist, wäre besonders betroffen, wenn ein in die Wohnung gebetener Priester Löffel stiehlt – betroffener, als durch einen Diebstahl jedes anderen Menschen. Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Sonder-Moral berechtigt ist, dem Amt etwas Säkulares auflädt, wozu es nicht geschaffen und geeignet ist: Menschen in Not fassen zum Priester Vertrauen. Wie erschreckend nun aber, wenn nicht silberne Löffel gestohlen werden, sondern eben dieses Vertrauen – wie arm hat sich die Kirche selber damit gemacht! Und wie armselig jetzt die Rechtfertigungen, die Unbussfertigkeit, das Wegdisputieren. Es geht gar nicht darum, dass natürlich – wer würde es anders erwarten – Pius XII. eine Schlüsselfigur der Gegenaufklärung, auch des militanten Anti-Sozialismus war. Es geht darum – und kein Care-Paket ins Nachkriegsberlin argumentiert das aus der Welt –, dass er sich sehenden Auges und willentlich mit den Mächten der Finsternis verband, dass er nicht nur seine Stimme gegen Massenmörder nicht erhob, sondern auch später Schonung für sie erbat.

Sehenden Auges? Es genügen als Beweis für diese Behauptung einige von zahllosen möglichen Zitaten. Hitler erklärte in der Sitzung des Reichskabinetts am 14.7.1933:

«Dieses Reichskonkordat, dessen Inhalt mich überhaupt nicht interessiert, schafft uns eine Vertrauenssphäre, die uns bei unserem kompromisslosen Kampf gegen das internationale Judentum sehr nützlich ist...»

Er hatte sogar schon vor der Machtübernahme aus seinen Plänen keinen Hehl gemacht (1930):

«Wenn ich einmal zur Macht gelangt bin, wird die katholische Kirche nichts zu lachen haben; um aber an die Macht zu gelangen, kann ich ihre Hilfe nicht entbehren.»

Und Kardinal Faulhaber interpretierte Erfolg und Wirkung des unseligen Konkordats 1936 ganz richtig:

«Millionen im Ausland standen zuerst abwartend und misstrauisch dem neuen Reich gegenüber und haben erst durch den Abschluss des Konkordates Vertrauen zur neuen Regierung gefasst.»

Sehenden Auges! Selbst die internen Verhandlungen über Konkordat und Verhältnis NS-Staat und katholische Kirche haben nie einen Zweifel offen gelassen über die Pläne des Gefreiten Schicklgruber. Vor mir liegt eine zwei Seiten lange Aktennotiz über eine Konferenz von Bischof Dr. Berning und Generalvikar Prälat Dr. Steinmann nachmittags zwei Uhr mit Reichskanzler Hitler am 26. April 1933 (datiert vom 7. Juni 1933). Bei dieser – einer von unzähligen – Konferenz waren sich beide Seiten mit delikater Selbstverständlichkeit einig:

«... besonders der deutsche Staat sei ohne die feste Basis des Christentums gar nicht denkbar... Gottlosigkeit und Bolschewismus seien nur mit Härte und Gewalt niederzukämpfen... In den Ausführungen hat Hitler mit der grössten Hochachtung von der katholischen Kirche gesprochen. Er kam dann auf die Judenfrage zu sprechen. Hitler berief sich für seine Judenfeind-

lichkeit auf die katholische Kirche, die die Juden ebenfalls immer als Schädlinge angesehen hätte, die wegen der sittlichen Gefahren verboten hätte, dass Christen bei Juden in Dienst treten. Aus eben diesem Grunde hat die Kirche die Juden in das Ghetto verbannt. Er sieht in den Juden nur die Schädlinge für Staat und Kirche, und deshalb will er die Juden mehr zurückdrängen, insbesondere vom Studium und den öffentlichen Berufen... Mit diesen Ausführungen decken sich dann auch die Ausführungen des Kultusministers sowie des Ministerpräsidenten Göring... Auf alle Fälle müssten aber, wie Herr Göring betonte, sich die katholischen Organisationen freihalten von Parteipolitik und liberalistischen und marxistischen Ideen. Bezüglich des Beamtenabbaues erklärte er, es würden unweigerlich alle marxistisch gesinnten Beamten entlassen, um Platz für die nationalsozialistischen Beamten zu schaffen.»

Man braucht keinerlei Böswilligkeit dazu, eine Linie von solchem Beginn bis zu Pius' XII. deutschfreundlichen Friedensvermittlungen im Jahre 1944 zu sehen. Seine Pfingstansprache am 2. Juni 1944 vor dem Kardinalskollegium in Rom – zwei Tage, bevor die Alliierten die Stadt einnahmen – wurde in aller Welt als Geste der Deutschfreundlichkeit gewertet. Herbert L. Matthews berichtet der «New York Times» am 5. Juli 1944 aus Rom von Verhandlungen Weizsäckers und des amerikanischen Kriegsministers im Vatikan und schreibt unter anderem:

«Die einzige Sorge des Papstes gilt ganz offensichtlich der Gefahr des Kommunismus in Europa.» «Reden wie die vor den Kardinälen und andere unbeabsichtigte Ermutigungen der Deutschen» hätten in Washington und anderswo einen äusserst negativen Eindruck hinterlassen. Es nimmt nicht wunder, dass es ausgerechnet der später zu traurigem Ruhm gelangte US-Senator McCarthy war, der des Vatikans Vorschläge für einen «gerechten und billigen Frieden» und «*honorable solutions*» für Nazi-Deutschland in Amerika propagierte und Roosevelt darauf einschwören wollte.

Besonders grotesk ist nun, wenn von der katholischen «Neuen Bildpost» bis zum Deutschen Bundestag «bedauert» wird, dass hier die geschichtliche Schuld von den Deutschen genommen werden solle. Kein einziger Satz von Hochhuths Stück berechtigt dazu, und nirgends im «Stellvertreter» ist auch nur etwa angedeutet, der Papst habe «Schuld» an der Ermordung der Juden. Das Argument, Rolf Hochhuth habe Nazis und Neonazis mit seinem Stück gedient, bewegt sich ungefähr auf der Ebene, die Autoren der «Weltbühne» hätten den Nationalsozialismus herbeigeführt. Merkwürdig nur, dass Hochhuth auf diese Weise nicht zum gefeierten Stern der «Soldatenzeitung» wurde – dass er vielmehr auch von deren Tintenkulis eifrig bespritzt wird.

Man müsste dieser demagogisch verdrehten Fragestellung noch nachgehen: hat ein deutscher Autor, nachweisbar ohne blutige Hände, nicht das Recht, das Versagen oder gar Verbrechen anderer darzustellen? Ist es – um ein anderes

Beispiel zu wählen – dem Abgeordneten des britischen Unterhauses, R.H.S. Crossman, vorbehalten, und einem Deutschen verboten, festzustellen:

«Die Zerstörung Dresdens im Februar 1945 war ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit, dessen Urheber im Nürnberger Prozess hätten angeklagt werden müssen, wäre dieser Prozess nicht zu einem blossen Instrument alliierter Rache degradiert worden.»

Ist die Wahrheit nur wahr aus dem Munde eines englischen Politikers? Trotz – oder gerade wegen – Auschwitz haben Deutsche das Recht, die sinnlose Zerstörung Dresdens und die Menschenjagd auf die aus Trümmern und Feuer Fliehenden ein Verbrechen zu nennen, das dem von Hiroshima in nichts nachsteht; strategisch war Dresdens Vernichtung nicht zu rechtfertigen und sogar wirkungslos: Fünf Tage später fuhrn bereits wieder die wichtigen Transportzüge fahrplanmässig ab Hauptbahnhof. (Man lese dazu: David Irving, «The Destruction of Dresden», London 1963.)

Wie merkwürdig, wie unwürdig auch, dass nun von offizieller kirchlicher Seite Verdammungsurteile gegen einen jungen deutschen Schriftsteller gesprochen werden, der sich erregt, der Unrecht und Versagen nicht hinnimmt, dessen Bitterkeit doch Zeugnis ist für den Respekt, den er der christlichen Moral und ihrer höchsten Symbolgestalt zu zollen bereit wäre. Manchem seiner Kritiker möchte man sagen: o hättest du geschwiegen.... Musste es zum Beispiel gerade Bischof Dibelius sein, der tadelnd seine Stimme erhob? Offenbar nimmt Dibelius an, niemand habe je seine Bücher und Artikel gelesen; dächte er anders, so müsste er wissen, dass sein Votum als so ungeheuer vorbelastet gelten muss, so verstellt von bösesten Urteilen und Vorurteilen, dass es keine Überzeugungskraft in dieser Auseinandersetzung mehr hat. Ein Kirchenmann, der 1935 vom «nordischen Menschen», «Herrenrecht» und «heroischer Lebensauffassung» spricht; ein Kirchenführer, der zu immer wiederholten Malen die Revolution von 1918 als von «den Mächten der Finsternis» kommend verurteilt und dem Flüchtling von Doorn nachweint; ein Kirchenfürst, der sich (in einem amtlichen Rundschreiben 1928) selbst als Antisemit definiert und die Courage hat, am 3. April 1933, zwei Tage nach dem ersten Judenboykott, dies über den Reichsrundfunk zu erklären:

«An den Schauernachrichten über die blutige und grausame Behandlung der Kommunisten in Deutschland ist kein wahres Wort. Auf Grund dieser falschen Nachrichten hat nun das Judentum in mehreren Ländern eine Aktion gegen Deutschland begonnen. Um diesen Boykott zu brechen, haben die deutschen Nationalsozialisten ihrerseits eine Boykottbewegung gegen das Judentum in Deutschland eingeleitet. Sie ist in absoluter Ruhe und Ordnung verlaufen.»

Hat der Bischof Dibelius, gewiss kein Nazi, aber ebenso gewiss kein integrierter Demokrat im eigentlichen Verständnis des Wortes, noch das Recht, ohne Misstrauen und Vorbehalt gehört zu werden? *Er* hätte, scheint mir, auch nicht mehr das Recht, gegen Dresdens Vernichtung zu protestieren. Wie seltsam ist doch dieses Land und wie instinktos: dass es wieder und wieder die Vorbelas-

teten, besser: mit Vorurteilen Belasteten sind, die verurteilen. Wohltuend dagegen die Worte Professor Gollwitzers, die er in seiner Predigt vom 10. März 1963 in Berlin sprach:

«Man hört von kirchlicher Seite nur Entrüstung, Verteidigung, Selbstrechtfertigung. Und nur das eine kleine Wort bekommen Gott und die Menschen nicht von diesen Kirchenleuten zu hören: es ist uns bitter leid. Verzeihe unsere Schuld, die so gross ist. Da werden evangelischen Bischöfen Äusserungen, antisemitische und nationalistische, aus ihrer früheren Zeit vorgehalten. Sie beschönigen und erklären und schwächen ab. Und nur das eine kleine Wort bekommen Gott und die Menschen nicht von ihnen zu hören: Es ist mir bitter leid. Verzeihe meine Schuld, die so gross ist.»

Tatsächlich: warum, so fragt man sich bedrückt, schliesst die Kirche – welcher Konfession auch – sich nicht in ihr eigenes Sündenbekenntnis, ihre eigene Beichte ein? Warum wird ein so dürrer Disput entfacht, wo vielleicht eher Dankbarkeit am Platze wäre, dass ihr Auftrag so ernst genommen wird; ein Auftrag, von dem jeder Mensch weiss, dass er nur zu Teilen erfüllbar ist – anders wäre es ja kein göttlicher. Auch der Pontifex maximus ist ein Mensch, ist fehlbar. Und ohne Zweifel: in diesem einen Punkt, an dem die Diskussion sich seit der Berliner Premiere von Rolf Hochhuths Stück wieder und wieder entzündete, hat er gefehlt: Hitler, immerhin, die Bestie in ihrer eigenen Falle, starb nicht ausdrücklich exkommuniziert.

Fritz J. Raddatz

Friedrich Luff

Tragisch und bedeutend

Im Theater am Kurfürstendamm – endlich! – wieder ein grosser, ein erregender Abend. Ein neuer Autor, und ein einheimischer dazu. Rolf Hochhuth. Er fasst nach heissen Eisen. Kein Beschöniget, kein schneller und ausgleichender «Wiedergutmacher». Er geht aufs Ganze. Dazu eine Aufführung, die bisher weitaus das Beste ist, was Piscator in diesem sonst unglücklichen Hause leistete. Es roch nach Skandal. Auseinandersetzung, ehrliche, war hier möglich. Es gab, als die Figur des letzten Papstes, Pius XII., szenisch angeklagt wird, beleidigte Zwischenrufe. Es gab Beteiligung und Spannung durchweg. Und es gab am Ende neben emphatischem Beifall für die erstaunliche Talentprobe eines neuen deutschen Dramatikers einige Buhrufe und Pfiffe solcher, die durch den Stoff und seine Behandlung beleidigt und verärgert waren. Die Diskussion hält an. Wenn sie sachlich bleibt, wird sie nur heilsam sein. Hier wird Gerichtstag auf der Szene gehalten. Hochhuth, der Autor, legt den Finger auf Wunden von gestern, die uns heute noch schmerzen müssen. Dafür sei er gelobt. – Um was geht es? Es geht um zwei Männer, der eine, protestantisch, im Kleide der SS, der andere, katholisch, im Jesuitengewande, die aufstehen, um endlich dem Unheil, soweit sie können, zu wehren. Zwei Gewissen werden aus christlicher Gewissenhaftigkeit aktiv. Der Krieg geht zu Ende. Der Mord an Millionen Juden geht weiter. Er darf nicht weitergehen. Die beiden Widerstandsmänner trachten nach Beendigung oder doch Eindämmung der Schande. Sie setzen ihre Hoffnung auf Rom. Der Papst, finden sie, müsste nun endlich eingreifen, müsste den Bannfluch gegen die Mordpest in Europa schleudern. Auch wenn die Kirche dreist selbst ins Martyrium gehen müsste, jetzt sollte sie sprechen, sie müsse es, wolle sie noch Christi Kirche bleiben. Die beiden Gewissensaktivisten gehen in Aktion. Sie bestürmen die Kardinäle und Machtträger des Glaubens. Sie dringen vor bis zum Papst. Die Kirche hilft den Verfolgten unter der Hand. Sie rettet in Klöstern und Kirchen und in versteckter Nächstenliebe Zahllose. Sie manövriert christlich – aber sie operiert nicht sichtbar. Sie tut den Aufschrei, sie formuliert den Bannfluch und den letzten, wirkungsvollen Protest gegen die Unmenschlichkeit nicht. Die beiden verzweifeln. Der junge glühende Jesuit legt das Zeichen der Verfolgung, er legt freiwillig den Judenstern an. Er will, da, wie er meint, der Stellvertreter Gottes auf Erden versage, dessen Stellvertretung im privaten Entschluss übernehmen. Er geht nach Auschwitz. Er tröstet, er leidet, er stirbt, er sühnt, er macht gut, wo, wie er glauben musste, die Kirche ihren Ruf und ihre Pflicht nicht hörte und voll versah, als sie dem Übel nicht klar und deutlich genug wehrte. Dies, liebe Hörer, ist ein sehr christliches Stück, auch wenn es Vertreter der Christenheit in Frage stellt und oft – wie ich meine – unziemlich kritisiert und attackiert. Es hat – das zum Formalen – einen fast schillerischen Elan und eine wahrhaft dramatische Emphase.

Das ist erstaunlich. Bis zur Pause ist, was Piscator aus dem überlangen Manuskript destilliert hat, endlich wieder im echten Sinne tragisch und bedeutend. Da stimmt es. Es wird – und das gewiss vorgefasst und vorsätzlich – es wird tendenziös und fragwürdig, wenn die Figur des Papstes Pius nur immer angeklagt wird. Sie darf sich kaum wehren. Bei Schiller hat Don Carlos recht – und König Philipp auf seine Weise auch. Daraus erst entsteht die wahre Tragik, die Unlösbarkeit des Dilemmas. Hier wird dem Papst keine Chance gegeben. Er wird als kleinmütig gezeichnet – warum er sich gegen die grosse Geste der Verneinung wehrt, warum er es müsste, das wird nicht ersichtlich. So sinkt das so gross und emphatisch begonnene Stück sofort ab. Es wird – und wieder gewiss mit Vorsatz und Berechnung – tendenziös. Es wird vielen Gläubigen anstössig werden dadurch. Und es verliert automatisch auch für die, die ihm glauben möchten, an Grösse und Glaubwürdigkeit. Es endet literarisch-rhetorisch. Es endet in einem etwas peinlich hochgestochenen Diskurs zwischen dem Jèsuiten, der ins Martyrium von Auschwitz geht, und einer Höllengestalt der SS. Da wird strindbergische Bosheit angestrebt, aber nicht erreicht. Und da verliert das Stück auch die literarische, die menschliche Bedeutung, die es schon hatte. Gleichviel: einen so erregenden, einen so wichtigen Abend zeitgenössischen Theaters hatten wir nicht seit Langem. Das sei deutlich notiert. Ein so weiterwirkendes, aktives, in der Diskussion sich erst eröffnendes Stück auch nicht. Man soll die Diskussion jetzt ehrlich, soll sie ohne falsche Rechthaberei führen, und ohne böse Diffamierung nach beiden Seiten. Aber ein bedeutender Anlass ist plötzlich da. Und eine bedeutende Aufführung war es auch, die dem Anlass Ehre tat und half. Liebe Hörer, wir werden in einer Woche über Grundsätzliches und über Einzelheiten dieses bedeutenden Theateranlasses weiterprechen. Unsere Zeit ist für heute um. Aber dass man über ein neues deutsches Stück dieser Tage so ausgiebig und angeregt und aufgereggt überhaupt sprechen kann – ist das nicht wie eine Art Wunder!

Bis zum nächstenmal also – in einer Woche, gleiche Zeit, gleiche Welle, gleiche Stelle, herzlich auf Wiederhören!

RIAS Berlin, 3.3.1963

Dieter Hildebrandt

Bruchstücke eines grossen Zorns

Das Federlesen später. Zunächst einmal muss, nach diesem Mittwochabend im Theater am Kurfürstendamm, die Entdeckung eines jungen deutschen Dramatikers angezeigt werden. Eines szenischen Talents, das aus dem Zorn über ein heikles Kapitel Zeitgeschichte sich entwickelt zu haben scheint und dennoch nichts weniger ist als ein zorniger junger Mann oder ein Kolporteur unbewältigter Vergangenheit. Rolf Hochhuth, 31 Jahre alt, Verlagslektor in Gütersloh, im vergangenen Herbst halbherzig mit der Förderungsprämie des Gerhart-

Hauptmann-Preises bedacht, bringt in seinem ersten Stück zustande, was wir lange nicht bei einem deutschen Bühnenautor erlebt haben: Figuren mit lebendigem Profil, Szenen von scharfer und bewegender Kraft, ja von furiosem Pathos, geschmeidig-brisante, genau charakterisierende Dialoge. Und Hochhuth versteht sein Publikum zu bannen, betroffen zu machen kraft einer Leidenschaft, die alles andere denn theatralisch ist, sondern gewissenhaft, ernst, streng.

Das Stück «Der Stellvertreter», mit dem der junge Autor, nach mehreren Jahren der Vorarbeit, jetzt zum erstenmal auf die Bühne kommt, ist nicht bequem. Hochhuth hat es sich nicht leichtgemacht, er macht es auch seinem Publikum und seinen Rezensenten nicht leicht. Der Stoff ist ein Wagnis, vielen wird er ein Ärgernis sein. Dieses «christliche Trauerspiel», wie es im Programmheft ironisch heisst, behandelt die Rolle des Vatikans bei den Judenverfolgungen des Dritten Reiches, es stellt die Frage, ob Papst Pius XII. Entscheidendes getan habe, um die «Endlösung» zu verhindern. Und es verneint sie, ohne alle Umschweife. Hochhuth stellt den verstorbenen Pius nicht nur auf die Bühne, sondern auch glatterdings an den Pranger. Nicht einmal die Staatsräson lässt er ihm als Entschuldigung für seine Politik der Nichteinmischung; der Verdacht wird geäussert, dass der verstorbene Papst zu «hoch über den Geschicken der Welt, der Menschen» gestanden und aus der Abstraktion seines Amtes nicht mehr die Wirklichkeit, die grauenhafte Realität der Folterungen begriffen habe. Der Vorwurf, den Hochhuth erhebt, erscheint auf den ersten Blick tollkühn, verwegen, unerhört.

Die katholische Kirche in Berlin hat sich denn auch, noch vor der Aufführung, dagegen zur Wehr gesetzt. Der Katholiken-Ausschuss des Bistums Berlin verschickte eine Dokumentation, mit der die Hilfe des Papstes für die Verfolgten belegt werden soll. Nach Robert Leiber SJ wird dort zitiert: «Wo blieben die anderen Juden Roms? Sie haben sich zu Hunderten und aber Hunderten in die Häuser der religiösen Orden und Genossenschaften und anderer kirchlicher Institute geflüchtet. Pius XII. hatte wissen lassen, die kirchlichen Häuser könnten und sollten flüchtigen Juden Unterkunft gewähren...» Und es findet sich auch ein Satz aus dem Beileidsschreiben Dr. Nahum Goldmanns, Präsident des Jüdischen Weltkongresses, nach dem Tode des Papstes: «Mit besonderer Dankbarkeit erinnern wir uns all dessen, was er für die verfolgten Juden in einer der schwersten Prüfungen ihrer Geschichte getan hat.» Das ist ein gewichtiges Zeugnis, was lässt sich dagegen sagen? Hochhuth setzt einen Brief des deutschen Botschafters beim Heiligen Stuhl, des Herrn von Weizsäcker, dagegen, in dem es heisst: «Der Papst hat sich, obwohl dem Vernehmen nach von verschiedenen Seiten bestürmt, zu keiner demonstrativen Äusserung gegen den Abtransport der Juden (in Rom) hinreissen lassen... Der ‚Osservatore Romano‘ hat... am 25. Oktober ein offizielles Kommuniqué über die Liebestätigkeit des Papstes veröffentlicht, in welchem es in dem für das vatikanische Blatt bezeichnenden Stil, das heisst reichlich gewunden und unklar, heisst, der Papst lasse seine Fürsorge allen Menschen ohne Unterschied der Nationalität

und Rasse angedeihen. Gegen die Veröffentlichung sind Einwendungen umso weniger zu erheben, als ihr Wortlaut von den wenigsten als spezieller Hinweis auf die Judenfrage verstanden werden wird.»

Dieses Zitat steht am Ende des Stückes, wie es, gleichzeitig mit der Berliner Aufführung, im Rowohlt Verlag erschienen ist; ein Werk, das ungekürzt wohl sieben Stunden Spieldauer hätte und nicht nur in dieser Beziehung – wir wagen einen grossen Vergleich – an «Die letzten Tage der Menschheit» von Karl Kraus erinnert. Denn auch Hochhuth montiert seine Dialoge aus Sätzen, die überliefert, seine Szenen aus Vorfällen, die historisch belegt sind, seine Figuren aus Vorbildern, die ähnlich sich bewegt, verhalten haben. Nur dass bei ihm kein eigentlich satirischer Impuls vorliegt, sondern der eines Suchers nach der Wahrheit, nach dem Sinn, nach Verantwortlichen. Die eine grosse Szene, in der Satire erscheint, gleich aber sich steigert zu apokalyptischer Dämonie, in der Eichmann, der Arzt von Auschwitz und ein westdeutscher Industrieller auftreten, fehlt in der Berliner Aufführung. Die überdimensionale Länge des Stückes zwingt zu Kürzungen, besser gesagt, sie erlaubt sie; denn «Der Stellvertreter» ist bis zum Bersten voll mit der Aggressivität eines eifernden Moralisten. Das geht bis in die Regieanweisungen, kleine Prosastücke von sarkastischer Präzision, wo etwa ein Scharführer der Waffen-SS wie folgt charakterisiert wird: «Der Feldwebel heisst Witzel und sah 1943 den meisten seiner Landsleute ähnlich, so wie er als Oberinspektor der Stadtverwaltung zu D. den meisten Fünfzigjährigen ähnlich sieht...»

Aber wir haben hier nicht das Buch zu besprechen, sondern die Uraufführung in Berlin, wir haben auch nicht über die historische Wahrheit zu entscheiden, sondern darüber, ob die Wahrheit des Stückes folgerichtig, gerecht, auch nur plausibel ist. Und wenn nun vom Theaterabend selbst die Rede ist, so muss, in dreifacher Beziehung, Erwin Piscator genannt werden, der Intendant des Hauses der Freien Volksbühne, der jetzt seinem Ziel des engagierten und epischen Theaters so eindrucksvoll nahegekommen ist wie in seiner neuen Berliner Ära bisher noch nicht. Dem Theaterleiter Piscator gebührt Dank für die Courage, diesen Autor vorgestellt zu haben, dem Regisseur für eine Aufführung, die, bei ungleicher Besetzung, Härte, Eindringlichkeit und Würde hat; allein gegen den Dramaturgen Piscator wären Bedenken geltend zu machen, aber sehen wir zu:

Das Stück beginnt mit einer Szene in der Päpstlichen Nuntiatur zu Berlin, in der die beiden Hauptgestalten vorgestellt werden: Riccardo, der junge Jesuitenpater, der frisch in die Reichshauptstadt gekommen ist, ins Berlin des Jahres 1942, und der SS-Obersturmführer Gerstein, der in die Nuntiatur eindringt, um dem Vatikan Kenntnis zu geben von dem, was er auf einer Dienstreise gesehen hat: die Ermordung Tausender von Menschen. Der Nuntius entzieht sich dem Drängen Gersteins (der protestantischen Kreisen nahesteht und eine historische Gestalt ist), aber der junge Priester ist entsetzt. Er sucht am nächsten Tag Gerstein auf, gibt ihm, ohne Vollmacht, das Versprechen, der Vatikan werde pro-

testieren, mit der Kündigung des Konkordats drohen. Einem Juden, dem Gerstein zur Flucht verhelfen will, gibt der Geistliche Soutane und Pass. Er empfängt dafür, nebst einem schäbigen Anzug, den Davidstern. Er hält ihn gegen die eigene Brust. Das Grundmotiv des Stückes ist angeschlagen: der Gedanke des christlichen Mitleids, in der nüchternen Form des Mitleidens. Ist Christentum anderes als Nächstenliebe? Hat Christus sich nicht geopfert für uns alle? Ist der Stellvertreter Christi, der Papst, nicht gebunden, das Martyrium aufs Neue auf sich zu nehmen, wenn Menschen, Mitmenschen, verfolgt werden? Riccardo, der junge Priester, reist bald darauf, am Tag der Niederlage bei Stalingrad, nach Rom, den Vatikan zum Protest gegen die Judenverfolgungen endlich zu bewegen. Eine grossartige Szene vor der Pause: wie Riccardo mit seinem Vater, einem römischen Grafen, und einem Kardinal zusammentrifft; wobei die hitzigen Auseinandersetzungen immer wieder durchbrochen werden von der Erwähnung eines Ordens, den der Graf soeben bekommen, und einer Orchidee, die der Kardinal mitgebracht hat. Die Gestalt dieses Kirchenfürsten ist die kraftvollste des ganzen Stückes; von Hans Nielsen mit satter Behaglichkeit und strenger Jovialität, mit genauer Nuancierung der fortwährenden «Nicht-wahrs?» versehen, war hier auch darstellerisch der Mittelpunkt. Dann ein abenteuerlicher Auftritt in einem Ordenskloster; zahlreiche Juden haben hier Zuflucht gesucht, andere sind von der SS aus ihren Häusern geschleppt worden, «unter den Fenstern des Vatikans». Riccardo und Gerstein haben einen wahnwitzigen Plan zur Ermordung des Papstes, die man dann der SS zur Last legen will.

Hier geht das Seelendrama (wenn man es so nennen will) in Indianerspiel über. Dies hätte gestrichen werden müssen zugunsten der vorhergehenden Szene, in der die Verschleppung einer jüdischen Familie aus Rom gezeigt wird. Nur aus der unmittelbaren Anschauung kann die Empörung Riccardos verständlich werden, die sich dann gegen den Heiligen Vater selbst richtet. Denn was sich in der Vatikanszene begibt, ist ungeheuerlich und kann, wenn überhaupt, nur glaubwürdig gemacht werden durch andere, schlimmere Ungeheuerlichkeiten: die Grausamkeit an unschuldigen Menschen. Diese Papstszene ist von grandioser Spannung, aber die Spannung wird überzogen. Die Autorität des Papstes, von der ja der Autor als einer grossen, anerkannten Macht ausgeht, ohne die der Vorwurf des Stückes nicht möglich wäre (denn es wird ausdrücklich auf die Person, nicht nur auf die Institution gezielt), darf nicht so strapaziert werden, wie es hier geschieht. Hier gab es denn auch den einzigen Pfiff aus dem Publikum. Und Pfuirufe nach dem Satz Riccardos: «Gott soll die Kirche nicht verderben, nur weil ein Papst sich seinem Ruf entzieht.» Dieter Borsche gab den Papst mit Dezenz, Ruhe und beträchtlicher intellektueller Distanz, seine Leistung heischte ganz spontan beim Publikum Respekt. Riccardo aber, den Judenstern am Priestergewand, geht den Opfergang nach Auschwitz, ein Stellvertreter des Stellvertreters Christi, um dort mit den Juden zu sterben. (Dem Pater Maximilian Kolbe, der so sich geopfert hat, ist das Stück gewidmet, auch dem Berliner Dompropst Bernhard Lichtenberg, der für die Juden

gebetet hatte und hingerichtet wurde.) Auschwitz ist, in der Fassung Piscators, nur noch ein kurzer Epilog, die Auseinandersetzung Riccardos mit dem Lagerarzt, der die Dimension des Bösen bekommt, die Statur Satans, eines gefallenen Engels, der mit seinen Morden von Gott eine Antwort erzwingen will. Schüsse, Todesschreie, das Ende.

Piscator lässt die Spieler, «wegen der besonderen Problemstellung», nicht vor den Vorhang nach der Aufführung. Ausser den schon Genannten sind es Hans-Albert Martens (Nuntius), Ernst Ronnecker (als ein versteckter Jude), Siegfried Wischnewski (Gerstein), Malte Jäger (Vater Riccardos), Richard Häussler (Lagerarzt) und Günther Tabor als Riccardo. Ihn hätten wir uns weniger weinerlich, ruhiger, auch energischer in seiner zunehmenden Empörung gedacht. So wird die schwierige Rolle, an der alles hängt, nur halb ausgefüllt. Bühnenbildner war Leo Kerz, die Zwischenmusiken schrieb Aleida Montijin. Der Hausherr hatte gebeten, von Applaus abzusehen. Am Ende kam doch Beifall auf, bewegter, hartnäckig-herzlicher Beifall, der den Autor schliesslich herausforderte und, zu guter Letzt, auch Piscator.

,Frankfurter Allgemeine Zeitung', 22.2.1963

Lieber Herr Hochhuth,

inzwischen hab ich nun Ihren «Stellvertreter» gelesen und fühle, dass ich Ihnen einen Brief schuldig bin. Leider kann ein Brief das alles, was zu Ihrem Stück zu sagen wäre, bei Weitem nicht aufnehmen (man müsste eine ganze Nacht darüber reden), zumal ein Brief in meiner Lage nicht: – seit Monaten nichts geschrieben und infolgedessen grässlich deprimiert, tausend blöde Geschichten um die Ohren, in vorwiegend unerwünschter Korrespondenz, die ständig nachwächst, halb erstickt...

318 Seiten lang bearbeiten Sie den Leser mit Keulenschlägen, durch jeden Akt, jede Szene, jeden Dialog wird man von neuem in ausweglose Depressionen gestürzt, der letzte Akt ist ein einziges Höllenbad der Verzweiflung. Dabei würden Sie nur allzu recht haben, wenn Sie mir erwidern würden, dass die Wirklichkeit noch viel verzweifelter war. Dies Thema so direkt anzugreifen, setzt einen Mut der Verzweiflung voraus. Den haben Sie aufgebracht, und dafür gebührt Ihnen der tiefste Respekt, stellenweise auch Bewunderung. Sie haben, um mit einem gängigen Schlagwort zu sprechen, den denkbar radikalsten Beitrag zur Bewältigung der sogenannten unbewältigten Vergangenheit geleistet. Nun aber kommt das grosse Fragezeichen: das Thema (Auschwitz) ist weder «künstlerisch» noch «menschlich», weder emotional noch intellektuell wirklich zu bewältigen. Es ist ein Thema ausserhalb der menschlichen Fassungskraft, es ist die Geschichte gewordene Geisteskrankheit, die niemand mehr verstehen kann, es ist die Geschichte gewordene absolute Böse, das intellektuell und künstlerisch nicht mehr artikuliert werden kann: vielleicht das einzige Ereignis der Weltgeschichte, von dem wir das sagen müssen. An der Unzugänglichkeit des Wahnsinns für menschliches Verstehen scheitert unsere

seit 17 Jahren fortgesetzte Bemühung, mit Auschwitz «fertig zu werden», und daran scheitert auch Ihr Stück. In der antiken Tragödie, auch wenn es «vernichtend» zugeht, auch wenn ihre Schrecken sich in Gestalt von barbarischen Greueln präsentieren (Medea etc.), wird *Sinn* entfaltet, unter Tränen und Schauern offenbart sich ein begreiflicher Zusammenhang des Bedeuten, weshalb denn die Wirkung nicht schlechthin zermalmend, sondern – laut Aristoteles – «kathartisch», reinigend war. In einem «christlichen Trauerspiel» – und ein solches behaupten Sie geschrieben zu haben – brauchen Sie mindestens den glaubwürdigen Märtyrer. Ihr Riccardo hat aber, verzeihen Sie, gar kein rechtes Gewicht, er bleibt zweidimensional, ein Schemen mit einem einzigen richtigen, aber eher politischen Gedanken im Kopf. Zuletzt spielt ihn der «schöne Teufel» weitgehend an die Wand, kraft grösserer Wesensdichte, und sterben tut er – das haben Sie vollkommen richtig, zeitgemäss-konsequent gezeigt – einen anonymen Massentod, den niemand bemerkt. Was da zuletzt an die Wand oder in den Rauch geschrieben erscheint, das ist nicht entfalteter Sinn, sondern der reine höllische Widersinn.

Sie erwähnen Celan und seine «Todesfuge» auf Seite 269. Sie sagen: «Denn so gross auch die Suggestion ist, die von Wort und Klang ausgeht, Metaphern verstecken nun einmal den höllischen Zynismus dieser Realität, die in sich ja schon masslos übersteigerte Wirklichkeit ist – so sehr, dass der Eindruck des Unwirklichen usw.» Ich würde darauf antworten, dass es *nur* so geht, wie Celan es versucht hat, *nur* durch metaphorische Übersetzung und «Verfremdung». An einem als Realität, als faktische Szene gedachten Auschwitz rennt sich der Dichter den Schädel ein. (Siehe dazu – *cum grano salis* – Lessings Ausführungen zum Laokoon, besonders seine Theorie des fruchtbaren Moments.)

Es widerstrebt mir (wem würde es nicht widerstreben?), angesichts eines Themas, das einzig und allein *moralisch* relevant ist, auf technische und ästhetische Fragen einzugehen, aber da Sie Ihre Arbeit in Form eines Dramas vorgelegt haben, muss man es wohl tun. Vor allem: Ihr Stück ist viel zu lang, mindestens doppelt so lang, wie es sein sollte. Die viele, viele Seiten bedeckenden Auseinandersetzungen über die Protestpflicht des Papstes wirken von einem bestimmten Zeitpunkt an ermüdend. Dadurch bringen Sie die gar nicht wenigen, oft sehr geschickt erfundenen Handlungselemente, den «Plott», wie Brecht sagen würde, um ihre Wirkung. Vor allem viel zu viele (und zu umfangreiche) Duo-Dialoge, ein notorischer Fehler des dramatischen Anfängers. Dabei ist vieles, was im Dialog gesagt wird/ dort wo er «essayisierend» wird (zum Beispiel gegen Schluss: der «Doktor» über Nietzsche, Hegel etc.), hochinteressant und sehr geschickt.

Die «guten» Charaktere (Riccardo!) sind fast alle zu dünn, überhaupt fehlt es an Dimension im Gestalten von Charakteren. Gut sind die Chargen (Witzel), überhaupt die Dialektsprecher. Gerstein wirkt gar nicht sehr «zwielfichtig», eher ein bisschen fad. Das hat er nicht verdient, von seiner Funktion her. Es fehlt auch da an Wesensdichte. Auch ist es wohl ein Kunstfehler, ihn irgendwann einfach aus der Handlung fallen zu lassen, als sei er ein verlorengegangene-

nes Postpaket. Gut getroffen der Ton am Hof des Papstes, der Papst und die Seinen wirken jedoch zu sehr als Chargen. Ob der Ton in deutschen Industriel- und SS-Ärzte-Kreisen ebensogut getroffen ist, wage ich zu bezweifeln. Ihr Zynismus wirkt ein bisschen plump, zu massiv schurkisch. «Gemischte» Charaktere würden das Verhängnis des allgemeinen Bösen plastischer, lebendiger heraustreten lassen. Über den «schönen Teufel» wage ich kaum noch etwas hinzuzufügen. Er ist Ihnen unheimlich gut gelungen, falls eine solche Figur nicht den Bereich menschlicher Anteilnahme schon überschreitet.

Was Ihre «sprachliche» Begabung betrifft, so habe ich viele gute, ja erstaunliche Stellen gefunden, zu denen jeder man gratulieren möchte. Leider reicht meine Zeit nicht aus, um sie alle herzuzählen. Dass ein Dichter in Ihnen steckt, kann man kaum bezweifeln...

Wie ist es Ihnen inzwischen ergangen? Haben Sie was gegen den Verlag unternommen? Haben Sie am Ende einen anderen Verleger gefunden? Oder haben Sie blutenden Herzens verzichtet? (In der Ostzone würden Sie das Buch vielleicht unterbringen, aber glauben Sie nicht auch, dass Sie sich daipit in ein falsches Licht setzen würden? Verzwickte Situation, typisch für unsere Lage...) Ich sehe im Augenblick keinen beschreitbaren Weg, was mir herzlich leid tut.

Ich würde mich freuen, von Ihnen zu hören, und bin

mit herzlichen Grüßen und
allen guten Wünschen Ihr

H. E. Holthusen

New York, 19.2.1963

Philipp Wolff-Windegg

Gewissen und Macht

Rolf Hochhuth hat mit seinem Drama «Der Stellvertreter» ein Zeitstück – vielleicht das erste seit Kriegsende – geschaffen, das standhält. Es wurde vor Kurzem in Berlin von Erwin Piscator uraufgeführt; der Text ist soeben bei Rowohlt in Hamburg in Buchform herausgekommen.

Ein ungeheuerliches Stück! Eines jener Werke, denen man beliebig viele Verstöße und Schwächen im einzelnen nachweisen kann, um diese dann alle unter dem Ansturm des Ganzen so radikal zu vergessen wie nur irgend möglich. Ein Dichter, dessen Leidenschaft sich mit nichts Angenähertem und Vorläufigem zufriedengibt, und dessen Intelligenz, tödlich scharf, durch den Trug der Welt und durch alle Formeln und Beschwichtigungsversuche hindurchsticht bis zum Kern – und sollte sie den Kern dabei vernichten. Hier wird nicht ausgewichen: weder ins Kabarettistische, das heute so beliebt ist – und so entsetzlich billig, noch in die Allegorie, weder ins Pathos noch ins Anti-Pathos; hier ist aber auch nicht eine jener literarischen Fabriken am Werke, die sich so gern der Stof-

fe der jüngsten Vergangenheit bemächtigen und sie zu wohlgemeinten und völlig untauglichen Reissern degradieren. Hier schreibt ein einzelner, weil er muss.

Die dramaturgische Problematik seines Vorhabens hat der Verfasser selbst ungemein klar erkannt und formuliert: «Den folgenreichsten Ereignissen und Entdeckungen unserer Zeit ist gemeinsam, dass sie die menschliche Vorstellungskraft überfordern. Keine Phantasie reicht aus, um Auschwitz oder die Vernichtung Dresdens oder Hiroshimas oder Erkundungsflüge im Weltall oder auch nur industrielle Kapazität und Geschwindigkeitsrekorde vor Augen zu führen. Der Mensch kann nicht mehr erfassen, was er fertigbringt. Daher hat die Frage, ob und wie Auschwitz in diesem Stück sichtbar gemacht werden soll, uns lange beschäftigt. Dokumentarischer Naturalismus ist kein Stilprinzip mehr. Eine so überhöhte Figur wie der Doktor, der keinen bürgerlichen Namen trägt, die Monologe und anderes mehr machen deutlich, dass Nachahmung der Wirklichkeit nicht angestrebt wurde... (Aber) Metaphern verstecken... den höllischen Zynismus dieser Realität, die in sich ja schon masslos übersteigerte Wirklichkeit ist – so sehr, dass der Eindruck des Unwirklichen, der von ihr ausgeht, schon heute, fünfzehn Jahre nach den Ereignissen, unserer ohnehin starken Neigung entgegenkommt, diese Realität als Legende, als apokalyptisches Märchen ungläubhaft zu finden, eine Gefahr, die durch Verfremdungseffekte noch verstärkt wird. Hält man sich so weit wie möglich an die historische Überlieferung, so sind Sprache, Bild und Geschehen auf der Bühne schon durchaus surrealistisch...»

Dem ist nichts beizufügen.

Die Frage des Stückes: Warum hat Papst Pius XII. niemals gegen die Judenverfolgungen der Nationalsozialisten, selbst dann nicht, als Juden in Rom selbst verschleppt wurden, ausdrücklich seine Stimme erhoben? Wie ist es möglich, dass das Oberhaupt der Christenheit sich dieser elementaren christlichen Pflicht entzog? War es eine vielleicht kirchlichpolitische, aber unmenschliche Weisheit, oder war es Schwäche? Wenn aber der Papst nicht eingriff, wer hätte es sonst tun sollen?

Das ganze Stück ist nichts anderes als ein erbarmungsloser Kampf zwischen dem Verfasser und Papst Pius XII., oder zumindest dem Bild, das er sich von ihm gemacht hat, ein Kampf, wie ihn nur einer führen kann, der über alle Massen liebt. Ich habe nicht die geringsten Zweifel, dass nunmehr ein geschlossener Harst von Apologeten aufrücken wird, der nachweist, welche zeithistorischen, theologischen und psychologischen Schnitzer Hochhuth begangen hat. Man wird, und das keineswegs nur von katholischer Seite, alles tun, was möglich ist, um gegen die vernichtende Unmittelbarkeit des Stückes Verteidigungswerke aufzuführen: und wird gerade dadurch beweisen, wie ernst dieser Autor genommen werden muss. Hochhuth wird den Vorwurf aushalten müssen, er sei ein Ketzer und überdies vermutlich ein Kommunist – aber seine Angreifer werden einen schweren Stand haben. In einem meisterhaften Nachwort legt Hochhuth

seine historischen Quellen und seine Auffassung des historischen Papstes Pius XII. dar. «Er war kein ‚Verbrecher aus Staatsräson‘, er war ein Neutrum, ein überfleissiger Karrieremacher, der sich später oft mit abwegigen Spielereien die Zeit vertrieb, während die gequälte Welt, wie Bernhard Wall schreibt, von ihm vergebens ein Wort geistiger Führerschaft erwartete.» Im Schauspiel selbst freilich versucht Hochhuth, dieses Bild etwas menschlicher und tiefer zu zeichnen.

Die Handlung des Stücks kreist um die (historische) Gestalt des SS-Obersturmbannführers Kurt Gerstein, eines überzeugten Christen, der sich in den Machtapparat Hitlers einschlich, um von innen her gegen den Terror zu wirken. Es ist Gerstein, der den päpstlichen Nuntius in Berlin beschwört, auf den Papst einzuwirken, damit der ein Wort gegen die Judenverfolgungen spreche: während der Nuntius sein privates Mitgefühl und seine offizielle Ohnmacht eingestehen muss, ergreift die Darstellung Gersteins einen jungen Jesuitenpater, Riccardo, aufs Tiefste. Und als auch Riccardo sehen muss, dass in der Hierarchie des Vatikans das menschlich-christliche Mitgefühl für die verfolgten Juden hinter politischen, opportunistischen, abstrakten Erwägungen zurücktritt, dass das rote Gewand der Kardinäle, das die Bereitschaft zum Martyrium symbolisieren sollte, nichts mehr symbolisiert, dass sein Schrei in den Korridoren des Vatikans ungehört verhallt – da heftet sich Riccardo in seiner Verzweiflung und im Aufstand gegen seine Vorgesetzten selbst den Judenstern an die Brust und lässt sich nach Auschwitz deportieren. Wenigstens einer soll den Stellvertreter Christi vertreten, wenigstens einer für den katholischen Glauben zeugen, er zumindest, Riccardo, nimmt für sich das Recht des Ungehorsams gegen seine kirchlichen Vorgesetzten in Anspruch – ein Protestant im höchsten Sinne des Wortes.

Der Ausdruck «Protestant» möge nicht irreführen. Er soll auf keinen Fall besagen, und es liegt Hochhuth auch völlig ferne, dass hier eine Konfession gegen die andere ausgespielt wird; auch über die Haltung einer grossen Zahl evangelischer Christen zur Zeit des Dritten Reiches liesse sich, weiss Gott, ein vernichtendes Stück schreiben; Protestant soll hier bedeuten: dass sich jemand absolut dem Befehl des eigenen Gewissens unterwirft und damit gegen alle Satzungen und Institutionen mit ihrer lähmenden Selbstgenügsamkeit protestieren *muss*. Überhaupt missversteht das Werk, wer es anti-katholisch nennt. Wäre es das, so verlohnte sich kaum, darüber zu berichten. Immer wieder weist Hochhuth darauf hin, was katholische Geistliche unter Einsatz ihres Lebens getan haben, um die Opfer des Nationalsozialismus zu schützen und zu retten – und gerade dadurch wird das Schweigen des Papstes noch fürchterlicher, noch unverständlicher. Gerade dadurch aber stellt sich das Schauspiel als Ganzes auch in die Reihe der grossen Protestliteratur – gegen die Organisation und das «Neutrum», gegen die Herzlosigkeit der Macht und gegen ihre Grausamkeiten – für den Menschen.

Den leidenden Menschen. Den, der angesichts der Krematorien von Auschwitz nach Gott schreit:

Wo immer es sein wird, Du entsetzlicher Gott, *Dein* Himmel ist über
 uns, und die Henker Sind Menschen, von *Dir* ermächtigt.
 Siehst Du auch zu? Ja, Du wirst zusehen. – So treu
 Habe ich Dir gedient inmitten der vielen, die
 Dich missachteten, so gewiss war ich Deiner Allmacht:
 Wie *könnte* ich zweifeln, Unbegreiflicher, dass
 Du auch hier die Hände im Spiel hast! War Mein Trost bis ins Alter
 nicht die Gewissheit, Dass niemand, *niemand* Dir das Steuer entreisst?
 Es ist dieser Glaube an Dich, der mich vernichtet. –
 Lass Dich *warnen* um Deines Namens willen:
 Zeige nicht Deine Grösse, indem Du Kinder
 Im Angesicht ihrer Mütter verbrennst, damit
 Du in den Schreien der Gequälten Deinen Namen wiederhörst.
 Wer könnte im Rauch der Krematorien
 Deine Weisung zur Umkehr erblicken?
 Du massloser Gott – ist der Mensch Dir
 Am ähnlichsten, wo er masslos ist? Ist er
 Ein solcher Abgrund von Ruchlosigkeit, weil Du
 Ihn nach Deinem Bilde geschaffen hast? –
 Ich kann nicht mehr hadern, Du Schrecklicher,
 Nicht mehr beten, nur noch flehen:
 Lass mich nicht im Waggon sterben,
 Nicht vor den Augen der Enkel.

Auf dieses Gebet des alten Juden in Auschwitz gibt es keine Antwort. Wir wissen auch nicht, ob die Worte «*In hora mortis meae voca me*», die der sterbende Geistliche Riccardo sagt, wirklich noch etwas bedeuten können. Wir stehen am Schluss des Stücks vor dem Abgrund – und der Autor zeigt uns keine Brücke, sondern lässt einen Sprecher aus einem Brief des deutschen Botschafters am Heiligen Stuhl, von Weizsäcker, lesen: «Der Papst hat sich, obwohl dem Vernehmen nach von verschiedenen Seiten bestürmt, zu keiner demonstrativen Äusserung gegen den Abtransport der Juden hinreissen lassen. Obgleich er damit rechnen muss, dass ihm diese Haltung von Seiten unserer Gegner nachgetragen wird, hat er auch in dieser heiklen Frage alles getan, um das Verhältnis zu der deutschen Regierung nicht zu belasten. Da hier in Rom weitere Aktionen in der Judenfrage nicht mehr durchzuführen sein dürften, kann also damit gerechnet werden, dass diese für das deutsch-vatikanische Verhältnis unangenehme Frage liquidiert ist...»

Ich habe den Inhalt und das Wesen des Stücks, das auf der Bühne, ungekürzt wiedergegeben, mindestens zehn Stunden dauern dürfte, nur ganz knapp skizziert und bin auf Nebenfiguren und Nebenhandlungen nicht eingegangen. Die gespenstischen Szenen, in denen sich die nationalsozialistischen Verbrecher untereinander aussprechen, habe ich gar nicht erwähnt, noch auch die dämonische Gestalt des «Doktors», der den Satan schlechthin verkörpert. Ich habe kein

Beispiel des eindringlichen, meisterhaften Dialogs zitiert; kurz, ich habe sehr viel Wesentliches weggelassen, um den Kern des Stücks blosszulegen. Auch wäre alles literarische und kritische Gerede unangemessen. Das Stück ergreift den ganzen Menschen und schleudert ihn dorthin, wo er sich selbst nicht mehr belügen kann.

Ihr habt immer nach einem Zeitstück gerufen, das der Zeit wirklich gerecht werde. Nun habt ihr es! Seht zu, wie ihr damit fertig werdet!

„Basler Nachrichten“ 3.3.1963

Joachim Günther

Pius XII. und Rolf Hochhuth

Es ist etwas ziemlich Beispielloses geschehen: Das Theaterstück eines jungen deutschen Autors, den bis dahin niemand kannte, der einige Bühnenbegabung hat und darüber hinaus ein ernster, sympathischer Mensch ist, aber kaum als überragender Geist gelten könnte, hat das Bild einer säkularen Gestalt «trüben» können. «Pius XII. und Rolf Hochhuth», eine solche Namenverbindung wäre bis vor Kurzem noch abenteuerlich erschienen. Wider alle Massstäbe, die den persönlichen Rang betreffen, wider alle sonstigen Bedenken der Pietät und des Taktes, lässt sich die mit solchem «Und» ausgedrückte Beziehung inzwischen aber nicht mehr ignorieren. Der erfolgreiche Start des Theaterstückes «Der Stellvertreter» von Rolf Hochhuth in Berlin, dazu die erregten Pressediskussionen, die Übernahme des Stückes durch andere deutsche und ausländische Bühnen, die möglicherweise einen Welterfolg abzeichnet, sind Realitäten, die nicht mehr rückgängig gemacht werden können. Dabei liegt der Schlüssel für die Erregungen des Falles Hochhuth gar nicht zuerst in dem reinen Bühnen- und Publikumserfolg des Stückes. Dichtung und Theater haben ihrem Wesen nach nur vermittelnde Beziehungen zur geschichtlichen Wirklichkeit. Rolf Hochhuth hat ein gut spielbares Stück geschrieben – wir möchten es trotz vieler Einschränkungen sogar für das relativ geglückteste deutschsprachige Schauspiel der letzten zehn Jahre halten. Es ist lebendig, es hat glaubhafte Rollen und Vorgänge, und es bringt einen zeitnahen hochtragischen Stoff auf die Bühne, der zwar offen für jedermann dalag, vielleicht aber gerade darum so schwer in den rechten dramatischen Griff zu bekommen war. Dennoch würde dies alles kaum ausreichen, und umgekehrt hätte es dem Autor vielleicht sogar mehr an künstlerischer Reife und Gestaltungskraft mangeln können, ohne dass deswegen die Erregung um seinen Fall geringer sein würde. Der Treffer, der Hochhuth gelungen ist, bestand zuerst darin, dass er, wie naiv oder vorlaut auch immer, eine echte Frage der Geschichte unseres Jahrhunderts zur Sprache gebracht hat. Wir können uns hinterher nur wundem, dass man die Frage dieses Stückes nicht schon lange gestellt hat. Sicher ist nur, dass sie irgendwann einmal gestellt werden musste, ob nun unmittelbar oder in literarisch maskierter Form.

Diese Frage lautet schlicht und unumwunden: Hat sich die christliche Kirche, haben sich insbesondere der Katholizismus und sein regierendes Haupt, den inkommensurablen Verbrechen gegenüber, die die Nationalsozialisten an den Juden begangen haben, dem Gesetz Christi auf optimale Weise gemäss verhalten? Dass eine solche Frage mit der Zuspitzung auf den Papst überhaupt gestellt werden kann, dazu bedurfte es einer gewissen Distanz und Verarbeitung des Geschehens. Erst mit dem Abklingen des unmittelbaren, noch dazu vom allgemeinen Kriegsschrecken überblendeten Grauens jener Ereignisse, wird es allmählich möglich, das Besondere und Einzigartige, das Millenare daran in den Blick zu bekommen. Der geschichtliche Sinn, der trotz allem hinter den düsteren Vorgängen liegen könnte (er hat sicher etwas mit der Gründung des Staates Israel und auf diesem Umwege auch mit der «Heilsgeschichte» zu tun), ist uns zwar bisher nur in vagen Umrissen ahnbar. Was wir aber bereits deutlicher als die unmittelbaren Zeitgenossen erkennen können, ist die besondere Qualität des Geschehens. Ein späterer Historiker, und gerade einer mit christlichen Bindungen, wird der präzisen Frage einfach nicht mehr ausweichen können, was die christliche Kirche, was der nach der Überzeugung ihres grössten konfessionellen Kollektivs mit der «Stellvertretung Christi» betraute Bischof von Rom auf jenes nicht nur alle Menschenwürde, sondern auch die Heilsgeschichte selber beispiellos schändende Geschehen «geantwortet» habe? Unsere bisherigen, gefühlsmässig schon etwas eingeschliffenen Antworten auf Fragen in einer solchen Richtung gehen dahin, dass wir auf den von beiden Konfessionen gemeinsam betriebenen Kirchenkampf, auf den Widerstand, auf die seit dem Altertum nicht mehr dagewesene Zahl christlicher Märtyrer, auf Rundschreiben der Bischöfe und auch des Papstes, im Wesentlichen aber auf tausend Einzelheiten und einzelne tapfere Menschen, unter Katholiken wie Protestanten, vom Grafen Galen und Pater Delp bis Martin Niemöller und Paul Schneider verweisen, und dass wir, die Summe solcher Aktionen und Opfer ziehend, behaupten, die Kirche habe bis auf geringe Unklarheiten in den Anfängen gewusst, mit welchen Mächten der Tiefe man es beim Nazismus zu tun hatte. Sie habe sich in diesem Kampf verjüngt und «gut geschlagen».

Daran ist viel Richtiges. Dennoch können diese Hinweise die zugespitzte Frage kaum zum Schweigen bringen, ob der Widersacher nicht doch einen «Rang» hatte, ob das Geschehen nicht so weit, ja so einmalig aus dem geläufigen Rahmen irdischer Schrecken und Schändlichkeiten herausragte, dass die Kirche Christi zentral, in ihrer obersten Spitze in der Kulmination der Verbrechen zu direktem Einspruch und (bei dessen vielleicht zu erwartender «Erfolglosigkeit») zu Opfer, Martyrium, Einsatz des Ganzen gefordert war? Dass Hochhuths Stück diese Frage stellt und dass es sie mit einer schon als überpersönlich zu klassifizierenden Leidenschaft erfüllt, ist ein Verdienst, ja eine Notwendigkeit, der man kaum auf die Dauer mit Hinweisen auf die traditionellen Bindungen des päpstlichen Amtes an eine allgemein gehaltene Sprache, auf mögliche «schlimmere» Folgen einer Intervention, auf die Notwendigkeit von

Politik und Diplomatie auch bei der Kirche, schliesslich – am kümmerlichsten – auf alles, was gleichwohl «in der Stille» geschehen sei, erwidern kann. Die bisherige katholische Polemik gegen jene Frage an Pius XII. scheint uns dabei zweierlei zu übersehen oder nicht angemessen zu beurteilen: es geht bei dieser Frage kaum um den persönlichen Charakter, die menschliche, geistige, ja die christliche Integrität des vorletzten Papstes. Alle Welt ist sich darüber einig, dass der Pacelli-Papst eine der geistesmächtigsten und bedeutendsten Figuren auf dem Stuhl Petri gewesen ist. Daran kann eine dichterische Zeichnung – die im Übrigen gerade an diesem Punkte in der Tat eine starke Ver-Zeichnung ist, das Stück hat hier seine schwächsten Stellen – auf die Dauer und bei ernstlichen Beurteilern sicher nicht das mindeste ändern. Es war deshalb auch gänzlich abwegig, den Papst durch seine Eigenschaft als Deutschenfreund verteidigen zu wollen und die angebliche Tendenz des Stückes darin zu suchen, dass hier wieder einmal «auf typisch deutsche Weise» eine Schuldabwälzung, noch dazu auf einen unserer treuesten Freunde, versucht werde. Die deutsche Tat-Schuld ist eine zentrale Sache, die unverändert hinter allen in die Vergangenheit gerichteten Schulderrforschungen als eine feste Grösse stehenbleibt. In ihr geht aber deswegen nicht alle übrige Unterlassens-Schuld der Welt einfach auf. Es wäre sogar eine subtile umweghafte Entwürdigung gerade dieses so deutschfreundlichen Papstes, wollte man sein spezifisches Problem in der damaligen Epoche nur deshalb nicht wahr werden lassen, weil es den Verdacht einer Schuldabwälzung auf einen Freund unseres Landes heraufbeschwört. Nein, diese Fragen haben eine tiefere Dimension, als sie in den bisherigen Polemiken erreicht wurde: Gerade weil der vorletzte Papst eine so bedeutende und intégre Figur war, erhöht sich die Tragik seines Problems. Wahrscheinlich hat er wirklich nicht ganz klar gesehen und nicht für möglich gehalten, dass, mit grösserer geschichtlicher Distanz zu den Ereignissen seiner Zeit, einmal bei ihm ein gewiss nicht einfach «menschliches», sondern ein nach den obersten Begriffen «christliches», ein «charismatisches» Versagen zur Erörterung gestellt werden könnte? Betet nicht die Kirche, betet nicht jeder einzelne Gläubige alleweil auch um Vergebung der Sünden, von denen sie und er *nichts* wissen, die aber dennoch immer wieder geschehen und die möglicherweise unsere grössten Sünden und Mängel sind? Ist der Papst etwa in diesem Sinne nicht Mensch wie alle andern Menschen gewesen, hat er nicht vielleicht, gerade wegen seines ungeheuren Geistesranges und Bewusstseinsgrades, eher in tieferer Gefahr als «einfältigere» Naturen gestanden? Man erinnert sich in diesem Zusammenhange unwillkürlich der peinlichen und ärgerniserregenden Vorgänge um seinen Tod, die mit seinem Leibarzt zusammenhingen, dem er viele Jahre sein volles Vertrauen geschenkt hat – gerade die Grossen der Welt und des Geistes zeigen bisweilen blinde Flecken, die die Verwunderung der Nachwelt erregen. So scheint es uns eine ganz falsch gerichtete Verteidigung, Pius XII. sozusagen grundsätzlich und ein für allemal von dem Verdacht eines wirklichen Versagens an einer Stelle, deren Besonderheit damals sicherlich

eher der naive moralische Sinn, als die weltweite, erfahrene Regententaktik erkennen konnte, reinigen zu wollen. Es wird wohl auch nicht gelingen, es wird eine bestenfalls «innerkatholische» Rehabilitierungsaktion bleiben, die die Macht der einmal aufgeworfenen Fragen nicht zum Schweigen bringt. Es braucht aber auch gar nicht zu gelingen. Der christlichen Kirche und ihren Repräsentanten steht es allemal schlecht an, bei einer gegen einzelne oder gegen das Ganze erhobenen Anschuldigung, ob sie nun wahr, übertrieben, halb wahr, viertelwahr oder sogar ganz erfunden sei, die Affekte und Reaktionen als erstes auf Rechtfertigung, Ablehnung, Berichtigung, statt auf Busse, Erwägung, ernste Bedenken zu richten. Gott wählt sich für seine Reinigungsprozesse und sogar für die dafür notwendigen «Denunziationen», oft genug «unangemessene», ja geringe Werkzeuge, ohne dass deswegen der Prozess, dem sie dienen müssen, als solcher unangemessen und unrein wäre. Schon kurz nach Pius' XII. Tode wurde geraunt, dass er wohl bald heilig gesprochen würde. Wir erinnern nur deshalb in diesem Zusammenhang daran, weil mit einer solchen Qualifikation der Unterschied, den wir herausarbeiten wollten, am besten gekennzeichnet werden könnte: «Heilig» ist, gerade nach katholischer Lehre, eine «übermenschliche», charismatische Qualität, die den empirisch-persönlichen Charakter, seine Lauterkeit, und auch den persönlichen Geist nicht unmittelbar betrifft. Eine Antwort und «Rechtfertigung» in dieser Richtung auf die Fragen, die die Gèschichte und die Nachwelt an den grossen Mann richten, wäre daher kaum von den besten Instinkten geleitet, ebenso wie es uns schwach, ängstlich und bloss «defensiv» erschiene, wenn die katholische Kirche die Verbreitung des Stückes und seiner Fragen nur zu hindern suchte, indem sie insistierte, dass es sich bei alledem um ihre eigenen Menschen und Probleme handele, die weder andere Christen noch gar eine glaubensungebundene Menschheit etwas angingen. Es war deshalb auch nicht falsch oder anmassend, vielmehr ein Akt erstaunlicher, bei ihm sonst nicht eben gewohnter Klugheit, dass der Berliner Erstregisseur von Hochhuths Stück, der streitbare Piscator, der kein geringes Verdienst am Ablauf der bisherigen Ereignisse hat, die Kennzeichnung des Stückes durch den Verlag als «Schauspiel» (siehe die bei Rowohlt erschienene Paperback-Ausgabe) durch Rückgriff auf die ursprüngliche Kennzeichnung des Autors «ein christliches Trauerspiel» korrigierte. Hochhuths Stück *ist* ein *christliches* Stück, wie hoch man auch seinen künstlerischen oder dokumentarischen Wert ansetzen möge.

,*Neue Deutsche Hefte*', Gütersloh, Heft 93, Mai/Juni 1963

Johannes Jacobi

Ein junger deutscher Dramatiker

Erwin Piscator schien «Der Stellvertreter» wie gerufen zu kommen. Das politische Engagement des Autors entspricht dem, was Piscator «Bekennnistheater» nennt. Dem Stück war 1962 zwar nur ein «Förderungspreis im Gerhart-Hauptmann-Preis» der Freien Volksbühne, Berlin, zugesprochen worden. In der Begründung wurde es immerhin «ein Brocken» genannt, und dem jungen Verfasser wurde bestätigt, dass er sich «mit ungeheurem Ernst und äusserstem Fleiss an eines der heissen Eisen unserer jüngsten Geschichte herangewagt hat, an das Problem der vorsichtig zurückhaltenden Stellungnahme des Papstes zur Judenverfolgung während des Zweiten Weltkrieges».

Bei der Uraufführung waren aus dem freilich mehr als abendfüllenden Stück drei Szenen (zwei vollständig, eine teilweise) gestrichen worden, denen bei der offiziellen Preisverleihung von Hermann H. Kamps «visionäre Kraft» zugesprochen worden war. Es sind, sieht man näher zu, realistische Szenen: im «Jägerkeller» zu Falkensee bei Berlin, wo NS-Funktionäre bei Fliegeralarm ein feucht-fröhliches Unterkommen finden; die Verhaftung und Deportation römischer Juden durch deutsche und italienische Soldaten «unter den Fenstern des Vatikans»; schliesslich ein beträchtlicher Teil des grauenhaften, in Auschwitz spielenden Aktes.

Piscator opferte durch diese Striche viel Farbe. Er liess stattdessen vorwiegend Diskussionstheater spielen. Eine wichtige Figur, der tatkräftige Widerstandskämpfer in SS-Uniform, Kurt Gerstein, erschien, aus der zwielichtigen Atmosphäre gelöst, manchmal fast unglaubwürdig, obwohl gerade Gerstein eine der historischen, nicht von Hochhuth erfundenen Gestalten des Stücks ist. Eine andere, der «Doktor», durfte nur in einem Teil der letzten Szene auftreten und wurde dadurch um die diabolische Leuchtkraft gebracht, die der Autor ihr verliehen hatte.

Piscator musste kürzen. Der Regisseur liess sich noch nicht einmal dort vom Autor verlocken, wo dieser in Regieanmerkungen Elemente des «Piscator-Stils» aus den zwanziger Jahren buchstäblich verlangt hatte.

Im Guckkasten des Kurfürstendamm-Theaters waren von Leo Kerz verhältnismässig kärgliche Szenarien aufgebaut. Auf den Versuch, in so beschränkten Bühnen Verhältnissen die Vernichtungsfabrik Auschwitz dokumentarisch zu inszenieren, liess sich Piscator, der weise gewordene Praktiker des politischen Theaters, gar nicht erst ein.

In Berlin wurden also nur sechs «Bilder» aufgeführt.

Harry Buckwitz hat den «Stellvertreter» inzwischen für Frankfurt angenommen. Man wird sehen, ob dort vielleicht ein ganz anderes Stück desselben Titels als Inszenierung herauskommt.

Piscator hatte sich auf die Bemühungen des jungen Jesuitenpaters Riccardo Fontana konzentriert, der den Papst, dem er persönlich nahesteht, zu einem Protest gegen Hitlers Judenverfolgungen bewegen will. Wenigstens sollte der Heilige Vater mit der Kündigung des Konkordats drohen.

In der Berliner Nuntiatur findet Fontana kein Gehör. In Rom, in der Wohnung seines Vaters, der ein Ratgeber des Papstes ist, spricht Fontana mit einem Kurien-Kardinal. Das Gespräch bewirkt nur, dass der aufsässige junge Jesuit von der Berliner Nuntiatur nach Lissabon versetzt wird.

Von dort fährt Fontana eigenmächtig nach Rom. Bei einem Ordensgeneral, der bedrohte italienische Juden in Klöstern versteckt, drängen Fontana und Gerstein darauf, dass der Papst jetzt endlich eingreift, da die deutsche Besatzung nun auch italienische Juden deportiert hat.

Höhepunkt in Piscators Stückfassung ist die vorletzte Szene, in der Papst Pius XII. selber auftritt. Riccardo Fontana treibt seine Argumentation bis zum persönlichen Affront gegen den Heiligen Vater. Erfolglos und enttäuscht geht der abgewiesene Jesuitenpater freiwillig mit einem italienischen Judentransport nach Auschwitz.

Bei der Uraufführung regte sich während der Papstszene Widerspruch im Zuschauerraum. Der Protest konnte sich jedoch nicht durchsetzen. Am Schluss überwog langanhaltender Beifall. Was da offenbar missfallen hatte, das war vorher, als noch kein authentischer Spieltext vorlag, bereits im «Petrusblatt» des Bistums Berlin zu lesen gewesen. Es war auch in einer Stellungnahme der Katholischen Nachrichtenagentur formuliert worden: Geschichtsfälschung und Herabsetzung eines verehrungswürdigen Oberhauptes der katholischen Kirche.

Die historische Substanz des Vorwurfs wird noch zu klären sein. Hier schon muss die Tatsache festgehalten werden, dass wieder einmal in Berlin, wie zuletzt bei der Aufführung von John Whittings «Teufeln» im Schillertheater, die Bühne unter Gesinnungsdruck gesetzt werden sollte. Anders sind solche Proteste, die *vor* der Aufführung, nicht etwa als fundierte Kritik hinterher, erhoben werden, nicht zu verstehen. Es wurden allerdings Textstellen vorher publiziert, die jedoch dann gar nicht gesprochen worden sind.

Wenn solche Pressionen Brauch werden sollten, gleichgültig, von welcher Seite sie kommen, dann hätten wir bald unsere Freiheit der Meinungsbildung wieder verloren – auch im Theater. Für den Spielplan einer Bühne ist ihr Intendant verantwortlich – sonst niemand. Das ist geschriebenes Recht im freien Deutschland.

Gewiss wiegt der Vorwurf schwer, den Hochhuth gegen Pius XII. und gegen die Kurie erhebt. Das Zaudern der Kirche soll vielen Juden das Leben gekostet haben. Hochhuth charakterisiert den Papst und höchste Würdenträger unter anderem als internationale Grosskapitalisten. Auch dadurch sei eine gewisse Schaukelpolitik und Vorsicht des Taktierens zu erklären.

Andererseits lässt Hochhuth den Papst eine an dieser Stelle doch recht bemerkenswerte weltpolitische Konzeption erläutern: «Die Staatsräson verbietet, Herrn Hitler als Banditen anzuprangern, er muss verhandlungswürdig blei-

ben... Und nicht nur um die Grenze nach Osten, auch um das Gleichgewicht zu halten, muss Deutschland lebensfähig bleiben.»

Der Papst ist aufgebracht über die «primitive Forderung» der Alliierten, wie sie in Casablanca zum Ausdruck kam, wo bedingungslose Kapitulation der Deutschen als Kriegsziel proklamiert wurde. «Warum erklärt man nicht, wir geben Frieden, sobald Herr Hitler beseitigt ist? Das wäre eine Basis, die auch uns erlaubte, Herrn Hitler anzuklagen, ohne dass der Protest sich gegen Deutschland richten müsste. Wenn schon Herr Hitler nicht, die *Deutschen* müssen unbedingt verhandlungswürdig bleiben.»

Erwägt man dieses Argument, das ja in Hochhuths Text auch steht und in Berlin gesprochen wurde, dann dürfte es sinnvoll gewesen sein, dass Piscator im Übrigen manches der Person des geistlichen Oberhirten Abträgliche gestrichen hatte. Dem Stück tat solche Milderung von Schärfen keinen Abbruch. Die Zentralszene gewann sogar. Das Gespräch zwischen Papst, Kardinal, Riccardo Fontana und dessen Vater liess eine für einen Anfänger ganz ungewöhnliche Kunst der Dialogführung erkennen. Nicht mit dialektischem Schnickschnack, nicht mit schnellem Hin und Her, sondern in weitausholender Gedankenführung wird da eine Szene aufgebaut, werden Auftritte neuer Personen und Abgänge aus dem Gesprächsverlauf zwingend begründet, und der Papst – wie immer man zu seinen Argumenten stehen mag – zeigt als Persönlichkeit mehr als die Konturen des höchsten Kirchenfürsten.

Diese Kunst des bühnenwirksamen Gesprächs verdient als Zeichen grosser dramatischer Begabung festgehalten zu werden (neben der realistischen Farbigkeit in Szenen, die in Berlin nicht mitgespielt wurden und die an Zuckmayers Teufels-General erinnern).

Zu all dem kam eine glückliche Besetzung der Papstrolle. Dieter Borsche ist vom Kaplan des «Nachtwache»-Films nun bis zum Stuhle Petri auf der Bühne avanciert. Zum Glück hat er inzwischen eine Reihe eiskalter Bösewichte und eleganter Krimineller gespielt. Aus solchen Kon-»trasten ist ihm eine schauspielerische Autorität zugewachsen, mit der er sich an die Verkörperung Pius' XII. heranwagen konnte. «Die eiskalte Glut seiner Augen», die von Hochhuth in einer Regieanweisung Seiner Heiligkeit nachgesagt wird, ist zwar Borschese Sache auch heute noch nicht. Doch korrigierte der Schauspieler die Charakterfolie, die Hochhuth entworfen hatte, gleichsam nach dem Leben und aus eigener Kraft.

Hochhuth: «Der Schauspieler, der Pacelli gibt, soll bedenken, dass Seine Heiligkeit viel weniger Person als Institution ist. Grosse Gesten, ein lebendiges Spiel seiner ausserordentlich schönen Hände und lächelnde, aristokratische Kälte genügen... Das Übrige sollte weitgehend der unalltäglichen, getragenen Sprache des Pontifex Papa überlassen bleiben.»

Dieter Borsche dagegen war ganz «Person» und liess durch die Institution Geist und Herz eines Staatsmannes und eines Menschen leuchten, der sich sein Amt schwerer macht, als der Autor es wahrhaben will.

In dieser Szene kulminierte Piscators Schauspielerführung. Immer wenn er

sich von Transparenten und akustischem Illusionsdonner trennt, erweist er sich als einer der prägekräftigsten Regisseure. So verhalf er auch Hans Nielsen zu einer dominierenden Leistung als Kurien-Kardinal.

Hochhuth hatte der weit- und weinfrohen Natur dieses Italieners einige sprachliche Stereotypen mitgegeben. Fast in jeden Satz flickt der Kardinal ein «ja» oder «nicht wahr» ein. Nielsen klammerte sich nicht an diesen «Otto», wie Schauspieler solch eine «Masche» nennen. Langsam anlaufend, gewann er im Papstgespräch politisches Format eigener Prägung und dialektische Geschmeidigkeit – bewundernswert.

Schliesslich bestätigte sich Piscators Kunst der sprachlichen Schauspielerführung an Günther Tabor (Riccardo Fontana). Von Barrault war dieser Darsteller, den sich das Wiener Burgtheater schon geholt hatte, bei der spektakulären Essener «Columbus»-Inszenierung (Claudel) in peinigend schrille Tonhöhen gejagt worden. Piscator setzte die Stimme tief an und wehrte jedem Ausbruch, der über die Kraft ging. Lieber liess er die Hauptrolle stellenweise unterspielen, als dass er dem Gewissenskampf des jungen Jesuitenpaters falsche, theatralisch forcierte Töne erlaubte.

Andere Rollen mussten unter den Textkürzungen leiden. Für eine wichtige Charge begnügte man sich sogar mit einer Fehlbesetzung: Malte Jaeger als Graf Fontana, päpstlicher Berater und Riccardos Vater.

Im grossen und ganzen jedoch riss Piscator das Theater am Kurfürstendamm, bevor es von der Freien Volksbühne zugunsten des neuerbauten Hauses aufgegeben wird, noch einmal auf Berliner Höhe.

,Die Zeit', Hamburg, 1.3.1963

Rudolf Hartung

Laudatio anlässlich der Verleihung des Berliner Kunstpreises, Junge Generation

Die Verleihung des Berliner Kunstpreises an Rolf Hochhuth ist nicht zu verstehen als Prämie für eine Sensation, nicht als die Honorierung eines Ärgernisses. Die Preisverleihung gilt dem Schauspiel «Der Stellvertreter», als dem ersten Werk eines Mannes, den ein leidenschaftliches Gewissen, Mut zur Unbequemlichkeit und eine grosse dramatische Begabung auszeichnen. Der Preis soll darauf hinweisen, dass Ausgangspunkt aller Diskussionen, der Angriffe und der Zugeständnisse, eben dieses Stück ist, und dass nur aus dem Rang der schriftstellerischen Arbeit, aus dem furiosen Ernst dieser Auseinandersetzung mit deutscher Schuld, mit christlicher Schuld, die Heftigkeit der Kontroversen sich erklärt. «Der Stellvertreter» ist eine Hoffnung für das deutsche Theater und seine moralische Funktion, und er ist zugleich ein Anzeichen dafür, dass in Deutschland die schwierigere Wiedergutmachung beginnt, die Besserung des

eigenen Charakters, die sich nicht in Zerknirschung, sondern Konfrontation mit Schwächen, in der Erkenntnis von Fehlern zeigt. «Der Stellvertreter» erlaubt kein Ausweichen; weder nach Andorra noch in die Zeit der Schuldlosen; er entbindet die Sprengkraft von Dokumenten, den Gewissenskonflikt historischer Entscheidungen; er rekonstruiert Vergangenheit, damit wir, was wir so fadenscheinig überlebt haben, noch einmal erleben, denkend, prüfend, stellvertretend. Das Stück von Hochhuth gibt die Dramatik dieses Vorgangs mit redlicher Aggressivität, mit grosser dialogischer Spannung, unter Verzicht auf Theatralik, wieder. Dass es in Berlin aufgeführt wurde, spricht nicht allein für den Mut des Theaterleiters Piscator; es zeugt auch für den kritischen, selbstkritischen Geist dieser Stadt, nach der sich die Auszeichnung nennt: Berliner Kunstpreis.

Berlin, 21. April 1963

Willy H. Thiem

Die Fehlbarkeit des Papstes oder der unteilbare Christus

Mit Rolf Hochhuth hat das Theater deutscher Sprache einen Eiferer von hohem, selbstverantwortlichem Rang und einen jungen Dramatiker von ungewöhnlicher Spannkraft gefunden. Sein Erstlingswerk «Der Stellvertreter» ist das bedeutendste Zeugnis christlicher Gewissensqual, das seit Jahrzehnten für die Bühne geschrieben wurde.

Hochhuths Grundfrage: Hat der Papst, hat der historische Pius XII., hat der Heilige Stuhl in seinem Verhalten gegenüber dem Hitler-Regime alles getan, was in seiner Macht stand, und alles versucht, was man von christlichen Würdenträgern in Zeiten der Gewissensnot verlangen muss, um gegen die Schande eines Zeitalters, gegen die Menschenjagd und den KZ-Mord aufzutreten?

Hochhuths historisch dokumentierte, aus den unterschiedlichsten Quellen geschöpfte, verzweifelte Antwort: nein.

Mit der Kritik an historischen Figuren begibt der junge Autor sich auf ein höchst gefährdetes Feld. Und mit seiner Gewissensattacke auf den Papst der Kriegsjahre bricht er mit einem Tabu. Er diskutiert, auf der dramatischen Szene, die Fehlbarkeit des Papstes. Und plädiert für den unteilbaren Christus der Nächstenliebe.

Wo andere vor der entscheidenden Konfrontation zurückgeschreckt wären und wo die meisten Autoren, innerhalb solchen Spannungsfeldes, mangels Substanz scheitern würden, da besteht Hochhuth nicht nur in der Lauterkeit seiner Gesinnung, sondern auch kraft seines ungewöhnlichen Könnens.

Das ist das grosse Wunder dieses Theaterabends: dass einer vermochte, was er sich vorgenommen.

Hochhuths Held im Schillerschen Sinne ist der junge, römische Minutant Fontana, der im auswärtigen Dienst der Kurie, in Berlin und anderswo, zum

Zeugen der Menschenjagd, zum unmittelbar verantwortlichen Zeitgenossen wird und daraus seine eigenen Konsequenzen zieht. Er weigert sich, den Kompromiss, die Überlegungen der kalten Staatsräson und des politischen Kalküls zu akzeptieren. Er fordert entschiedenen Protest, will mit allen Mitteln das hinhaltende Schweigen gebrochen wissen.

Er heftet sich einen Judenstern auf die Soutane und bezichtigt den Heiligen Vater der Fehlbarkeit. Und er geht nach Auschwitz, um das Schicksal der Hitler-Opfer zu teilen.

Auf diese Weise wird Riccardo Fontana zum Stellvertreter des Autors und zum Träger der Idee vom unteilbaren Christus und vom unteilbaren Gewissen.

Hochhuth ist dem diffizilen Thema an rhetorischer Kraft und künstlerisch distanzierender Objektivität nichts schuldig geblieben. Er hat nicht die verlockende Äusserlichkeit einer zündenden Provokation gesucht, sondern einen tragischen Konflikt in seiner Tiefe auf gespürt und gestaltet.

Erwin Piscator hat das Stück auf das Überschaubare gekürzt, hat es sachlich intensiv, ohne falsche Propaganda, ganz textbezogen und unmittelbar inszeniert. Und damit gelang ihm, gerade im Verzicht auf die Mittel des billigen Krawalls und der plakativen Banalbetonungen, an die er sich so gern verliert, gelang ihm in der Strenge und Bescheidung seine wirkungsvollste und künstlerischste und dichteste Leistung seit Jahren.

Hans Nielsen, für den Bühne und Film seit Jahren so viele alberne Spässe zu bieten haben, erwies sich als der grosse Diplomat und Kurienkardinal als Charakterdarsteller Von ungewöhnlichem Format, er verfeinerte, auf die delikateste Weise, Nuancen, die sich leicht zur Charge hätten erniedrigen lassen, und spielte mit souveränem Takt den christlichen Dialektiker.

Dieter Borsche war der spannungs-souveräne Mittelpunkt der Papstszene als Pius XII. Das schwierigste – und gefährdetste – ist selbst in Augenblicken spontanen Zwischenrufs, wie am Premierenabend, mit hinreissender Sicherheit geprägt.

Günther Tabor als der junge Fontana, der unermüdliche Akteur der Gewissensqual, und Siegfried Wischnewski als Gerstein, der Spion Gottes in der KZ-Welt, SS-Offizier in gefährlichster Tarnung, der wohl weiss, dass er für die Nachwelt den Mördern zum Verwechseln ähnlich sehen wird – sie spielen in gleicher Weise abendfüllend und vollendet spannungsgenau.

Die einzelnen Zwischenrufe am Uraufführungsabend waren spontan. Von einem Skandal konnte nicht die Rede sein. Dafür war Hochhuths Stück entschieden so gut und entscheidend über den flachen Reiz äusserlicher Provokation erhaben.

Piscator hatte sich freilich, unerforschlicherweise, dazu entschlossen, keine «Schlussvorhänge» ziehen zu lassen. Durch den beharrlichen Beifall wurde er schliesslich gezwungen, den Autor in die begeisterte Zustimmung hinauszuführen.

schicken, und dann kam, inkonsequenterweise, auch er selbst – während er aber seine verdiente Schauspielerschar nicht mehr vorzeigte.

Ein grosser Erfolg für Hochhuth und ein denkwürdiger Abend für das Drama aus deutscher Feder.

„Abendpost“, Frankfurt a.M., 14.4.1963

Ossia Trilling

Deutschland entdeckt einen neuen Dramatiker

Man darf Rolf Hochhuth angesichts der Kraft seines ersten Stückes «Der Stellvertreter», das gestern Abend im Theater am Kurfürstendamm in Westberlin aufgeführt wurde, eine erfolgreiche Zukunft vorhersagen. Das im Programmheft und in der Buchausgabe als «Christliches Trauerspiel» bezeichnete Stück «Der Stellvertreter» ist das Erstlingsdrama eines 31jährigen deutschen Autors, der etwas zu sagen hat und es auf zwingende Art und Weise sagt.

Hochhuth erhielt dafür im November des vergangenen Jahres einen Teil des Gerhart-Hauptmann-Preises. Dieser Preis wird von Juroren aus dem Vorstand der Freien Volksbühne zuerkannt, deren Intendant Erwin Piscator ist. Das Stück ist in rhythmischer Prosa verfasst, die ihm zugleich archaische Distanz und kraftvolle poetische Gegenwärtigkeit verleiht.

Durch die Verwendung des gewählten Untertitels richtet Hochhuth – nicht ohne Ironie – an die Zuschauer, unter denen sich zahlreiche Katholiken befinden dürften, die Aufforderung, das Verhalten von Papst Pius XII. während des Krieges neu zu überdenken. Nach Unterzeichnung des vor Kriegsausbruch geschlossenen Konkordats unterliess es der Papst, so meint der Autor, unmissverständlich und kraft seines Amtes gegen die unmenschliche Ausrottung der Juden durch die Nazis zu protestieren. «Der Stellvertreter» ist eine schockierende Anklage, geschrieben mit einem tief religiösen Sinn für moralische Rechtlichkeit und einer klugen Abgewogenheit der Argumente, die zugleich genial und aggressiv ist.

Beschränkte sich das Stück darauf, so wäre es nur eine theoretische Auseinandersetzung in Dramenform. «Der Stellvertreter» ist umfassender, und deshalb ist das Schauspiel, obwohl es manchem weh tun wird, atemberaubend gut. Das zugrunde liegende Thema hat universale Gültigkeit. Es ist vor allem eine echte Tragödie, die sich aus dem ungelösten Konflikt von selbstbezogenem Geltungsstreben und Uneigennützigkeit entwickelt.

Politisch gesehen – und das hat wohl Piscator gereizt – macht das Schauspiel die Kluft zwischen den Forderungen nationaler Interessen (in diesem Fall wohl besser über-nationaler Interessen) und der Liebe zum Mitmenschen, der christlichen Nächstenliebe, deutlich. Der geistliche Vater von 400 Millionen Seelen wird des zögernden Taktierens, der Schwäche, sogar der Feigheit angeklagt in einer Situation, in der allerdings schon der geringste Protest gegen

die Judendeportationen den «Kreuzzug gegen den Bolschewismus» hätte schwächen können. Hochhuths Held ist Pater Riccardo. Er ist eine erfundene Figur, obwohl die Träger der meisten Rollen, die er auf die Bühne bringt, etwa der protestantische Laienprediger Gerstein, der in die SS eintrat, um das Übel von innen zu bekämpfen, aus der Wirklichkeit stammen. Pater Riccardo, ein junger römischer Adliger und Vatikandiplomat, macht wiederholte, aber fruchtlose Versuche, den Papst zum Handeln zu bewegen. Er scheitert, heftet sich den gelben Stern an die Soutane und begleitet die Deportierten auf ihrem letzten Weg in die Gaskammer.

Dieses Handeln ist heldenhaft, aber nutzlos, erklärt ihm der scharfsinnige SS-Arzt im Auschwitz-Epilog. Aber zornigen jungen Männern, ganz gleich, wie ihr Lebensweg aussieht, fehlt oft die Weisheit der Älteren. Günther Tabor gestaltet als Schauspieler diese stolze Haltung, deren Antrieb das Entsetzen über die menschliche Unmenschlichkeit und die fatale Neigung zum Opportunismus ist, mit Überzeugungskraft und beachtlichen darstellerischen Mitteln. Dieter Borsche spielt den Papst mit Ernst und einem Unterton von Trauer, eine Interpretation, die Scham oder Aufbegehren hervorrufen wird, je nachdem, auf wessen Seite die Zuschauer stehen.

Eine starke schauspielerische Leistung zeigt auch Hans Nielsen als seidenzüngiger und sinnenfroher Kardinal. Seine kleinen Marotten lassen das Publikum der Tragödie in kurzen komischen Momenten verschnaufen. Siegfried Wischnewskis christlicher Widerstandskämpfer ist ein gelungenes Porträt dieses selten vorkommenden Typs von Idealisten. Piscator hat das Schauspiel mit ungewohnter Sparsamkeit der äusseren Mittel inszeniert. Mit Ausnahme einiger Projektionen auf dem Vorhang und der überzeugenden Geräuscheffekte ist die Aufführung ganz auf die Schauspieler konzentriert und höchst untypisch für Piscator. Die Bühnenbilder von Leo Kerz sind zutreffend.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass Piscator seinem Publikum gestern nur ein Drittel des gedruckt vorliegenden Textes bekanntmachte. Hochhuths literarische Vorbilder, sind Schiller, den er als Zeugen für die freie Behandlung historischer Stoffe zitiert, und, wenn vielleicht auch unbekannterweise, Thomas Hardy. Wegen seiner vielen Szenen und Personen erinnert «Der Stellvertreter» einen englischen Zuschauer trotz seiner Modernität stark an dessen Mammutdrama vom Kampf gegen Napoleon «The Dynasts». Das Thema ist in der Tat zu umfangreich, um sich in einem kurzen Theaterabend erschöpfend behandeln zu lassen.

*The Times Publishing Company 1963,
alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck mit freundlicher Genehmigung von
,The Times', London, 21.2.1963*

Marianne Eichholz

Ein grosses deutsches Drama

Gezeigt wird das Drama der unwidersprochenen Macht; gezeigt wird, wie einem Gewalttäter nicht in den Arm gefallen wird, obwohl es eine Instanz, eine Autorität gibt, die es vermag. Hitler, der keine Ahnung von den Konsequenzen eines Russlandkrieges hatte, besass sehr wohl eine Vorstellung von der Grossmacht des Stellvertreters Christi auf Erden. Er war[^]atholik. Er hatte gezeigt, dass er den Heiligen Stuhl respektierte. Er hatte das Konkordat mit dem Papst geschlossen. Gezeigt wird die Passion der Juden in den Jahren 1933 bis 1945, die in Auschwitz, Treblinka, Belzec endete. Der unterbliebene Widerspruch des Papstes gegen die Ausrottungsaktion ist der Anlass für Rolf Hochhuths Schauspiel «Der Stellvertreter», das am 20. Februar im Theater am Kurfürstendamm uraufgeführt wurde. Die Macht einer halben Milliarde Katholiken hätte gegen die Vernichtungsaktion in Bewegung gesetzt werden können. Mindestens hätte Pius XII. den klar ausgesprochenen Versuch einer Einmischung unternommen und so, im allerchristlichsten Sinn, seine Entscheidung treffen müssen. Dass er es, bewegt von der militärischen Macht Hitlers, die ihm die Zerschlagung des Kommunismus zu garantieren schien, und seiner eigenen detachierten Glorie, nicht tat, ist Hochhuths Angriffsziel.

«Der Stellvertreter» – der Autor nennt das Stück ein christliches Trauerspiel – ist nach Wittlingers «Kennen Sie die Milchstrasse?» das erste Bühnenstück eines deutschen Autors, das direkt, anschaulich, dramatisch am politischen Nerv operiert. Man muss zuerst vom Stück sprechen (und von der Aufführung absehen), das der Rowohlt Verlag als Paperbackband einen Tag vor der Premiere auf den Markt brachte. Da ist auf über zweihundert Seiten umfangreicher ausgebreitet, was Erwin Piscator gezwungenermassen verkürzt mit Bühnensmitteln darzustellen unternahm.

Der Ablauf der Handlung: Berlin im August 1942. Der Jesuitenpater Riccardo Fontana besucht den päpstlichen Nuntius in Berlin; im Radio die Meldung, dass deutsche Gebirgsjäger den Elbrus erstürmt haben. SS-Sturmabteilungsführer Kurt Gerstein erzwingt den Zutritt in die Nuntiatur; Orsenigo muss seinen Schreckensbericht über die Ermordung von Juden in Belzec und Treblinka anhören, Gerstein, unterstützt von Riccardo, fragt: Wann zerreisst der Papst das Konkordat mit Hitler?

Zweites Bild: Gemütliches Beisammensein mit Kegeln im sogenannten Jägerkeller in Falkensee bei Berlin, Anwesende: Eichmann, ein Rüstungsaristokrat, ein Professor für Schädelkunde, ein BDM-Mädchen Helga, der Lagerarzt von Auschwitz, genannt Doktor, und andere Nazigrössen. Gerstein berichtet Eichmann über Versuche mit Blausäuregas an Juden, die er entgegen dem Befehl nicht ausführte. Ein Fliegerangriff beendet die Szene.

Im dritten Bild: die von Bomben mitgenommene Wohnung Gersteins, wo

er den Juden Jacobson versteckt hält. Nacheinander erscheinen der Doktor – die beiden Prinzipien Zerstörung und Lebenserhaltung prallen aufeinander –, dann Riccardo. Gerstein veranlasst den Pater, Jacobson Soutane und Diplomatentpass zu geben, damit der Jude fliehen kann.

Die drei nächsten Akte spielen in Rom. Riccardo erstattet seinem Vater Bericht über den Berliner Aufenthalt. Hinzu kommt ein Kardinal; er wehrt die leidenschaftlichen Vorwürfe der beiden Fontanas gegen den Papst ab und delegiert Riccardo dienstlich nach Lissabon, um ihn kaltzustellen.

Unter den Augen des Vatikans wird sodann, im Oktober 1943, eine jüdische Familie von einem SS-Scharführer und einem faschistischen Milizionär verhaftet und abgeführt, als Auftakt zu den Deportationen aus Rom. Der Kardinal besucht einen Abt, der Juden auf dem Speicher versteckt hält. Gerstein versucht noch einmal, den Kardinal durch Schilderungen der Konzentrationslager zu veranlassen, den Papst zum Eingreifen zu zwingen. Er schlägt dann dem Abt einen Coup mit dem Sender des Vatikans vor. Der Abt wehrt entsetzt ab. Halb und halb glauben Gerstein und Riccardo, der Kardinal habe ihnen eine Zusage gegeben. Trotzdem entscheidet Riccardo: Ich kann wenigstens die Juden nach Auschwitz begleiten, bei ihnen sein. Gerstein rät ab. Er sagt: «Sie werden Sie vergasen!»

Im römischen Hauptquartier der Gestapo gehen die Aussortierungen der Juden weiter.

Der vierte Akt bringt die dramatische Auseinandersetzung zwischen Fontana Vater und Sohn, dem Papst und dem Kardinal. Fontana glaubt, der Papst habe über den Bischof Hudal dem deutschen Stadtkommandanten angedroht, gegen die Deportationen zu protestieren. Der Papst dementiert, entrüstet über die Einmischung. Er wird von den Fontanas in die Enge getrieben: «Drohen Sie Hitler, direkt und schriftlich, eine halbe Milliarde Katholiken zum Protest zu zwingen, wenn er den Massenmord fortsetzt!» Das Ergebnis ist ein allgemein gehaltener Aufruf des Papstes, der die Juden nicht ausdrücklich nennt und sich nach keiner Seite engagiert.

Fünfter Akt: Auschwitz. Riccardo wird zusammen mit römischen Juden eingeliefert. Der Doktor teilt ihn zur Leichenverbrennung ein. Gerstein erscheint, um Riccardo herauszuholen; auch der SS ist nicht wohl, einen katholischen Priester aus Rom im Lager zu haben. Doch der Pater ist schon ohne Hoffnung, sein Glaube ist angeschlagen; statt seiner soll Jacobson hinausgeschmuggelt werden. Der Doktor entdeckt das Komplott, verhaftet Gerstein und lässt ihn abführen – das Ende des Kampfes der beiden Prinzipien –, während Riccardo von der Wache erschossen wird.

Die einundvierzig Haupt- und Nebenpersonen sind historisch oder haben Züge von historischen Personen. Gerstein war Mitglied der Bekennenden Kirche, sass im Konzentrationslager wegen Verbreitung religiöser Schriften und trat nach seiner Entlassung in die SS ein, weil nur aus dem Lager des Gegners nach seiner Meinung wenigstens ein Versuch zum Widerstand unternommen

werden konnte. Sein Name steht auf dem Gedenkstein, den die israelitische Gemeinde in Paris für die Opfer des Faschismus setzte. Er ist – geklärt wurde das allerdings nie – wahrscheinlich in einem Pariser Gefängnis umgekommen. Gerald Reitlinger erwähnt ihn in seinem Dokumentarbericht.

Er muss, sagt Hochhuth in den Porträts, die er den Bühnenfiguren voranstellt, ein so «moderner» Christ gewesen sein, dass zu seinem vollen Verständnis die Lektüre Kierkegaards notwendig ist.

Zur Figur des Riccardo schreibt Hochhuth: Sein Einsatz für die Verfolgten und sein Opfergang für die Kirche (stellvertretend) sind freie Übertragungen der Taten und Ziele des Berliner Dompropstes Bernhard Lichtenberg, der öffentlich für die Juden betete, zu Gefängnis verurteilt wurde und den Schergen Hitlers die Bitte vortrug, im Osten das Schicksal der Juden teilen zu dürfen.

Lichtenberg starb auf dem Transport nach Dachau.

Dem Berliner Dompropst und dem polnischen Franziskanerpater Maximilian Kolbe ist der «Stellvertreter» gewidmet. Kolbes Schicksal in Auschwitz, wo er im Hungerbunker starb, steht stellvertretend für das Ende zahlreicher polnischer Priester in Hitlers Todeslagern.

Zur Figur des Doktors sagt Hochhuth: Er hat das Format des absolut Bösen. Ein Wesen, das sich für nichts und niemand mehr interessiert. Es verlohnt sich für ihn nicht einmal mehr, den homo sapiens zu spielen. Er wirkt kalt und lustig, dabei nicht arrogant. Die Häftlinge in Auschwitz bescheinigten ihm suggestive Herzlichkeit. Hochhuth zitiert Auschwitz-Szenen aus dem Werk «Der gelbe Stern» von Gerhard Schoenberner und schreibt: Weil sich dieser «Chefarzt» so von allen Erfahrungen, die man mit Menschen bisher gemacht hat, so völlig abhebt, schien es uns erlaubt, wenigstens die Möglichkeit anzudeuten, dass hier eine uralte Figur des Theaters und des christlichen Mysterienspiels die Bühne wieder betreten habe.

Hochhuth ist einunddreissig Jahre alt und als Lektor tätig. Er hat drei Jahre, seit 1959, am «Stellvertreter» gearbeitet. Sein Stück wird im September in London aufgeführt werden. Es zeigt kein Abstraktum, keine auf Flaschen aufgezogene Chemikalie, versehen mit dem Giftschild. Es schildert Züge des Nationalsozialismus nicht wie eine Art politisches Hühnerauge, das abgrenzbar, entfernbar ist. Statt eines Zeitgerippes zeigt es ein ganzes Stück Zeit, mit Wurzeln in die Vergangenheit und Trieben in die Gegenwart. Die Fabel ist so weit mit konkreten Begebenheiten ausgerüstet, dass sie die Wirklichkeit ergibt. Das Stück hat Humus, um das Wichtigste zu sagen.

Es ist möglich, dass zart empfindende Gemüter ein wenden, der Bühnenwirksamkeit sei an vielen Stellen mit Krassheiten nachgeholfen worden. Jedoch, was wiegt das in der Leere der dramatischen Landschaft, die sich um den politischen Nerv in Deutschland gebildet hat. Das Fatale an der Berliner Inszenierung war, dass gerade dieser notwendige Humus mit dem Regiespaten abgestochen worden war. Ganze Akte und Personen fehlten. Die Regie wird,

eventuell mit Recht, einwenden, dass ihr nur ein normaler Theaterabend zur Verfügung stand, um ein überlanges Stück zu realisieren.

Entweder man spielt das Stück mit zwei Pausen, in voller Länge, oder es findet sich ein Theater, das es an mehreren Abenden als Trilogie spielt. Warum soll das nicht möglich sein?

,*Christ und Welt*', Stuttgart, 1.3.1963

Barbara Klie

«Der Stellvertreter» – Drama oder Pamphlet?

Hat Hochhuth mit seinem «Stellvertreter» wirklich ein Drama geschaffen oder nur ein bühenfertiges Pamphlet, in dem historische Vorgänge und historische Persönlichkeiten angeprangert werden? Für ein Pamphlet war sein Sinn für Problematik zu gross; für ein Drama zu gering. Es ist eine Mischform entstanden, die gerade in ihrer Halbheit und Unausgegorenheit die Diskussion über dieses Stück lange wachhalten wird. Geklärt wird durch das Stück nichts. Klar wird nur, dass offenbar eine ganze Reihe von Problemen reif ist, nicht mehr nur «unter Fachleuten», sondern vor einer grösseren Öffentlichkeit behandelt zu werden. Dass der Anlass dazu ein formloses Stück ist, sollte kein Hindernis sein.

Piscator muss das Stück feurig inszeniert haben, um die Banalität des Textes vergessen zu machen. Nicht weil er von Gedanken überquillt, sondern weil die Gedanken schlecht gegliedert sind und die Sprache lasch und naturalistisch ausführlich ist, wurde dieser Text so lang, dass er ungekürzt eine Acht-Stunden-Aufführung verlangt. «Ich könnt im Schlafwagen kein Auge zutun. / Nur die Reise hat mich angestrengt, Vater, / persönlich fehlt mir nichts...» «Mama hätte sich gefreut – wie sie uns doch / im Hause fehlt und überhaupt... (Riccardo zu seinem Vater). «Aus engsten Verhältnissen gelangte der Kardinal hinauf – er musste sich wohl... viel zu schaffen machen, als er noch schlank war... und als zu seinen grossen hellen Augen, die immer mitlachten, schwarze Locken den verwirrenden Gegensatz bildeten.»

Das ist purer Kitsch, der die Qualifikation des Autors, feinere Probleme adäquat zu erfassen, in Frage stellt. Den Zoten und bösen Rüpeleien in den SS-Kasinos – Piscator vergleicht hier mit Zuckmayer («Des Teufels General») – mag er gerecht geworden sein. Den Papst und seine Mitarbeiter lässt Hochhuth zeitweise so sprechen, wie ein forscher Gymnasiast in einer Abiturzeitung sie sprechen lassen würde. Hier ist der ahnungslose Provinzialismus des Autors, der nicht durch überlegene Vorstellungskraft, sondern durch Demagogie gelenkt wird, erschreckend. Nicht, dass Hochhuth scharf geworden wäre, ist ihm vorzuwerfen, sondern dass er nicht genug Welterfahrung gezeigt hat, um das Scharfe zu schärfen, aber Albernheiten zu unterdrücken.

Wer so viel Demagogie im Text der Handelnden, vor allem aber in den Re-

gieanweisungen unterbringen muss – gesteht er nicht damit ein, dass seine Figuren nicht richtig geformt, die Charaktere nicht richtig placiert sind im Spiel, dass er ein unzulänglicher Dramatiker ist? Beispiele zu diesem Punkt aus den Regiebemerkungen: «Offenbar hat es Eminenz beliebt, mit dem Personal milde zu scherzen» (vor dem Auftritt des Kardinals beim Grafen Fontana). «Graf Fontana... hat die Ehre, bei feierlichen Anlässen in spanischer Hoftracht unmittelbar neben Seiner Heiligkeit herumstehen zu dürfen.» «Seine blauen Augen können sehr plötzlich, so kalt wie Görings oder Churchills Augen, die tantenhafte Gemütlichkeit seines gepolsterten Gesichts zurücknehmen» (Kardinal). «... ein lebendiges Spiel seiner ausserordentlich schönen Hände und lächelnde aristokratische Kälte genügen, dazu hinter goldener Brille die eisige Glut seiner Augen...» (Papst). Die Argumentation mit «kalten Augen» sollte sich der Dramatiker – sofern er nicht ausdrücklich Bösewichte darstellen will, was Hochhuth abstreitet – so wenig wie ein Richter gestatten.

Weitere Einwendungen zur Form: Überfrachtung mit halbgebildeten Klischees. Hohe kirchliche Würdenträger sprechen automatisch «unverbindlich-souveränes Diplomaten-Rotwelsch». Aber vom Autor werden in bunter Folge Ranke, Nietzsche, Weininger, Valery, Bultmann, Hegel zitiert und natürlich Kierkegaard. Kierkegaard gibt eines der vier Motti zum Stück her. Natürlich ist es Hochhuths Recht, Kierkegaard zu zitieren, aber was ist hier Ernst, was Alibi? Heutzutage ist ein Kierkegaard-Zitat so leicht anzubringen wie die pornographische Lockspeise auf Seite eins eines einschlägigen Kriegsromans.

Dies waren mehr technische Begleiterscheinungen. Erst recht fragwürdig wird die Diktion, wenn die Figuren selbst zum Thema sprechen. Bietet Hochhuths Sprache die Handhabe, den Konflikt des Papstes, Riccardos, Gersteins, des Abtes klar und gerecht darzustellen, dem Publikum: sie zu erfassen?

Eine «edle» Sprache wäre dazu nicht nötig. Auch Wendungen wie «Stalin grad sägt seinem (Hitlers) Thron kein Bein ab» (Kardinal), «Weizsäcker... soll jetzt den Papst persönlich nach alter Weise massieren» (Riccardo), obwohl salopp bis unverschämt, wären möglich in einem christlichen Drama, das, um eine Formel Elisabeth Langgässers zu gebrauchen¹ nach der «negativen Vereinbarung» geschaffen worden wäre – dieser negativen Vereinbarung, die die «furchtbare Wirklichkeit» der religiösen Sphäre beweist, indem sie sie lästert. Aber ist ein so sehr – nicht von christlichem Ingrim, sondern von weltlichem Ressentiment bewegtes Stück wie das von Hochhuth, das Anklage und Anprangerung nie auseinanderhält, überhaupt imstande, selbst diese «negative Vereinbarung» anders als im plattesten Sinn zu teilen? Sind Figuren, die ständig vom Autor «demaskiert» werden, überhaupt imstande, ihr Lebensrecht und ihre Lebensschuld als dramatische Personen selbständig vorzutragen?

Scharfe Sätze verlaufen in historischen Leitartikeln, in denen der Autor das dozierende Wort an sich reisst, entscheidende Auseinandersetzungen wie die

zwischen Riccardo und dem Abt werden banalisiert durch Floskeln wie «Ich kann das gar nicht sagen, es ist so fluchwürdig... so –» und «Jetzt fällt mir zu Ihnen nichts mehr ein».

Dies sind keine «nur ästhetischen» Einwände. Die Form ist nicht das Kleid, sondern der Körper des Gedankens. Ich bringe sie vor auf die Gefahr hin, dass alle jene, die sonst gern die ästhetischen Fragen als nebensächlich, Ästhetik als Spielzeug für verwöhnte Aussenseiter betrachten, sich gern dieser Argumente bedienen – während sie umgekehrt bei Stücken mit «richtiger» Gesinnung hinsichtlich der Form gern ein Auge zudrücken würden. Sprache ist nicht eine Frage der Formulierung im Detail, sondern sie entscheidet von vornherein über das sinnvolle Funktionieren des dramatischen Apparats. Zu der Frage, ob Hochhuth die tatsächlichen Vorgänge richtig dargestellt und das historische Material richtig interpretiert hat, haben Persönlichkeiten der Kirche bereits Stellung genommen, und die Historiker werden es tun müssen. Die Frage, ob durch die entscheidende Äusserung des Papstes, die Hochhuth durch den Mund von Riccardo und Gerstein verlangt, die furchtbare Situation noch hätte geändert werden können, steht leer im Raum; sie wird von vielen mit gewichtigen Gründen verneint.

Hier wird nur die Frage gestellt, ob Hochhuth ein Stück geschrieben hat, das seinen Ambitionen und der vielschichtigen Thematik gerecht wurde. Viele Kritiker werden die Bezeichnung «Christliches Trauerspiel» für unzulässig halten. Dagegen ist zu sagen, dass dieses Stück in einer nichtchristlichen Geisteswelt überhaupt nicht denkbar wäre mit der Zerrissenheit und Ambivalenz seiner Figuren, die der Autor teilt. Es wäre schwer, selbst im Europa des zwanzigsten Jahrhunderts ein nichtchristliches Stück auszumachen. Ist es ein «religiöses» Stück? «Es gibt keine religiöse Kunst. Es gibt nur gläubige Künstler», hat Rouault, der Schöpfer des «Miserere», gesagt. Ist Hochhuth ein gläubiger Künstler? Darüber hat niemand zu urteilen; es ist nur die Frage zu stellen, ob er die Frage des Glaubens in seinem Stück sinnvoll zu stellen wusste. Ist das geschehen? Trotz der zweihundertsiebenundzwanzig Seiten, die Hochhuth für sein Stück brauchte, ist er, scheint mir, den «kürzeren Weg» gegangen, den falschen, den, der nach Nietzsche die Gefahr in sich birgt, dass die Menschheit den Weg verliert.

Hochhuths Riccardo verlangt, dass der Papst selbst den Weg ins Martyrium antrete; als er die Unmöglichkeit seines Verlangens – nicht *einsieht*, aber *hinnehmen* muss, geht er selber mit den italienischen Juden ins Todeslager. Gerstein, der Christ im SS-Rock, der die Gewalt im Lager der Gewalt selbst zu bekämpfen sucht, findet mit Riccardo zusammen den Tod. Diese beiden Gestalten, in denen das wirkliche brennende Problem nicht nur der Hitler-Zeit, sondern unserer eigenen angedeutet wird, hat Hochhuth seinem Ressentiment gegen das Kirchliche und seinem Kolportage-Eifer nach einem «Die Wahrheit über»... -Stück geopfert.

Wenn wir schon nichts für die Juden und gegen die Gewalt tun konnten, warum haben wir dann nicht *mehr* mit den Juden und *mehr* unter der Gewalt

gelitten? Das ist die Frage, die sich die Jüngeren heute, diejenigen, die damals noch nicht alt genug waren, um unmittelbar mitschuldig zu werden, stellen. Stillhalten und verabscheuen und nachträglich strammer Antifaschist sein, ist das genug? Von hier aus und nicht mit einer kriminologischen Geschichtsforschung hätte Hochhuths Thema angefasst werden müssen, um nicht nur für die «Bewältigung» der Vergangenheit, sondern für die der Gegenwart fruchtbar zu sein. Die scharfen optischen Geräte, die Hochhuth auf die Vergangenheit richtet, haben, was das Drama betrifft, die falsche Brennweite. Man ist erstaunt, von ihm selbst im Nachwort zu lesen, er habe Gerechtigkeit im Schillerschen Sinn walten lassen, sonst hätte sein Pius noch viel ärger ausgesehen.

«Diese Flammen (der Verbrennungsöfen) sind auch für uns die Feuerprobe» (Riccardo) – «Ein Christ in dieser Zeit kann gar nicht überleben, wenn er konsequent ist» – «Wer könnte einen Menschen richten, der nicht für andere sterben will?» (Gerstein): Das sind die Kernsätze des Stückes, die durch Hochhuths eigene Schuld im Hin und Her der Debatten untergehen werden. Dem Theaterbesucher wird vermutlich verborgen bleiben, dass Hochhuth im Text seine Kirchenmänner so gezeichnet hat wie Grützner seine weintrinkenden Mönche – nur böswillig, statt beschaulich –, aber nicht so wie Bacon.

Er wollte «etwas erreichen». Es wird ihm gelungen sein. Gerade darum ist sein Stück, kaum geschrieben, schon hinter der Zeit zurück. Der wahre Jammer des modernen ungläubig Gläubigen, der nicht wagt und keine Hilfen findet, aus einem Vielleicht des Glauben-Wollens Konsequenzen zu ziehen, die es zur Wahrheit machen würden: dieser erstickte Jammer des Abendlands – das *darum* immer noch Abendland ist und nicht, weil «Abendland» Kulturfassade heisst – wurde auch von Hochhuth wieder erstickt. Sonst hätte sein Drama «Die Stellvertreter» heissen müssen: Riccardo und Gerstein und – nach den Namen der in Auschwitz Ermordeten – Jacobson und Carlotta.

,Christ und Welt', Stuttgart, 15.3.1963

Lieber Freund Ledig!

Da ist endlich ein deutscher Autor, der dramatischen Dialog schreiben kann, Menschen hinstellen mit ein paar Sätzen, ein paar starken Linien – der ein Stück aufbauen kann. Ich kann zu ihm als Dramatiker umso mehr Ja sagen, da ich in der Sache nicht seiner Meinung bin. Ich glaube, dass er Pius XII. verzeichnet, wohl auch verzerrt – und Dokumente beweisen wenig in einer Zeit so hintergründiger Verschlüsselung. Doch vergesse man nicht, dass es sich um einen Erstling handelt. Hochhuth hat echtes Talent und eine kräftige Überzeugung. Ich finde es unfair, ihn mit ein paar missglückten Szenen erschlagen zu wollen, wenn er eine Gestalt schaffen konnte wie den jungen Priester. Wie man auch über seine These denken mag, das Stück bleibt gut – und die Christenheit, will

sie überleben, braucht Eiferer dieses Schlags, auch wenn sie übers Ziel schiessen – hat sie immer gebraucht und wird sie immer brauchen. Jedenfalls: ein Dramatiker ist geboren.

Bad Wiessee, 23.4.1963

Carl Zuckmayer

Lieber Herr Raddatz,

ich hab bloss so hineinlesen wollen, wie man das macht, wenn man gerade keine Zeit hat, und dann hatte ich doch Zeit, weil ich nicht gut aufhören konnte, bis ich auch die letzte Zeile gelesen hatte. Ich lernte Hochhuth in Berlin kennen. Enorm, was der kann. Geschichte sollte man von jetzt an füglich Hochhuth überlassen. Meinè Einwände sind nicht wichtig, wichtig ist Hochhuth, ihm und Ihnen muss man gratulieren. Endlich wieder ein Autor, der bester Rowohlt ist, ein legitimer Spross der längst fälligen Sartre-Brecht-Ehe.

Mit herzlichen Grüßen für Ihren Chef und für Sie

Ihr

Friedrichshafen, 21.2.1963

Walser

Lieber Herr Dr. Raddatz,

nur rasch ein paar Zeilen des Danks für den «Stellvertreter», der heute früh kam und den ich gerade in einem Zug gelesen habe – Dank für das Exemplar, aber noch viel mehr Dank (bitte Herm Ledig zu bestellen) für den beispielhaften Verlegermut! Hoffentlich geht die Berliner Schlacht darum, von der ich gerade höre, angesichts der dortigen Wahlergebnisse zugunsten Hochhuths aus, auf jeden Fall aber bemisst sich unser Recht, überhaupt noch Hoffnungen in die deutsche Gesellschaft zu setzen, von jetzt an nach der Zahl der Aufführungen dieses Stückes. Dabei ist von nichtverarbeiteter Tendenz keine Spur und keine von Einflüssen, «epischen» oder «absurdistischen», wie sie sonst jetzt das Theater beherrschen, sondern jede Szene, jedes Wort ist souverän, alle Menschen sind von ihrer Idee her erfasst, die Präzedenzen, wenn es überhaupt welche gibt, liegen fast unfasslicherweise wirklich, wo Piscator sie sieht. Doch ist «Idee» nun gerade das Konkrete in den Existenzen, keine klassizistische Abstraktion, und Hochhuths Stück also nicht nur viel mehr wirkliches Theater als «Die letzten Tage der Menschheit» – die mit ihm allenfalls verglichen werden könnten –, sondern auch weit redlicher als Schiller. Was da anfängt, *könnte* eine neue Epoche des deutschen Theaters sein – aber werden die Intendanten es merken? Auf jeden Fall herzliche Glückwünsche – dem Autor, dem Verlag!

Herzlichst Ihr

München, 21.2.1963

Ulrich Sonnemann

Lieber Ledig:

ich habe gerade den Hochhuth gelesen. Eine einsame Stimme in der Wüste des Verseh weigens; ans Licht der Öffentlichkeit darf nur, was für sie freigegeben ist.

Die Wirkung auf mich war nicht: anti-päpstlich, anti-katholisch, anti-klerikal. Vielmehr *contre la trahison des clercs*, gegen die Kleriker in allen Bezirken des hochlöblichen Geistes: gegen die damaligen Gerhart Hauptmann, Richard Strauss, C.G. Jung, Max Planck... gegen die hohe Geistlichkeit der Universitäten.

Es war ein Genie-Blitz, den Pontifex maximus als Repräsentanten zu nehmen. Denn er macht den Anspruch, den die Elite anonym macht, schon in seinem Titel. Seine Heiligkeit hat heilig zu sein! Der «Stellvertreter» des Märtyrers darf dem Martyrium nicht aus dem Wege gehen. In jener Situation war er nicht administrativer Chef eines sehr renommierten Hauses, sondern Gott auf Erden.

Während der Berliner Festspiele 1962, in einer Theater-Diskussion im Forum-Theater, forderte ich das Zeitstück. Hochhuth hat es wieder geschaffen. Er wird der legitime Nachfolger Friedrich Wolffs sein, wenn er aus seiner mitreissenden Szenen-Folge ein Stück macht.

Herzlichst Ihr unbelehrbarer

Bad Wiessee, 28.4.1963

Marcuse

Heinz von Cramer

Nicht Hochhuth ist der Demagoge

Fast jede Auseinandersetzung in unserem Land – ob öffentlich, ob privat, ob politisch, ob künstlerisch – wächst sich mit erschreckender Geschwindigkeit zu purer Hysterie aus. Aus notwendiger Verschiedenheit wird so im Handumdrehen das leidige und völlig sinnlose gegenseitige Vordeklamieren «verletzter Gefühle».

Genau das droht uns nun auch im Fall ‚Stellvertreter‘.

Da gibt es bereits die halben Wahrheiten, die halben Dementis, die persönlichen Verdächtigungen, das ganze fade Brausepulver unserer Methode, zu polemisieren. Und flugs verschieben sich die Perspektiven. Verhältnismässig kleingeratene Personen werfen gigantische Schatten, einmal vom Scheinwerferlicht der öffentlichen Meinung erfasst. So wenig der Herr Augstein ein neuer Ossietzky ist, so wenig scheint mir Rolf Hochhuth ein neuer Schiller. Und beider Sache kann wohl mit solcher Vergrösserung auch kaum gedient sein.

Zudem ist der Fall «Stellvertreter» einfach nicht wichtig genug, um täglich aufs Neue die Tagespresse mit irgendwelchen Meldungen zu versorgen.

Ein grosses Thema unserer jüngeren Vergangenheit wurde zur Diskussion gestellt, nachdem es lange, viel zu lange umgangen und ausgespart wurde: die

politische Rolle der katholischen Kirche, während der Hitlerzeit. Zwei Fakten entziehen sich dabei der subjektiven Spekulation, der persönlichen Zu- oder Abneigung. Einmal das Konkordat, also eine Art Nichtangriffspakt mit der Nazi-Diktatur, zum anderen der versäumte Versuch, durch diplomatische Schritte oder öffentliche Verdammung zum Verbrechen der Judenverfolgung Stellung zu nehmen. Diese beiden Fakten, deren Auswirkungen sich weder aus unserer Geschichte noch aus der Geschichte der katholischen Kirche entfernen lassen, mussten früher oder später zur Sprache gebracht werden. Denn mit der Vergangenheit kann man sich – auch in unserem Land der halben Sachen – nur ganz und gar oder überhaupt nicht auseinandersetzen.

Hochhuths Stück, das also die Auseinandersetzung mit unserer Vergangenheit zu erweitern, zu vertiefen versucht, vermeidet in erstaunlichem Masse polemische Effekte, demagogisches Pathos, es ist einfach, direkt, mehr ergriffen als angreifend geschrieben, mit viel Ernst, Verantwortungsgefühl und immer mit dem Wunsch, gerecht zu bleiben. Dabei gelingt es dem Autor, und das scheint mir bewundernswert, grosse dramatische Szenen aufzubauen, die ihre Kraft allein aus dem Wort, aus der dialektischen Spannung beziehen. Die Grenzen des Stückes liegen allerdings in seiner konventionellen Form, die konventionelle Handlungsverknüpfungen bedingt, recht überflüssige Konstruktionen, Brücken, Gruppierungen, die eigentlich nur Scharniere sind zwischen den grossen und wesentlichen Szenen. Auch auf die Sprache und die bisweilen simple, fast banale Menschenzeichnung wirkt sich das aus, da gibt es manches Abgenutzte, manchen Gemeinplatz. Es ist Gebrauchstheater im besten und notwendigsten Sinn.

Die Inszenierung durch Piscator betonte, merkwürdigerweise, noch diese konventionellen Züge, nachdem eine sehr unglückliche Bearbeitung dem Stück sowieso seine Spitzen und sein inneres Gleichgewicht genommen hatten. Durch das Streichen aller Szenen, in denen die faschistische Gegenseite dargestellt wird, verlor eine so zentrale Gestalt wie der SS-Offizier Gerstein jegliche Kontur, jeglichen Charakter. Über vielen Zünd- und Sprengstoff wurde so der Schleier des Wackeren gelegt. Das sinnlose Fragment, das vom letzten Bild übrigblieb, wäre besser ganz fortgefallen, weil es – in dieser Form – einfach unter das Niveau des Stückes und des Autors gerät.

Dennoch ist die Wirkung des Stückes, auch in dieser müden und oft unzulänglichen Aufführung, gross. Und damit könnte, wenigstens zu einem Teil, die konventionelle Form gerechtfertigt sein. Es erreicht unmittelbar und mit grosser Überzeugungskraft ein normales, unvorbereitetes Publikum. Und es ruft, jedenfalls soweit ich es nachprüfen konnte, keinerlei unkontrollierbare Reaktionen hervor. Weder Hass, antireligiöse Stimmungen, Ressentiments, noch jene fatale Befriedigung, die eigene traurige Vergangenheit mit fremder Schuld rechtfertigen zu können. Im Gegenteil, es bringt gerade den unvorbereiteten Zuschauer auf eine sehr vernünftige, immer nachvollziehbare Weise zum Nachdenken über das, was er selber nicht getan hat und vielleicht hätte tun können: nicht gleichgültig sein, zumindest, wo Unrecht geschieht.

Umso absurder erscheint mir, wenn gewisse militante Kreise der katholischen Kirche den Vorwurf der Blasphemie, der Glaubenshetze erheben, wenn dieses Stück zum Vorwand genommen wird, offiziell die allgemeine Unantastbarkeit des Papstes auszurufen. Für den Nichtkatholiken – und deren gibt es doch genug, und auch sie haben das Recht auf freie Existenz – ist der Papst nicht der Stellvertreter Gottes, sondern das Oberhaupt einer von vielen Kirchen und, sobald er sich in Politik mischt, ein Machthaber wie viele andere Machthaber. Und als solcher unterliegt er in seinen Handlungen dem kritischen Urteil wie irgendein Politiker, sei es zum Beispiel Churchill.

Es geht nicht an, dass sich die katholische Kirche auch in ihrer politischen und historischen Funktion als unangreifbare heile Instanz gebärdet und dass sie diesen Anspruch mit allen Mitteln des Meinungsterrors und der Einschüchterung durchzusetzen versucht. Es geht nicht an, dass kein Theaterleiter ausser Piscator es wagen zu können glaubte, den «Stellvertreter» uraufzuführen. Es geht nicht an, dass ein so interessantes Stück wie «Die Teufel» von Whiting dem öffentlichen Protest und dem anonymen Druck der Kirche zum Opfer fiel. Wie es nicht angeht, dass es kirchlichen Würdenträgern in Deutschland gelingen kann, unter Ausschluss der Öffentlichkeit die Aufführung des polnischen Films «Mutter Johanna von den Engeln» stillschweigend immer wieder hinauszuzögern.

Das ist der einzige Aspekt im Falle «Stellvertreter», scheint mir, für den es sich lohnte, auf die Barrikaden zu steigen.

„Die Zeit“, Hamburg, 15.3.1963

Lieber Herr Leonhardt!

Erst über die Neujahrstage hatte ich Gelegenheit, den «Stellvertreter» von Hochhuth zu lesen. Ich möchte gern ein paar Worte dazu sagen, zumal dieses «christliche Trauerspiel» ja leider ein anderes Trauerspiel nach sich gezogen, nämlich zu einigen höchst bedauerlichen Entscheidungen Anlass gegeben hat.

Wenn ich Ihnen dies schreibe, so nicht, weil ich irgendjemand einen Gefallen damit tun oder irgendetwas damit bezwecken möchte (wie könnte ich das auch!), sondern nur deshalb, weil dieses Stück mich stark beeindruckt hat, und weil ich es für eine beachtliche Leistung halte. Beeindruckt hat mich der christliche und theologische Ernst, mit dem hier ein entscheidendes Problem der Gegenwart behandelt worden ist. Denn um die Gegenwart geht es ja. Natürlich wird hier an einer historischen Persönlichkeit Kritik geübt, aber wer das Stück bloss als einen Angriff gegen den verstorbenen Papst oder wer es als einen Angriff auf die katholische Kirche oder gar das Christentum versteht, der kann es entweder nicht lesen haben, oder es müssen ihm sämtliche Begriffe durcheinandergeraten sein. Mir scheint, dass heute der Kirche und dem Christentum keine grössere Gefahr droht als die, dass die Kirchen zu politischen Institutionen erstarren, die nicht mehr von

ihrem Auftrag her, sondern nur noch taktisch und letzten Endes – auf den Kern des Christentums, nämlich Jesus Christus, hin gesehen – opportunistisch handeln. Dieser Gefahr war schon Kierkegaard sich bewusst, von dem Hochhuth ja ein Motto dem Drama vorangestellt, und ich finde, es ist durchaus im Kierkegaardischen Geist, wie Hochhuth seine Frage stellt. Das muss, wenn uns überhaupt an diesen Dingen noch ernsthaft, etwas liegt, jeden aufrütteln. So ist es ja auch gemeint. Im Übrigen – und das ist noch wesentlicher – ist es in dem Drama bei aller Kritik, die deutlich genug ist und die, wie jede Kritik, im Geistigen (Theologischen) ausgetragen wird, dennoch gelungen, einen hohen Grad der Erschütterung zu erreichen, indem nämlich das Leiden und der Untergang der Juden in einer Weise vergegenwärtigt ist (im letzten Akt), dass nichts mehr von Reportage bleibt, sondern dass uns persönliches, ganz und gar menschliches Schicksal vor die Seele tritt. Hier geht das Stück ganz eindeutig über eine blossе Papstkritik hinaus, es greift uns selber an, jeden einzelnen in seinem Widerspruch von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit, von Wollen und Versagen. Hier liegt also ein in mehr als einer Beziehung echt dramatischer Stoff vor.

Natürlich wird hier – aus christlich-moralischer Leidenschaft heraus – die Schaubühne wieder zu einer «moralischen Anstalt» gemacht. Endlich, möchte man sagen; denn hier allein scheint mir der Ansatz zu einem neuen Drama zu liegen, das uns betrifft. Es wird sich bald zeigen, dass das, was sich in den letzten Jahren auf der Bühne und im Rundfunk (Hörspiel) immer mehr vorgedrängt hat, ein Ausweichen indie metaphysische «Objektivität» nämlich, zu gar nichts führt, weil es den Menschen als moralische und geschichtlich-verantwortliche Grösse zu sehr aus dem Auge verloren hat. Ich bewerte das Trauerspiel von Hochhuth deshalb so positiv, weil hier nicht mit Allegorien (Eichhörnchen, Huflattich usw.) mehr oder weniger geistreich gespielt wird, sondern weil hier – ganz aktuell – ganz bestimmte Menschen in einer ganz bestimmten Situation und in einer ganz bestimmten geschichtlichen Verantwortung auf die Schaubühne gestellt werden. Günther Anders schrieb neulich, in einem Aufsatz im «Merkur», dass es dem heutigen Theater deshalb an «Spannung» fehle, weil es keine Tabus mehr gebe. Aber Hochhuth hat auf ein Tabu getroffen, ganz offensichtlich! Es wäre ein Jammer, wenn dies nicht zur Wirkung käme.

Noch ein Wort zu der rein ästhetischen Seite der Sache! Ich habe gehört, dass von einigen geäussert worden sei, das Stück sei formal verfehlt, es sei kein echtes Drama, weil es weitgehend Reportage sei und doch auf Kunst hinziele. Das sei eine Unmöglichkeit. Das ist wirklich ein interessantes Problem, und ich frage mich, warum in aller Welt in diesem Hause... (das doch ein Verlagshaus ist!) es offenbar unmöglich ist, einmal in einem Kreise von kompetenten Leuten eine solche Frage zu diskutieren! Das nur nebenbei, es ist nur eine rhetorische Frage. Ich würde sagen, dass es zunächst einmal ganz belanglos wäre, ob es sich um ein echtes Drama handelt oder nicht; und wer will denn heute überhaupt schon definieren,

was ein «echtes» Drama ist, wo doch innerhalb der Dichtungsgattungen alles in Gärung und Umgestaltung ist? Aber ich finde auch, dass hier wirklich ein Drama in strengem Sinne gelungen ist. Reportage? Gewiss, aber das macht gerade den Reiz des Stückes aus, wie hier Reportagehaftes mit «Poetischem» verbunden wird. Vom Ganzen her gesehen (und das ist ja die einzig angemessene ästhetische Betrachtungsweise) ist die Reportage nämlich nur scheinbar Reportage, sie wird innerhalb des Ganzen zu einem höchst kunstvollen Stilmittel. Freilich, das ist ein weites Feld, und es wäre noch viel dazu zu sagen. Es würde sich auch lohnen. Jedenfalls, so einfach, wie die Traditionalisten meinen, ist die Sache nicht. Wer etwas von der modernen Lyrik und ihrer Montagetechnik weiss, wird das verstehen.

Dies mag vorerst genügen. Ich habe nur aus meinem unmittelbaren Eindruck heraus und nach einigem Reflektieren über das Stück einige Gedanken festhalten wollen, die mir wichtig scheinen. Ich möchte nur noch mein Bedauern darüber ausdrücken, dass – offenbar aus Gründen der Vorsicht, der Taktik und der Politik – dieser gute und notwendige Angriff auf ein Tabu bei uns nicht stattfinden darf.

Mit freundlichen Grüßen Ihr

Gütersloh, den 12. Januar 1962

Heinrich Fauteck

Gerhard Schoenberger

Fälschung der Geschichte?

Die einen werfen dem Autor Geschichtsfälschung und eine diffamierende Verzeichnung der Persönlichkeit des XII. Pius vor. Andere, wie zum Beispiel ich, sind der Ansicht, dass er sich in allen entscheidenden Punkten streng an die wissenschaftlich erforschten, dokumentarisch belegten geschichtlichen Tatsachen hält. Selbst wo Hochhuth vom Recht auf literarische Freiheit Gebrauch macht, um die verschiedenen Handlungsebenen (Auschwitz, Berlin, Rom) dramaturgisch zu verknüpfen und den historischen Stoff in einer spielbaren Fabel zu organisieren, zeigt sich mir bis in die Behandlung der kleinsten Details die Gewissenhaftigkeit seines Quellenstudiums.

Unleugbar ist, dass Pius XII. über Umfang und Form der «Endlösung der Judenfrage», wie sie von der Hitlerregierung praktiziert wurde, spätestens seit Juni 1942 genau unterrichtet war. Ebenso steht fest, dass er weder öffentlich noch auf diplomatischem Wege gegen diesen industriell betriebenen Massenmord protestiert hat, obwohl eine solche Bitte mehrfach an ihn herangetragen wurde.

Er protestierte auch dann nicht, als die Gestapo im Oktober 1943 – sozusagen unter den Fenstern des Vatikans – die Juden der Ewigen Stadt nach Auschwitz verschleppte. Die einzige Reaktion des Vatikans auf dieses Ereignis findet sich im «Osservatore Romano» vom 25.10.1943. Dort heisst es – diplomatisch verklausuliert – in einem Kommuniqué über die Liebestätigkeit des Papstes, der Heilige

Vater lasse seine väterliche Fürsorge allen Menschen ohne Unterschied der Nationalität und Rasse gedeihen.

Der spöttische Kommentar, den der deutsche Botschafter beim Vatikan, von Weizsäcker, in seinem Begleitschreiben an das Berliner Auswärtige Amt dazu gab, zeigt deutlich genug, dass die Nazis diese Verlautbarung nicht als Protest, sondern als stillschweigend duldende Hinnahme ihrer Massnahmen verstanden: «Gegen diese Veröffentlichung sind Einwendungen umso weniger zu erheben, als ihr Wortlaut von den wenigsten als spezieller Hinweis auf die Judenfrage verstanden werden wird.»

Hochhuths These lautet: Der Papst hätte Hitler mit der Kündigung des Konkordats drohen und, wenn nötig, öffentlich das System der Gaskammern verurteilen sollen. Ein solcher Schritt hätte, so meint der Autor, zahllosen Menschen das Leben retten können.

Nicht die von Hochhuth angeführten Tatbestände also sind strittig. Strittig ist die von ihm vorgetragene moralische und politische Beurteilung des geschichtlichen Vorganges.

Was sind die Gegenargumente? Zum grössten Teil finden sie sich bereits in einem vor zwei Jahren erschienenen Aufsatz des Jesuitenpaters Professor Robert Leiber, dem Sekretär und engsten Vertrauten des verstorbenen Papstes («Pius XII. und die Juden in Rom», «Stimmen der Zeit», März 1961). Es handelt sich um eine offiziöse Stellungnahme des Vatikans zu der Veröffentlichung des erwähnten Weizsäcker-Briefes in meinem Buch «Der gelbe Stern». Die Kritiker, die sich anlässlich der Hochhuth-Premiere auf der katholischen Seite zu Wort meldeten, fügten seinen Erklärungen im Grunde wenig Neues hinzu. Mir scheint, die meisten von ihnen redeten an der eigentlichen Streitfrage des Stücks vorbei.

Die Bemerkung, der Papst habe wie wenige unmittelbar nach dem Kriege «die Stimme für Berlin erhoben», ebenso der Hinweis auf den Jahrgang des Autors lohnen keine Erwiderung.

Die zahlreichen Beispiele aufopferungsvoller karitativer Tätigkeit kirchlicher Kreise, die jetzt ausführlich vor uns ausgebreitet werden, sind keine Beweise. Sie betreffen einen ganz anderen, ausser Zweifel stehenden Sachverhalt, den der Autor in seinem Stück auch gebührend würdigt.

Die Dokumente über den individuellen Widerstand und das Märtyrertum einzelner Priester und Gläubigen, die das Gebot ihres Christentums ernst nahmen, sind es noch weniger: Der innere Konflikt der Blutzeugen mit ihrer Kirche, die sich nun nachträglich auf sie beruft, ist gerade das zentrale Thema des Dramas, das zwei solchen Kämpfern im Priesterrock gewidmet ist.

Die Weihnachtsansprache des Papstes 1942, in der er die Unmenschlichkeit des Krieges allgemein verurteilt und in umschriebenen Worten auch der verfolgten Juden gedenkt, besass in jener Zeit zweifellos ihre Bedeutung, zumal für die katholischen Gläubigen. Sie zur Widerlegung des «Stellvertreters» zu zitieren,

ergibt wenig Sinn, da der Autor dem Papst keine heimlichen Sympathien für die SS nachsagt. Er ist nur der Meinung, dass es Situationen gibt, in denen das Sprechen zwischen den Zeilen nicht ausreicht.

Der Hinweis vollends auf die wiederholten Proteste einzelner Bischöfe und die zum Teil erfolgreichen Interventionen der Nuntiatoren in Pressburg, Budapest und Bukarest bestärken nur Hochhuths These.

Auch die Berufung auf die traditionelle Neutralitätspolitik des Vatikans überzeugt nicht recht. Einmal war dieser Grundsatz, der mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges definitiv seinen Sinn verlor, auf Auschwitz keinesfalls mehr anwendbar. Zum anderen ist die erklärte Praxis, die Taten einer Kriegspartei mit Rücksicht auf die Propaganda der Gegenseite nicht konkret anzuprangern, in anderen Fragen keineswegs immer streng eingehalten worden.

Der Papst habe nicht protestiert, heisst es, weil er «umfassender dachte», und diese Zurückhaltung habe nach seinen eigenen Worten «im Interesse der Leidenden selber» gelegen; es sei darum gegangen, «Schlimmeres zu verhüten». Aber konnte den Verfolgten Schlimmeres geschehen, als in die Gaskammern von Auschwitz verschleppt zu werden? War der Tod der Millionen durch die Rettung von einigen Tausend, die man versteckte, leichter hinnehmbar?

Es bleibt die ernsthafte Frage, welches Risiko der Papst mit einer Intervention bei Hitler eingegangen wäre. Hochhuth nimmt die Kirche Christi bei ihrem Wort und postuliert, dass sie notfalls auch hätte bereit sein müssen, das Martyrium zu erleiden. Mir scheint indessen aus guten Gründen, dass Hitler es unter keinen Umständen gewagt hätte, den Papst anzutasten. Zahlreiche Indizien sprechen dafür, dass die Reichsregierung während des Krieges peinlich bestrebt war, einen frontalen Konflikt mit der Kirche zu vermeiden. Sicher ist, dass sie einen Schritt des Papstes in Sachen der Juden erwartet und befürchtet hat.

Eine andere wichtige Frage ist, was ein diplomatischer Protest des Papstes bewirkt hätte. Freilich: «... dafür, dass Hitler geneigt war, auf den Papst zu hören, gibt es keinen Beweis.» Aber ist das bereits ein hinreichender Grund, auch jeden Versuch von vornherein zu unterlassen? Aus den Akten des Auswärtigen Amtes weiss man, wie hartnäckig selbst die Quislingregierungen in der Mehrzahl der verbündeten und besetzten Länder einen diplomatischen Kleinkrieg führten, um die Deportationen hinauszuzögern. Es sei auch daran erinnert, dass der Protest der Kirchen in Deutschland ausreichte, das Euthanasieprogramm aufzuhalten und die geplante Mischlingsgesetzgebung zu verhindern.

Als *ultima ratio* wäre der Ausweg der öffentlichen Verurteilung der Nazi-verbrechen geblieben. Niemand vermag zu sagen, welche praktischen Folgen ein solcher Schritt gehabt hätte. Auch Hochhuth ist hier auf Spekulationen angewiesen. Ich teile die Sicherheit seiner Überzeugung nicht, dass man die Gaskammern geschlossen hätte. Aber ich halte es für denkbar, dass zumindest die Deportationen aus Westeuropa dadurch erheblich gestört oder völlig beendet worden wären. Hier war eine Chance, moralische Grösse zu realer Macht werden zu lassen.

Das Drama, durch das Berlins Bistumsblatt bereits den konfessionellen Frieden gefährdet sieht, ist seiner Tendenz nach radikal christlich – allerdings von der Art, die der Kirche stets zu schaffen gemacht hat. Als wahrer Protestant misst der Autor die Wirklichkeit der Kirche an ihrem eigenen Anspruch. Dass er dabei auf Widersprüche zwischen dem Gebot des Nazareners und den realen Interessen einer auf Wahrung ihrer weltlichen Macht bedachten Institution stösst, ist unvermeidlich.

Hochhuth argumentiert ethisch, nicht politisch. Sein Stück ist unbequem, es ergreift Partei für das Gewissen. Man muss mit dem Autor nicht in allem einverstanden sein. Den Ernst seiner Fragestellung, die Aufrichtigkeit seiner Wahrheitssuche, die Kraft seiner grossen dramatischen Begabung wird niemand leugnen können.

„Die Zeit“, Hamburg, 15.3.1963

André Müller

Eine Provokation mit der Wahrheit

Angeblich sollte es das in unseren Zeiten nicht mehr geben: ein Theaterstück, das die Geister scheidet, das sofort in aller Munde ist, das eine offene und direkte Provokation darstellt. Immer wieder ist das bedauert worden, sogar von Leuten, die nun, nachdem ihr Wunsch erfüllt worden ist, sich provoziert fühlen. Ich höre noch genau den wehmütigen Ton ihrer Klagen, mit dem sie bedauern, dass es in unseren Bereichen heute keinen Autor mehr gäbe, der sie – wie einst Brecht mit «Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny» – direkt ins Gesicht trete. Ich sehe sie noch auf der Suche nach den literarischen Provokateuren, verzweifelt, sich gegen besseres Wissen selbst weismachend, solche mit Beckett oder Ionesco gefunden zu haben. Und was ist nicht alles sonst als Provokation ausgegeben worden? Harmlose Spässe, billiger Tiefsinn, flache Aufspielerei oder der engbrüstige Mut zu formulieren – mit einem halben Dutzend Vorbehalte –, man lebe unbehaglich in der Bundesrepublik. Jetzt, wo eine richtige Provokation da ist, kann man feststellen, was die anderen wert waren. Jetzt, wo einer aufsteht und wirklich provoziert, merkt man, dass der Schrei nach dem grossen Provokateur nur leeres Gerede war; denn eins haben sie immer vergessen, dass nämlich die grossen Provokationen mit der Wahrheit ausgelöst werden, mit der Wahrheit und mit nichts Geringerem. Und die Wahrheit ist es, die Rolf Hochhuths Schauspiel «Der Stellvertreter» zu einer geballten Ladung Dynamit macht. Man schaue nur in eine beliebige Zeitung:

«Das Petrusblatt in Westberlin bedauert, dass es zur Aufführung eines solchen Schauspiels kommen konnte...» – «Der Autor ist mit gewollter Einseitigkeit zu Werke gegangen...» – «Im Vatikan ist nichts von einem Besuch Hochhuths bekannt...» – «Protest gegen Hochhuths Stellvertreter...» – «Die Wochenzeitung der Juden in Deutschland gibt Hochhuth nicht recht...» – «Kardi-

nal Frings sagte, der Autor habe die Gestalt des Papstes Pius XII. einseitig gesehen...» – «Ein Stück, dessen vorgefasste und sympathische Einseitigkeit es von der wahren Tragik, die es erreichen könnte, fernhielt...» usw. usf. Eines ist gewiss: das ist alles erst ein Anfang. Auf diese Provokation mit der Wahrheit wird noch ganz anders geantwortet werden.

Rolf Hochhuth wirft eine Frage auf, die man eigentlich eher von einem Historiker erwartet hätte, der sie vielleicht wohlformuliert in einem umfangreichen Geschichtswerk schüchtern und verborgen erhoben haben würde. Rolf Hochhuth fragt nämlich: Was tat die katholische Kirche gegen die Iudenverfolgungen des Dritten Reiches? Genauer: Was tat der Vatikan gegen die Gasöfen von Auschwitz? Noch genauer: Was tat der Papst, der Stellvertreter Gottes auf Erden, gegen das grösste Verbrechen der menschlichen Geschichte? Wer es überhaupt wagt, diese Fragen zu stellen, rührt an ein entscheidendes Tabu unserer Zeit. Die Kirche spielt in unserem Leben sicher nicht mehr die alles beherrschende Rolle früherer Zeiten, dafür ist es allgemeine Mode geworden, ihre Handlungen und Taten nicht zu erörtern, es sei denn, es handele sich um die Errichtung von Autobahnkirchen und ähnlichem. Keine der Parteien der Bundesrepublik möchte sich mit der katholischen Kirche anlegen. Religion ist Privatsache! betonen noch die eingefleischtesten Atheisten. Und die Zeiten, in denen diese Atheisten die Kirche provozierten – meist mit höchst unzulänglichen Mitteln –, sind längst vorbei. So führt die Kirche eine höchst eigenartige Existenz; immer noch eine gewaltige Macht, immer noch der Sprecher für eine halbe Milliarde Katholiken, immer noch eine Instanz, deren Meinung man nicht leichtfertig negiert, ist sie gleichzeitig auch der öffentlichen Diskussion weitgehend entzogen. Und über dunkle Flecken im Bild ihrer jüngsten Geschichte schwiegen die, die annahmen, dass es sie gäbe, ebenfalls mit dem Hinweis, wer gläubig sei, glaube ja auch daran, seine Taten einmal verantworten zu müssen. So entstand ein Tabu, durch Ehrfurcht und Zurückhaltung verstärkt, das Rolf Hochhuth jetzt mit seinem Schauspiel gebrochen hat.

Ich weiss nicht viel von Rolf Hochhuth, nicht mehr, als in kurzen Zeitungsnotizen steht – also gar nichts. Aber ich nehme an, er ist überzeugter Christ oder war es, denn es ist kaum vorstellbar, dass ein solcher Angriff von einem Mann geführt wird, der nicht einmal in der Kirche seine Heimat gesehen hat oder sogar noch sieht. Das kann eine dumme Vermutung sein, aber es wird vorausgeschickt: So sehr Rolf Hochhuth jedes Tabu bricht, so gross ist auch seine Zurückhaltung. Gerade er hat auch in seinem Schauspiel, das er ein «christliches Trauerspiel» nannte, überzeugten Katholiken, die für ihre Weltanschauung eintraten und sie zu verwirklichen suchten, ein Denkmal gesetzt, das ihnen bisher zu Unrecht versagt blieb.

Wie kann ein einfaches Schauspiel solche Wirkungen auslösen? So ist man versucht zu fragen. Deshalb, weil Rolf Hochhuth wie ein Historiker zu Werk gegangen ist. Er hat alle Materialien studiert, die ihm über diesen Fragenkomplex zugänglich waren: Bücher, Dokumente, Tatsachenberichte, Zeugenaussagen, offizielle Verlautbarungen und dergleichen mehr. Bevor er ein Schauspiel

schrrieb, betätigte er sich im wahrsten Sinne des Wortes als Historiker. Es muss eine unglaubliche Arbeit gewesen sein, all diese Quellen zu studieren, sie zu vergleichen, auszuwerten, zu überprüfen. Rolf Hochhuth hat wohl genau gewusst, dass er ohne wissenschaftliche Rückendeckung verloren sein würde. Unzweifelhaft würde er in der Lage sein, ein umfassendes wissenschaftliches Werk über die aufgeworfenen Fragen zu schreiben. Aber hier begegnet man auch dem Phänomen, dass ein solches wissenschaftliches Werk wohl niemals die Wirkungen gehabt hätte wie die künstlerische Gestaltung dieses Komplexes. Und man begegnet gleichzeitig jenem Punkt, wo der Stoff eine Form fordert, die vielleicht nicht neu, auf jeden Fall aber eigenartig ist. Rolf Hochhuth entgeht der Gefahr der Fakten – auch das kann eine Gefahr sein – dadurch, dass er den Text in einen freien Vers setzt, der die Fakten überhaupt theatergerecht macht. Aber zu Beginn jeder Szene gibt er in Prosa dokumentarische Einleitungen, die kleine wissenschaftliche Abhandlungen darstellen und von einem Sprecher auch im Theater vorgetragen werden sollen. Episches Theater also. Man möchte sagen: notwendigerweise. Hier ein Beispiel:

«Der apostolische Nuntius, Exzellenz Cesare Orsenigo, steht 1942 im 69. Lebensjahr. Pressefotos überliefern das Porträt eines sehr rüstigen Mannes mittlerer Statur. Das schmale, knochige Gesicht weist keine leeren Flächen auf, sondern wird vollkommen beherrscht von Mund und Nase, die wie das Kinn ausserordentlich gross sind. Der offene Blick zeigt reservierte Verständigungsbereitschaft. Nicht vom Geist, vom Willen und von bemühter Selbstdisziplin scheint das Gesicht geprägt. Ernst Freiherr von Weizsäcker, Staatssekretär im Auswärtigen Amt bis Frühjahr 1943, dann Hitlers Botschafter beim Heiligen Stuhl, nennt den Nuntius einen real denkenden Milanesen, der es gern vermied, ‚ausweglose Differenzen der Kurie mit dem Dritten Reich ins Grundsätzliche zu steigern’ ...»

Immer wieder werden solche Abhandlungen vor den Beginn einer Szene gestellt, meist nur viel länger, manchmal auch mitten in eine Szene hinein. Gerade dadurch kriegt das Stück das Gewicht des Dokumentarischen, denn der Autor ist natürlich gezwungen, seine historischen oder erfundenen Figuren auf eine Weise agieren zu lassen, die ihre Grenze in diesen Fakten hat, also völlig frei doch dokumentarischen Wert anstrebt.

Die eigentliche Handlung baut sich aus zwei Elementen zusammen: einmal der dramatische Konflikt. Überzeugte Katholiken fordern von der Kurie eine Verurteilung der faschistischen Ausrottungspolitik, den offenen Aufruf an eine halbe Milliarde Katholiken, den faschistischen Verbrechen Widerstand entgegenzusetzen. Die Kurie zögert und drückt sich um eine Verurteilung Hitlers; sie hilft im Kleinen, aber eben nicht im Grossen. Sie verurteilt Hitler nicht. Im vierten Akt kommt es zu der grossen Auseinandersetzung im Vatikan. Ein junger Jesuitenpater bittet den Papst um diese Schritte. Der Papst weigert sich. Der junge Pater geht freiwillig mit den Juden nach Auschwitz und kommt dort um,

wie auch seine Freunde. Interessant ist, wie Rolf Hochhuth den Papst seine Verhaltensweise motivieren lässt. Rolf Hochhuth ist kein Kommunist. Er will sogar, dass sein Stück nicht in einem sozialistischen Land gespielt wird. Aber die Fakten vor sich, findet er die Ehrlichkeit, den Fakten zu glauben und nicht die Fakten dran glauben zu lassen. Es ist die antikommunistische Politik des Vatikans, die Pius XII. daran hindert, Hitler zu verurteilen und der Kirche – wie Hochhuth glaubt – wieder eine Stellung zu verschaffen, die sie seit dem Mittelalter nicht mehr gehabt hat. Und genau hier liegt auch der eigentliche Stein des Anstosses. «Wer helfen will, darf Hitler nicht provozieren», lautet einer der Sätze, die der Papst dem jungen Jesuitenpater entgegenhält. Und weiter: «Hoffen wir, das Weisse Haus und London / ein wenig kompromissbereiter zu stimmen: man soll / verhandeln, soll nicht / va banque mit ganz Europa spielen / und Herrn Stalin zum Erben Hitlers machen.» Das ist der wunde Punkt. Von hier aus ist alles andere eine logische Konsequenz: «Die Staatsräson verbietet / Herrn Hitler als Banditen anzuprangern, / er muss handlungswürdig bleiben...» Oder: «Hitler allein, lieber Graf, verteidigt jetzt Europa. / Und er wird kämpfen, bis er stirbt, / weil ja den Mörder kein Pardon erwartet. / Dennoch, der Westen sollte ihm Pardon gewähren, / solange er im Osten nützlich ist.» Von hier aus versteht man alle die Proteste, die gegen Rolf Hochhuth erhoben worden sind. Und das ist nur ein winziger Ausschnitt von dem, was in dieser Art gesagt wird.

Eine Schwäche, die sich von hier aus ergibt, soll nicht verschwiegen werden. Rolf Hochhuth muss natürlich versuchen, durch bestimmte Darstellungen auf der anderen Seite zu beweisen, dass Hitler und sein Anhang eine Verurteilung durch den Vatikan fürchteten. Das veranlasst Rolf Hochhuth immer wieder, Eichmann und andere solche Befürchtungen aussprechen zu lassen. Dadurch entsteht zeitweilig der Eindruck, als habe Hitler nichts mehr gefürchtet als die katholische Kirche, was natürlich ein Irrtum ist. Und Rolf Hochhuth gibt gerade dadurch seinen Gegnern eine Blöße, die die raffinierte Gegenfrage stellen, ob denn nun eine Verurteilung Hitlers durch den Vatikan die Vergassung hätte verhindern können. Die Schwäche kommt aus der Konzentration auf den speziellen Stoff. Rolf Hochhuth hat sicher sagen wollen: Hitler hatte schon Grund, sich neben einer Welt von Feinden nicht auch noch die erbitterte Feindschaft des Papstes zuzuziehen, und wäre bereit gewesen, bei einer energischen Politik des Vatikans einige Massnahmen zu drosseln.

Das zweite Element der Handlung besteht darin, die Naziprominenz, besonders die Endlösungsspezialisten, als den Typus Mensch vorzustellen, der sie wohl gewesen sein müssen. Da schiebt Eichmann Kegel. Da singt der berichtigte Doktor von Auschwitz ein Chanson. Da sammelt der Professor Hirt aus Strassburg die Köpfe von jüdisch-bolschewistischen Kommissaren mit der Leidenschaft eines Philatelisten. Gerade dieses Element der Handlung, das Rolf Hochhuth wieder soweit wie möglich nach dokumentarischem Material gestaltet, gibt dem Stück die Realität des Details im Menschlichen, die so leicht

hätte verlorengehen können. Eine Schwäche ist hier der etwas zu dramatische Schluss in Auschwitz, denn ein Revolverduell vor der Gaskammer ist eben ungläubwürdig.

Rolf Hochhuth hat eine Sprache zur Verfügung, die einen nicht mehr lässt, die einen packt, die einen zum Weiterlesen zwingt. Das ist kein schüchterner Erstling, das ist kein talentiertes Gestottere. Hier ist gleich von Anfang an ruhige Sicherheit, man möchte sagen Gewissheit in das eigene Talent der Gestaltung.

Mit diesem Stück hat Rolf Hochhuth die Bühne wieder in das Zentrum einer Auseinandersetzung gestellt, die die Bühne braucht, wenn sie leben will.

Sonst gab es nicht so ganz ungewohnte Begleiterscheinungen. Der Hamburger Verlag Rütten & Loening wollte das Stück zuerst drucken, bekam es dann aber mit der Angst zu tun. Der Rowohlt Verlag übernahm das Manuskript und machte es Erwin Piscator zugänglich, der sich die Chance nicht entgehen liess, gerade dieses Stück zu inszenieren. Eigentlich brauchte man drei Abende, um das Stück ganz zu spielen – 200 Seiten kleingedruckter Text –, Erwin Piscator brachte davon 90 Seiten. Nur wer die Verhältnisse in Westberlin und die in der Westberliner Volksbühne im Besonderen kennt, wird verstehen, weshalb Piscator Stellen gestrichen hat, die zur Substanz des Stückes gehören. Es wird interessant sein zu sehen, wie weit Harry Buckwitz gehen kann, wenn er das Stück in Frankfurt aufführt, wie er angekündigt hat. Wer über Piscators Streichungen mitreden will, darf nicht vergessen, dass Piscator darauf bestanden hat, dass gleichzeitig mit seiner Uraufführung der Rowohlt Verlag das Stück ungekürzt als Paperback herausgab, so dass jeder in der Lage ist, zu vergleichen und wohl auch zu beurteilen, auf was alles ein grosser Regisseur bei uns noch Rücksicht nehmen muss.

„Die Tat“, Frankfurt a.M., 16.3.1963

Christa Schwens

«Verhärten Sie sich nicht. Sie vereinfachen!»

Diesen Vorwurf macht der impulsive, zornige junge Jesuit Riccardo – der Hochhuth des Dramas – einem Juden, für den nur noch das Entweder-Oder bestand: eigener Tod oder Mord an anderen.

Vereinfachung ist Stichwort und zugleich Vorwurf für dieses Stück selbst, den Verfasser und den Regisseur, nämlich dann, wenn ein so vielschichtiges Problem wie das Verhalten des Vatikans gegenüber dem Dritten Reich weitgehend auf die Alternative Hitler oder die Kommunisten gebracht wird, wenn die Schuld an dem millionenfachen Judenmord *allein* auf das passive Verhalten *eines* Mannes, Pius XII. zurückgeführt wird und wenn durch eine radikale Kürzung das eng verzahnte Drama für die Aufführung in Berlin zurechtgestutzt wird. Solche Vereinfachungen ergeben notwendig ein Zerrbild.

Eine Vereinfachung in Form einer Verketzerung muss aber auch denen zum Vorwurf gemacht werden, die vorgeben, sich mit der problematischen «christlichen Tragödie» auseinanderzusetzen, in Wirklichkeit aber nur eine deklamatorische Pauschalabrechnung kundtun, die entweder auf verletzten Gefühlen basiert oder auf billigen Argumenten wie z.B. «der Autor ist zu jung!» – ergo: unfähig! – Oder sollte ein uneingestandener Grund darin liegen, dass er einfach unbequem ist?

Sieht es nicht so aus, als ob sich inzwischen der offizielle und erst recht der offiziöse deutsche Katholizismus nahezu zu einer Einheitsfront formiert haben, deren durchgängige Stellungnahme wie folgt formuliert werden kann: Geschichtsfälschung! Herabsetzung und Schändung eines verehrungswürdigen Oberhauptes der Kirche, die als beschämend zu verurteilen sind. Die literarischen Qualitäten von Hochhuths Stück können dahingestellt bleiben. Wenn wir uns so ein Theater gefallen lassen, ohne es erbittert abzulehnen (egal, ob mit oder ohne Begründung!), machen wir uns anstössig vor aller Welt.

Ist das wirklich so? Ist der Sache und uns Katholiken nicht eher mit einer fundierten Auseinandersetzung gedient, die in dem Versuch einer Gesamtschau der Wahrheit näherkäme? Und soweit ich den Autor verstanden habe, ist er bei allen Einschränkungen und Vorbehalten selbst auch ernsthaft und aufrichtig auf der Wahrheitssuche. Hier täte Zusammenarbeit not!

Bezeichnungen wie «Schmähschrift» und Beteuerungen wie «Deutschlands Katholiken werden es nicht hinnehmen, dass...» ändern nichts daran, dass das Stück auch ohne unseren Willen oder gerade deswegen und ohne unsere Stellungnahme in allernächster Zeit über Bühnen und Fernsehschirme der ganzen Welt läuft. – Die amerikanische Monstre-Illustrierte «Life» mit ihrem bekannten Spürsinn für Sensationen widmete der Berliner Premiere bereits eine sechsseitige Bildreportage und nannte den «Stellvertreter» «das umstrittenste europäische Drama einer Generation», das «Deutschland aufwühlt». Es handelt sich also um keine Eintagsfliege, bei der das Fehlen einer sachlichen Auseinandersetzung keine weiteren Folgen zeitigte. Wer das Stück liest, hat den Eindruck, dass der Verfasser die Gestalt Pius' XII. aus einer nicht zu verkennenden Voreingenommenheit zeichnet, die auch durch die beigegebenen Verteidigungen nicht gemildert wird. Neben den dichten Gestalten des Kardinals und des überbetont aufrührerischen, moralisch-jähzornigen Jesuiten, die beide ergreifen und erregen, bleibt die Gestalt des Papstes ein farbloser Schatten. Vielleicht *so* intendiert: der aalglatte Diplomat!

Hochhuth hat die Dokumente studiert – wie weit, kann hier nicht untersucht werden –, denn er musste sich ein Geschichtsbild anlesen und anstudieren, um es verstandesmässig durchleuchten zu können. Dass er diese Epoche der Geschichte, die uns unter dem Aushängeschild «unbewältigte Vergangenheit» überall vorgehalten wird, persönlich nicht mehr bewusst erlebte, darf man dem Autor nicht zum Vorwurf machen (wie weit müssten wir sonst z.B. Schiller

verdammten?). Diese Tatsache jedoch muss bei der Art und Weise der Beurteilung im Blick behalten werden. Es stellt sich also die Frage: Ist es ein tollkühner Gedankensprung, der der «Welt der Phantasie» entstammt, dass Hochhuth in seiner Leidenschaft bei der gewissenhaften und ernsten Suche nach einer Antwort auf ein heikles Kapitel Zeitgeschichte in den folgenden Dokumenten auf den zunächst für viele verwegenen und unerhörten Gedanken kommt, dass der Papst den Massenmord an den Juden hätte verhindern können?

In einem Brief Pius' XII. im Jahre 1943 an Kardinal Bertram in Breslau heisst es: «Den an Ort und Stelle tätigen Oberhirten überlassen Wir es, abzuwägen, ob und bis zu welchem Grade die Gefahr von Vergeltungsmassnahmen und Druckmitteln im Falle bischöflicher Kundgebungen sowie andere vielleicht durch Länge und Psychologie des Krieges verursachte Umstände es ratsam erscheinen lassen, trotz der angeführten Beweggründe *ad maiora mala vitanda* Zurückhaltung zu üben. Hier liegt einer der Gründe, warum Wir selbst Uns in Unseren Kundgebungen Beschränkungen auferlegen. Die Erfahrung, die Wir im Jahre 1942 mit päpstlichen Schriftstücken gemacht haben, rechtfertigt, soweit Wir sehen, Unsere Haltung.» Man sollte sich nach diesen Worten darüber im Klaren sein, dass die Kirche in ihrer politischen und historischen Funktion der Kritik unterworfen ist und insoweit auch nicht unfehlbar und unangreifbar ist. Hier geht es um personale Entscheidungen, die vom einzelnen getroffen werden müssen.

Ob man es als Geschichtsfälschung bezeichnen kann, dass Papst Pius XII. kein öffentliches Protestwort gegen die Judenverfolgungen und Judenmorde, die, wie auch aus den obigen Zeilen hervorgeht, spätestens seit 1941 in Art und Ausmass bekannt waren, gesprochen hat, muss bezweifelt werden. Es ist nicht eine Erfindung Hochhuths, sondern eine berechtigte Frage: Hätte Hitler, der während des Krieges bemüht war, Missheiligkeiten mit dem Vatikan möglichst zu vermeiden, sich durch einen öffentlichen Protest Pius' XII. wirklich gezwungen gesehen, die Vernichtung der Juden einzustellen? – Dieser Frage kann man natürlich entgegenhalten, dass ein öffentlicher Protest, der die Dinge beim Namen nannte, das Risiko massiver Unterdrückungsmassnahmen gegen die deutschen Katholiken eingegangen wäre und somit nur geschadet, niemandem aber geholfen hätte. Das berühmte, heute aus Vatikankreisen zitierte «*Ad maiora mala vitanda*» wäre also dann missachtet worden. Aber in diesem zweiten Fall handelt es sich nur um eine Gegenthese, die heute ebenfalls nicht mehr beweisbar ist und daher ebenso richtig oder falsch sein kann wie Hochhuths Auffassung. Wir wissen nur, dass nach dem öffentlichen Protest der holländischen Bischöfe in den Niederlanden eine systematische Judenverfolgung stattgefunden hat, dass aber der öffentliche Protest des Bischofs von Münster, Graf von Galen, sein Ziel erreicht hat, wenngleich Hitler sich die Rache an Galen bis nach dem Endsieg aufgespart hatte. Die Chancen stehen also 1:1!

Man wird auch zugeben müssen, dass christliches Handeln in einer bestimmten Situation sich nicht einfach vom möglichen Erfolg her rechtfertigt, sondern von der Glaubwürdigkeit der christlichen Existenz, wobei die Wirklichkeit der Kirche an ihrem eigenen Anspruch zu messen ist. So lässt sich auch das «christliche Trauerspiel» nicht vereinfachend auf die Formel des Verhältnisses von christlicher Klugheit und unchristlicher Feigheit bringen. Es gibt bestimmte geschichtliche Situationen, in denen auch unterschiedliche Entscheidungen als christliche möglich sind. Wer hat es nicht schon erfahren, dass man es hinterher besser weiss als vorher, obwohl man sich auch vorher um die verantwortbare richtige Entscheidung als Christ redlich bemüht hat? Es wird deutlich, dass für eine solche etwaige historische Fehlentscheidung die Kategorien der persönlichen Schuld nicht anwendbar sind.

Ein weiteres Dokument, das den Autor in seiner oben skizzierten Haltung bestärkt haben könnte, ist ein offizielles Kommuniqué des «Osservatore Romano» vom Oktober 1943, in dem der Papst «allen Menschen ohne Unterschied der Nationalität und Rasse seine väterliche Fürsorge angedeihen lässt». Es ist selbstverständlich, dass eine so allgemein gehaltene diplomatische Ankündigung, ohne jeden realen Bezug, in einer solch lauten Zeit von niemandem gehört wurde, wie es auch Botschafter von Weizsäcker nach Berlin beruhigend bestätigte. – Sicherlich war das «*Ad maiora mala vitanda*» für einen Diplomaten ein berechtigter Grund, nicht *mehr* zu tun. Aber für einen Papst?

Hier setzt Hochhuths Kritik an. Denn nirgends wirft er Pius XII. Antisemitismus oder die geringsten Sympathien für Hitler oder sein System vor. Sein Vorwurf zielt dahin, dass er von dem Stellvertreter Christi, dem Haupt der katholischen Kirche, ein Mehr erwartet als diplomatisch abgewogene Klugheit, über deren Erfolg sich ja noch streiten lässt. Hochhuth stellt die Forderung: Ist Christentum nicht Nächstenliebe? Er macht den Gedanken des christlichen Mitleids in der nüchternen Form des Mitleidens zum Mittelpunkt seiner Ausführungen. Ist ihm dieser uralte Anspruch, mit der sich die Kirchenväter schon in den ersten christlichen Jahrhunderten immer wieder auseinander setzen mussten, zu verübeln? Ist es besser für die Kirche, sich dem Martyrium zu stellen, oder haben wir die Pflicht, uns – so lange wie möglich – vor den Verfolgern zu retten?

Der Protestant Hochhuth, der sich allein von seinem idealistisch-stürmischen Suchen leiten lässt, sucht im Papst den Menschen, der, fern allem Kalkül, allein von der Liebe durchdrungen ist: ganz Seelsorger. Er findet enttäuscht den Diplomaten. – Zum Vergleich: Johannes XXIII. empfing den Kommunisten Adschubej, die Kritiker vermissten den Diplomaten ...

Wie kommt der Protestant Hochhuth dazu, dass er Pius XII., dem Oberhaupt der katholischen Kirche, als einzigem die Rettung zugetraut hat? Es scheint, dass diese Frage, die die Wesensmitte der katholischen Kirche und ihr Selbstverständnis trifft, von uns eine Antwort fordert.

Das bedeutet, dass zunächst einige Grundgedanken über die Gliedschaft, die Einheit und den Heilsauftrag der Kirche gesagt werden.

Für einen Aussenstehenden wird in dem Sonderamt des römischen Bischofs, das als solches in der Fortsetzung des petrinischen Auftrags gründet, aufs Engste die Einheit der Kirche sichtbar. Vielfach wird diese Struktur als eine notwendige einheitliche Administration der ganzen Kirche angesehen. Das ist nicht nur einseitig, sondern falsch, weil es eine von aussen herangetragene analogielose Übertragung zentralstaatlichen Denkens ist. Das Besondere liegt darin, dass die Kirche einen von Christus die ganze Welt umfassenden Auftrag bekommen hat. – Wenn der Autor durch seine «christliche Tragödie» hilft, diese Aufgabe in uns wieder lebendig zu machen, weil er darum weiss, oder weil er sogar daran glaubt, so müssen wir ihm *danken* – auch für den aufgezeigten, verfehlten Weg.

Wenn auch unser katholisches Kirchenverständnis hier nicht letztlich in der von uns erwarteten Weise zum Ausdruck kommt, so können wir bei der genauen Untersuchung des Textes doch feststellen, dass sich der Autor darum bemüht hat. Es gelingt ihm nicht ohne Missverständnisse. Liegt der Grund in der Vernachlässigung unseres Missionsauftrages und in den vielen Unklarheiten und Missverständnissen in Bezug auf dieses schwierige Thema in den eigenen Reihen? Die landläufige falsche Vorstellung, dass der Papst die Kirche ist, wurde in der Enzyklika «*Mystici Corporis*» korrigiert. Heute müssen wir fragen – und es ist auf dem Konzil in aller Eindringlichkeit geschehen –, ob das in der Enzyklika herausgestellte Kirchenverständnis noch ausreicht, wenn wir uns um die Einheit mit unseren getrennten Brüdern in Christo mühen!

Das Problem der Bewältigung des missionarischen Auftrages der Kirche steckt noch in den Anfängen und kann leicht zu Missverständnissen führen wie in Hochhuths Drama. Nehmen wir nur den Titel «Stellvertreter» mit den vielseitigen Aspekten der «Stellvertretung» innerhalb des Stückes. – Zunächst ist vom Theologischen soviel zu sagen: Jesus hat das Wesen seiner Sendung im Dienst der Stellvertretung für die vielen gesehen (Mk. 10,45; 14,24). Das tiefste Wesen der Kirche ist es, mit Christus zusammen den *ganzen* Christus, Haupt und Glieder, zu bilden. Und wenn das Wesen der Sendung, des Opfers Christi die Stellvertretung für den in Sünde gefallenen Menschen ist, dann ist das Wesen der Kirche kein anderes. Ihr Wesen ist geradezu ein «Stehen für». Dieser Stellvertretungsdienst der Kirche schliesst wiederum ein inneres und äusseres Moment ein: Quellort und Zeichen der Heilswirklichkeit, d.h. Realisierung der inneren Heilskraft, der Agape, *und* die zeichenhafte Aufrichtung vor der Öffentlichkeit der Welt und Geschichte.

Ansätze dieses Kirchenverständnisses sind bei Hochhuth zu spüren, wenn auch durch eine einseitige Sicht verzerrt und falsch, so die Vereinfachung der Agape als Nächstenliebe und die Vereinfachung der Stellvertretung auf die Person des Papstes, die dann notwendig verbunden wird mit den für einen Aussenstehenden auffallenden Anstössigkeiten und menschlichen Schwächen wie

kurialem Zeremoniell, Orden und Ehrenzeichen, barockem Pomp und weltlichen Finanzmanipulationen. – Wenn der Autor diese Schwächen angreift, so sollten wir ihm dafür, wie gesagt, dankbar sein und ihn nicht der verletzten Gefühle willen verdammen. Wir sind doch selbst gerade in diesen Tagen auf der Suche nach der Glaubwürdigkeit unserer christlichen Existenz, sollten wir dabei jede Hilfe von aussen nicht aufgeschlossen annehmen, damit wir wissen, was zu tun ist, um in der Zukunft vor der Welt glaubwürdig Zeugnis zu geben? Denn auch Hochhuth erwartet das Zeugnis bei genauem Zusehen nicht nur vom Papst, sondern von jedem katholischen Christen neben sich, dass er aus seinem gelebten Glauben heraus Antwort gibt und sich nicht mit einem billigen «wir machen uns anstössig!» in sein unchristliches Schneckenhaus zurückzieht, denn der Fragende des Dramas sagt: «Ich suche eine Antwort ausser mir.»

Das Drama stellt unartikuliert eine Frage, verlangt aber eine artikuliert Antwort.

,test', *Katholische Studentenzeitung, Dortmund, 15.4.1963*

Georges Hertz

Rolf Hochhuth, «Der Stellvertreter»

Wenn man Gerüchten Glauben schenken wollte und einige der erschienenen Kritiken gelesen hat, müsste man annehmen, dieser Titel kündige ein Tendenzstück an, dessen einziger Zweck es sei, den verstorbenen Papst Pius XII. zu beschimpfen, weil er gegen die Verfolgung der Juden, Polen, Zigeuner usw. durch die Nazis passiv geblieben sei. Das ist jedoch eine literarische Gattung, die uns missfällt.

In Wirklichkeit handelt das Buch von ganz anderen Dingen. Im Mittelpunkt steht nicht der Papst, sondern ein junger Jesuit, Pater Riccardo, dessen Ideen denen des Papstes entgegengesetzt sind; daraus entsteht der dramatische Knoten. Es ist der Kampf zwischen den absoluten Forderungen des Ideals der Gerechtigkeit und einer «Realpolitik» (im Original deutsch), die ihren wirklichen Namen nicht offen auszusprechen wagt.

Man beginnt dieses Buch eigentlich zu lesen, um «sich selbst ein Bild davon zu machen»; bald schon wird man jedoch vom Autor eingefangen, und er lässt einen bis zum Fallen des Vorhangs nicht mehr los. Hochhuth ist einer dieser so seltenen «geborenen Schriftsteller», zugleich Dramatiker und Dichter, Historiker und Zauberer, er ist – *ein Mensch*. Und von seltener Art, denn er verbindet präzises Denken mit Agitation.

Kein Zweifel: der Autor hat geforscht, mit «deutscher Gründlichkeit» (im Original deutsch), alle zugänglichen Dokumente aus alliierten und deutschen Quellen studiert, und fast alle Bücher gelesen, die über sein Thema erschienen sind. Und beim Lesen ist er zornig geworden, darüber lässt sein Stück keinen Irrtum zu. Indem er diesen Zorn zu meistern versucht, hat er ein Meisterwerk geschaffen.

Wir wenden dieses Wort nicht leichtfertig an. Nein, niemand hat bisher etwas Mitfühlenderes über die Verfolgungen der Juden, etwas Unverblümteres über gewisse Industrierwerke wie Krupp oder I.G. Farben, etwas Niederschmetternderes über die Nazis geschrieben! Was nun den «Skandalfall», den Angriff gegen Papst Pius XII. angeht, so spielt der Papst zwar keine schöne Rolle, erhält jedoch wenigstens mildernde Umstände. Hochhuth erklärt das übrigens in seinem ausgezeichneten Nachwort. Dort sagt er, warum er Pius XII. für sein Schweigen, als die Welt seinen Protest erwartete und herbeisehnte, stärkere Argumente zubillige, als jene, die den Papst in Wirklichkeit schweigen liessen.

Die Handlung des Stückes beginnt unvermittelt, *in medias res*, bei dem apostolischen Nuntius von Berlin. Sie springt auch mit goethescher Beherztheit mitten hinein in eine Bar-Keller-Messe der Berliner SS. Dort treffen wir eine ganze Reihe historischer Personen, die bewunderswert geschildert sind. Nicht nur den engstirnigen Bürokraten Eichmann, sondern auch eine Person, die in Strassburg gewütet hat, den nur zu bekannte «Professor» Hirt. Um seine Sammlung jüdischer Schädel zu erweitern, lädt er einen SS-Mann aus Auschwitz nach Strassburg in «sein» Institut ein, weil er hofft, von dort neue, gut erhaltene Schädel zu bekommen, am besten auf noch lebenden Körpern. SS-Mann Fritsch könne ja den Dom besichtigen, während man sich um den Rest kümmere...

Wir wollen hier nicht versuchen, fünf Akte, aus denen man nicht das Resümee ziehen (und die man auch in dieser Länge nicht spielen) kann, zusammenzufassen, die jedoch, besser als selbst in der «Mutter Courage» von Brecht, auf dem Niveau eines «Faust» bleiben und an der Spitze der modernen deutschen Literatur stehen.

Bei Hochhuth betritt wie bei Goethe der Teufel die Szene, wie er auch im «Dr. Faustus» von Thomas Mann erscheint. Die Psychoanalytiker der Germanistik werden hier ihr Feld finden. Hier ist der Teufel ein SS-Arzt aus Auschwitz. In der rhythmischen Prosa seines Gesprächs mit Pater Riccardo herrschen bemerkenswerte Klarheit, anhaltende Spannung und sogar Kraft. Riccardo hat sich als Jude ausgegeben, um das Martyrium des Verbrennungsofens gemeinsam mit einer Fuhre römischer Juden auf sich zu nehmen. Die Seiten 198 und 199 zum Beispiel scheinen diabolischer zu sein als alles, was der selige Mephisto gesagt hat.

Auch in Frankreich hat man manch Bitteres seit dem Sterben Pius' XII. über dieses Thema lesen können (den Artikel in «L'Arche» zum Beispiel, oder die von Hochhuth zitierten verklausulierten Sätze von Mauriac). Aber so bündig und auch so unumstösslich ist noch nicht zusammengefasst worden, was so viele Christen während dieser Zeit dachten, wenn sie Pius XII. mit seinem berühmten Vorgänger Pius XII. verglichen. Ferner kann man den Abstand zwischen Piuè XII. und seinem Nachfolger Johannes XXIII. ermessen. Die Seiten 235 bis 237 des «Stellvertreter» sind ein klassisches Vorbild für historische Demonstrationen.

Wenn der Autor so streng mit dem ehemaligen Kardinal Pacelli umgeht, merkt man erst recht, wieviel er von sich selbst verlangt, von seinem Thema und seinem Werk. Er spart nicht mit – berechtigtem – Lob für alle die Christen

unten» und einige Bischöfe und Kardinale, die, die Lebensgefahr nicht scheuend, in Deutschland, Frankreich und anderswo für die Rettung der Juden gesprochen und gehandelt haben. So haben einige unserer Brüder die Katastrophe überleben können. Er verurteilt das Schweigen des Papstes, der Hunderten das Leben hätte retten können, denn, das zeigt Hochhuth, Hitler fürchtete Massnahmen des Vatikans.

Wir haben nun viel von dem Guten, das wir über das Buch denken, genannt, und dürfen uns wohl jetzt auch ein paar Einschränkungen erlauben: Einmal zieht der Autor im Nachwort Parallelen zwischen den vorbedachten Nazi-Massakern und gewissen «summarischen Exekutionen» der Resistance. Zum anderen stellt er abstrakte Zahlen in Rechnung, die hier, wo es um Ungerechtigkeit geht, fehl am Platze sind. Man darf nicht die kaltblütig von den Nazis begangenen Verbrechen, die vorausberechnet waren und technisch-bürokratisch abliefen, mit gewissen Massnahmen vergleichen, denen deutsche Soldaten zum Opfer fielen und die aus der Erregung des Freiheitskampfes entstanden sind. Im Partisanenkampf, in dem der Soldat ein Heckenschütze in Uniform ist, haben Feldgendarmarie und Gestapo die FFI und verdächtige Zivilpersonen gequält und damit Hass- und Rachegefühle hervorgerufen. Die Führungsgremien, das kann ich bezeugen, versuchten diese Ausschreitungen zu zügeln, ohne allerdings immer Erfolg zu haben.

Bestehen bleibt, dass «Der Stellvertreter» ein grosses, ja hervorragendes Buch ist. Wir sollten dafür sorgen, dass es bei uns gelesen wird, besonders von unseren Jugendlichen, die in ihm das Bild einer Zeit finden, die sie glücklicherweise nicht kennen, jener Jahre der Angst und des Zitterns, des Mutes und der Hoffnung, der Wut, der Schwachheit und der glänzenden Taten. Um das Buch einem breiteren Publikum zugänglich zu machen, müsste es ins Französische übersetzt werden, und das dürfte nicht leicht sein. Die Sprache Hochhuths mit ihren Anspielungen, dialektischen Details (der schwäbische Dialekt zum Beispiel im Munde des Professors Hirt, Cocktail aus Bonhomie und Grauen) und dem rhythmischen Fluss der Worte dürfte im Französischen schwer nachzubilden sein. Welch schöne Aufgabe für einen Germanisten, der auch ein wenig Dichter ist! Dann könnte man auch bei uns ein Meisterwerk deutscher Kultur lesen, jener echten, die noch besteht, trotz der verbrecherischen Dummheit des Dritten Reiches. «Totales Drama» schreibt Piscator in seinem Vorwort; er hat recht.

In: 'Bulletin des nos Communautés', Strassburg, 24.5.1963

Erklärung des Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken

Zu einem traurigen Theater

Die deutschen Katholiken können nur traurig und beschämt davon Kenntnis nehmen, dass im freien Westberlin ein Theaterstück «Der Stellvertreter» aufgeführt wird, in dem das Andenken Papst Pius' XII., dessen wir in grösster Liebe und Verehrung gedenken, auf das hässlichste verunglimpft wird. Unter dem Vorwand historischer Untersuchung darüber, ob der päpstliche Stuhl während des Krieges noch mehr gegen die deutschen Greuelthaten am europäischen Judentum hätte unternehmen können, ohne erst recht die radikalsten Massnahmen auszulösen, wird mit allen Mitteln der Bühnentechnik die Person und der Charakter dieses Papstes verzerrt und verleumdet, bis aus schwarz weiss wird! So soll einer der edelsten Männer, den unsere Generation hervor- gebracht hat, zum Schuldigen gestempelt werden für das, was Deutsche getan – und woran wir leider mit Recht – immer wieder erinnert werden. Das ist keine Bewältigung der politischen Vergangenheit! Man wird dem Autor oder dem Intendanten nicht unterstellen wollen, sie hätten es darauf angelegt, einen Sündenbock zu erfinden, um damit die zu entschuldigen, die wirklich schuldig waren. Auch die literarischen Qualitäten von Hochhuths Stück mögen dahin- gestellt bleiben. Wenn aber wir als Deutsche uns so ein Theater gefallen lassen, ohne es erbittert abzulehnen, machen wir uns wieder einmal anstössig vor aller Welt. Gerade in Westberlin sollte man das begreife!

Pontresina, den 2.3.1963

Karl Fürst zu Löwenstein

Pater Willehard Eckert O. P.

Noch einmal: Hochhuths «Stellvertreter»

Die Aufführung des Theaterstückes durch Erwin Piscator im Berliner Theater am Kurfürstendamm wurde als Sensation erwartet, aber wie oft, wenn die Erwartungen sehr gross sind, stellte sich auch diesmal sehr bald eine gewisse Ernüchterung ein. Manchem zur Freude blieb die Sensation aus oder schien doch auszubleiben. Die Reaktion auf das Stück in der Presse hielt an.

Inzwischen ist nun auch in Rowohlts Paperbacks der «Stellvertreter» erschienen, und man kann in Musse die Gültigkeit der Berliner Aufführung am Text selbst nachprüfen. Der «Stellvertreter» ist ein Beitrag zur Dichtung der Gegenwart und muss daher auch zunächst nach seinen literarischen Eigenschaften geprüft werden. Dass es sich um eine Anfängerarbeit handelt, kommt bereits in der Ansprache von Hermann H. Kamps zur Verleihung des Förde-

rungspreises im Gerhart-Hauptmann-Preis an Rolf Hochhuth im Berliner Theater am Kurfürstendamm am 17. November 1962 zum Ausdruck.

In der Buchausgabe ist diese Ansprache in entscheidenden Auszügen veröffentlicht worden. Kamps wählt vorsichtige Formulierungen, wenn er urteilt: «Dabei sind dem Autor auch sprachlich einige Gestalten von erschütternder Echtheit und Wahrheit gelungen... Einzelne Szenen sind von visionärer Kraft, etwa das Treiben der Leute um Eichmann im Jägerkeller, die Deportation im 3. Akt oder das Ende in Auschwitz im 5. Akt. Hier gibt es Ansätze von dichterischer Gewalt, die den dokumentarischen Charakter des Werkes beträchtlich übersteigen.»

Wer das unbefangen liest, muss sagen, dass es in dem Stück also auch schwache Partien gibt. Die entscheidende Schwäche vom literarischen Standpunkt hat bereits anlässlich der Berliner Aufführung Friedrich Luft herausgestellt, der in der «Welt» am 22. Februar schrieb, das Stück leide unter dem Mangel eines Gegenspielers für den Stellvertreter, den Pater Riccardo Fontana, der sich in die Hölle von Auschwitz begibt, um von sich aus das mangelnde Zeugnis der Kirche zu leisten. Als Gegenspieler ist Papst Pius XII. gedacht. Friedrich Luft zieht einen Vergleich mit einem anderen Stück politischen Charakters, mit Schillers Don Carlos. «Bei Schiller hat der Marquis Posa recht und König Philipp II. auch. Erst aus dieser Gleichwertigkeit und Unlösbarkeit ergibt sich die wahre Tragödie.» Hochhuth aber gelingt es nicht, ein solches Niveau zu halten. Er will anklagen, die Szene wird für ihn zum Tribunal. Friedrich Luft urteilt zu Recht:

«Hier wird das Stück brüchig, erfüllt es sich nicht in der hochgesetzten Qualität, die es bis dahin durchhält. Es wird auf undramatische Weise parteilich. Es stellt nicht Argumente gleichwertig, nicht mit höherem Verständnis gegeneinander.»

Aber man muss über Luft hinausgehen und fragen, warum der Autor versagt. In seiner Absicht lag es nämlich, den Papst als einen echten Gegenspieler zu Riccardo Fontana zu zeichnen. Im Nachwort schreibt Rolf Hochhuth: «Da wir nun einmal eine bessere Meinung, als es geschichtlich zulässig sein mag, von Pius XII. zwar nicht haben, aber doch in diesem Drama vertreten, so soll unterstellt werden, dass der Abtransport seiner römischen Mitbürger einen solchen Aufruhr (4. Akt) in seinem Gewissen und seinen Räumen hervorgerufen hat!» Vom Aufruhr des Gewissens ist bei Papst Pius XII. aber gar nichts zu spüren.

Rolf Hochhuth vermag nur in politischen Kategorien zu denken. Nicht umsonst wählt er als Motto für den 1. Akt die Worte von Bernard Shaw: «Hüte dich vor dem Menschen, dessen Gott im Himmel ist.» Dem Autor ist zugute zu halten, dass es tatsächlich eine Flucht ins Gebet gibt, wobei die Augen vor der grausamen Wirklichkeit verschlossen werden. Aber beten braucht nicht aus solcher Haltung der Flucht zu entspringen. Im Gegenteil: Das Gebet kann selber zu einer Kraft werden, die grauenhafteste Wirklichkeit zu bestehen.

Rolf Hochhuth hat wiederholt an Edith Stein erinnert. Er hat sich aber anscheinend kaum Gedanken gemacht, aus welchen Kräften Edith Stein den

Gang in die dunkle Nacht anzutreten vermochte. Sie selbst aber hat von der dunklen Nacht und dem Kreuz als dem Wahrzeichen des Heils in ihrem letzten Werk der Kreuzeswissenschaft ganz offen gesprochen. Hier wird sichtbar, dass es allein die Kraft des Gebetes war, die sie das Dunkel und Grauen von Auschwitz auf sich zukommen sah, ohne zu verzweifeln. Da Rolf Hochhuth diese Kraft nicht kennt, verleiht er selbst der Gestalt des Stellvertreters ungläubhafte Züge.

So berührt es merkwürdig, wenn er in der 2. Szene des 3. Aktes den Pater Fontana an Gewaltanwendung gegen den Papst denken lässt, die man dann nachträglich der SS in die Schuhe schieben könne, um auf solche Weise einen weltweiten Protest aller Katholiken gegen die nationalsozialistische Vernichtungsaktion heraufzubeschwören. Diese Szene gehört zu den ungläubwürdigsten im ganzen Stück. Ebenso aufschlussreich ist es, dass Riccardo Fontana in Auschwitz in den Zweifel an Gott hineingeführt wird, aber eigentlich keinen Ausweg aus der Verzweiflung findet. Überhaupt sind die negativen Persönlichkeiten dem Verfasser viel besser gelungen als die positiven.

Weil Rolf Hochhuth offensichtlich der Zugang zum eigentlich religiösen Erleben fehlt, vermag er im Papst nur einen kalten Skeptiker zu sehen, einen introvertierten Mystiker, der, wie er im Nachwort bemerkt, nicht ohne Geschick seine Kanonisierung vorbereitet, indem er Präzedenzfälle schafft, nämlich selbst Papst Pius X. heiligspricht.

Aus diesem Mangel an Religiosität musste notwendigerweise das Bild, das Hochhuth von Pius XII. entwirft, zum Zerrbild werden. Damit aber wird die literarische Gültigkeit des Stückes von vornherein geschwächt, denn es wird nun gar nicht mehr sichtbar, worin die Stellvertretung letztlich besteht. Im Stück selbst misslingt Riccardo Fontana die Stellvertretung auch im Einzelfall. Jacobson, dem er seinen Pass und sein Gewand leiht, wird entlarvt und entgeht der Vernichtung nicht. Das Opfer des Paters Fontana in diesem Einzelfall ist umsonst. Die Deportierten vermag er auch nicht zu trösten, weil er selbst ein Verzweifelter ist. Stellvertreter des Papstes ist er nicht, weil es ihm gerade am Zeugnis des Glaubens gebricht.

Das alles sind Gründe, die auch wohlwollende Beurteiler in dem Stück manche Unausgeglichenheit finden liessen. Und doch, trotz all dieser Unausgeglichenheiten fesselt die Lektüre, fühlt der Leser, wenn er unbefangen ist, sich angesprochen. Rolf Hochhuth packt durch die Ehrlichkeit seines Ringens, durch die Unbedingtheit seines Ethos. Die Fragen, die er als Vertreter der jüngeren Generation an die ältere stellt, werden nicht allein von ihm geäußert. Sie sind wahrhaftig die Fragen aller jungen Menschen, die sich noch Gedanken um die Geschichte unserer Zeit machen. Sind diese Fragen abwegig, oder müssen sie nicht doch gestellt werden?

Rolf Hochhuth wollte mit seinem Stück die Geschichte unserer Zeit deuten. Er hat, da es ihm nicht nur um Dichtung, sondern auch um historische Wahrheitsfindung ging, seinem Stück einen historischen Kommentar beigegeben. Da seine These, Papst Pius XII. sei ein kalter Diplomat gewesen, der nicht etwa aus Feig-

heit, sondern aus Berechnung geschwiegen habe, weil er eben Hitler als Werkzeug im Kampf gegen den Kommunismus betrachtete, so zum Widerspruch reizend ist, kann man es nur bedauern, dass sein Kommentar eine Nachprüfung ausserordentlich schwer macht.

Zwar hat er in diesem Kommentar eine Fülle von Zitaten eingearbeitet, aber nirgends finden sich genaue Quellenangaben, so dass der Leser gezwungen ist, sich durch den ganzen Wust der Sekundärliteratur selbst noch einmal durchzuarbeiten, wenn er Rolf Hochhuths Thesen anhand der Literatur nachprüfen will. Der Verfasser stützt sich dabei ausschliesslich auf sekundäre Quellen. Er selbst schreibt in der Vorbemerkung zu seinem Kommentar: «Da jedoch weder der Vatikan noch der Kreml freien Zugang zu seinen Archiven gestattet, kann die Wissenschaft in absehbarer Zeit diese Geschehnisse nicht lückenlos darstellen.»

Aus der Vorbemerkung ergibt sich, dass Hochhuth zu den Vatikanischen Archiven selbst keinen Zugang hatte. Seine Studien im Vatikan wird man also als Interviews der Persönlichkeiten aufzufassen haben, die Papst Pius XII. aus persönlichem Umgang gekannt haben. Historische Genauigkeit ist zumindestens in den Nebendingen nicht die Stärke des Verfassers. So ist es sehr merkwürdig, dass er den Pater General der Salvatorianer als Abt bezeichnet oder Pater Fontana als Graf benennt. Bei solchen Ungenauigkeiten in den kleinen Dingen fragt sich der Leser, ob dem Verfasser dann nicht auch Irrtümer im Grossen unterlaufen sind.

Es wurde bereits wiederholt festgestellt, dass die Grundthese des Verfassers, ein päpstlicher Protest hätte die Juden retten können, unbeweisbar ist. Wenn man Papst Pius XII. vor dem Vorwurf kalter Parteilichkeit in Schutz nehmen muss, so verdient doch auch der Autor selbst in Schutz genommen zu werden vor manchen unberechtigten Kritiken. Weder die literarischen Schwächen noch die Mängel der historischen Interpretation sind von uns gelehnet worden. Darum sei es nun gestattet, auch auf die Punkte hinzuweisen, in denen Rolf Hochhuth recht hat.

Rolf Hochhuth hat nicht bestritten, weder im Stück noch im Kommentar, dass vielen Juden Asyl in Klöstern gewährt wurde. Er hat nicht bestritten, dass der Vatikan selbst zahlreichen Juden Zuflucht gewährt hat, er bestreitet auch nicht, dass Pius XII. gegen die Unterdrückungsmassnahmen protestiert hat, aber er bestreitet, dass dieser Protest Hitler erreicht hat und dass er ihn überhaupt erreichen wollte. Seine Ablehnung des Papstes gründet sich in der Anerkennung seiner hohen Intelligenz. Rolf Hochhuth betont, Papst Pius XII. sei einer der intelligentesten Menschen unserer Zeit gewesen. Er bestreitet auch dem Papst nicht seine persönliche Liebenswürdigkeit. Erst recht bestreitet er nicht die Hilfsbereitschaft und die Seelennot vieler Priester und Ordensleute.

Es ist mehr als eine blosser Geste, wenn er sein Stück dem Gedächtnis zweier Priester, dem Pater Maximilian Kolbe und dem Prälat Bernhard Lichtenberg widmet. Im Grunde geht es auch gar nicht um eine Anklage gegen den Papst, zumindest nicht um diese Anklage allein. Die Identifizierung zwischen den Männern der Kirche und den deutschen Soldaten und Geschäftsleuten, die

dadurch geschehen soll, dass die Schauspieler jeweils zwei Personen zu verkörpern haben, zum Beispiel der Darsteller des Papstes auch den Baron Rutta von der Reichsvereinigung Rüstung, der Darsteller des Kardinals zugleich den Professor Hirt von der Reichsuniversität Strassburg zu verkörpern hat, diese Identifizierung geschieht nicht ohne Absicht.

Es geht dem Verfasser dabei nicht um eine zusätzliche Verunglimpfung des Papstes, sondern um die Herausarbeitung des Problems unserer Zeit. Gegen Ende seines historischen Kommentars schreibt Rolf Hochhuth:

«Damit stellt sich erneut die Frage nach der Verantwortlichkeit, die, zu Ende gedacht, möglicherweise das Drama selbst als nicht mehr zeitgemäss verwerfen muss – im Zeitalter des Neutrums... Wie weit aber kann das Neutrum schuldig werden, und was darf man vom Neutrum erwarten, wenn allgemeine Wehrpflicht oder sonstige Gesetze es in Situationen führen, die eher von Heiligen als von Menschen bewältigt werden können? Befehlsverweigerung etwa, wer könnte sich anmassen, sie von einem Menschen zu verlangen, der seit der Konfirmation nicht einmal das Bedürfnis gehabt hat, über Gut oder Böse nachzudenken? Wenn aber der einzelne nicht mehr verantwortlich zu machen ist, weil er entweder nichts mehr zu entscheiden hat oder nicht begreift, dass er sich entscheiden muss, so ist das Alibi für jede Schuld geschaffen: das Ende des Dramas.»

Der Papst steht damit nur als Beispiel da für die vielen. Allerdings misst Rolf Hochhuth dem Schweigen des Papstes eine verhängnisvolle Bedeutung zu. Darum ist er so erbittert. Aber das hindert ihn nicht, die Schuld der anderen zu verringern. Klarer als in der Berliner Aufführung kommt im Stück selbst die Schuld der Deutschen zu Wort. Die Schuld des Nichtsehenswollens, die Schuld des Nichtparteinnehmens, die Schuld des Schweigens. Rolf Hochhuth bestreitet auch nicht die Schuld der Alliierten, die sich keineswegs bereit gezeigt haben, rechtzeitig zugunsten der Juden zu intervenieren.

Das Stück ist eine Anklage gegen die Herzenshärte des Antisemitismus jeder Spielart. Darum sollte man es wegen seiner Schwächen nicht fallenlassen, sondern sollte es nachdenklich lesen und sich ernsthaft mit ihm auseinandersetzen. Proteste können auch eine unfreiwillige Rechtfertigung sein. Rolf Hochhuth verdient, gehört zu werden.

„Kölnische Rundschau“, 23.3.1963

Wilhelm Grenzmann

Blinder Hass auf Pius XII.

Drei Jahrzehnte nach den Schicksalstagen, als die Nationalsozialisten die «Macht ergriffen», fast ein Vierteljahrhundert nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und zwei Jahrzehnte nach Stalingrad, sind Theater, Kinos und Hör-

spiele mit den Erinnerungen an jene Zeit beschäftigt, stellen die Geschehnisse in ihrer unbegreiflichen Furchtbarkeit dar, klagen an und beschuldigen – und wenn auch gerade auf solchen Wegen die Bewältigung einer «unbewältigten Vergangenheit» nicht zu erhoffen ist, so kann doch kaum genug geschehen, um die Gewissen zu wecken oder wachzuhalten, Ursprünge und Wirkungen der Verhängnisse aufzudecken und damit sichtbar zu machen, wozu der Mensch und die Menschheit im Zustand der Entartung fähig sind. Es gibt in der Literatur, die seitdem entstanden ist und weiterhin entsteht, grosse und für lange Zeit gültige Zeugnisse in den verschiedenen Sprachen – Schilderungen, die dazu angetan sind, den Älteren, die dessen Zeuge waren, das Blut zum Stocken zu bringen; und die Jüngeren, die von all dem nur durch Hörensagen, Lektüre und Bilder unterrichtet werden, stellen die Frage, wie dies alles – in der Generation ihrer Väter – möglich war.

Vielleicht ist dies auch die Ausgangsposition des Autors des Schauspiels «Der Stellvertreter», das in den letzten Wochen durch die Berliner Aufführung Aufsehen erregt hat. Der 32jährige Autor Rolf Hochhuth steht längst diesseits der Ereignisse, die er darzustellen unternimmt. Er ist also nicht vom Erlebnis her unmittelbar bedrängt. Bücher, Studien, Befragungen geben Auskunft, die Phantasie hilft nach. Vorurteile und Leidenschaften geben ihm die Richtung. Er findet das Thema, das seiner Denkart offenbar am meisten entspricht, und hat das Glück, inmitten der Wiederholungen der immer gleichen Motive etwas ganz Neues zu bieten. Denn in Drama und Erzählung ist noch niemand darauf gekommen, Papst Pius XII. in die Rolle eines grossen Angeklagten zu versetzen und ihm die Schuld daran aufzubürden, dass den nazistischen Greueln an den Juden nicht Einhaltung geboten wurde. Der Papst wird von dem Sprecher des Autors, dem jungen Jesuiten Riccardo, «ein Verbrecher» genannt, weil er schweigend zugesehen habe, was in Deutschland und in den von den Nationalsozialisten besetzten Gebieten geschah. «Nichts tun – das ist so schlimm wie mittun.»

Das Schauspiel ist in Rowohlts Paperbacks erschienen. Piscator, der Regisseur der Berliner Aufführung, leitet es rühmend ein: Es sei eines der wenigen wesentlichen Beiträge zur Bewältigung der Vergangenheit. Er nennt es ein «Geschichtsdrama im Schillerschen Sinne»; der Verfasser sehe «wie das Drama Schillers, den Menschen als Handelnden, der im Handeln ‚Stellvertreter‘ einer Idee ist: frei in der Erfüllung dieser Idee, frei in der Einsicht in die Notwendigkeit kategorischem, das heisst: sittlichen, menschenwürdigen Handelns». Aber er vergisst bei einer solchen von einer «Idee» hergeleiteten Beschönigung alles andere, was da steht und in Verbindung mit nazistischen Greueln und dem Opfermut zweier Menschen der eigentlich wichtige Inhalt ist – nämlich eine grenzenlose Verächtlichmachung des Oberhauptes der katholischen Kirche, des Papstes, der zugleich eine der grossen Gestalten des zweiten Viertels unseres Jahrhunderts ist. Und wie Pius XII. so wird auch das Kirchenregiment mit dem Makel eines unmenschlichen Verhaltens bedacht.

Im kürzesten Umriss nachgezeichnet, geht das Drama diesen Weg:

Das Stück beginnt in der Berliner Nuntiatur, wo der Botschafter des Papstes, Orsenigo, den aus Rom kommenden jungen Jesuiten Riccardo Fontana empfängt. Die Greuel gegen die Juden sind längst im Gange, der Nuntius weiss von ihnen, und Riccardo findet bestätigt, wovon er in Rom andeutend gehört hat. In die Szene bricht der SS-Offizier Gerstein ein, der von den Entsetzungen der Nazis berichtet und als glühender evangelischer Christ den Nuntius zu einer Protestaktion bewegen will. Dieser aber versagt sich der Hilfe mit schwächlichen Ausreden, indem er seine diplomatische Stellung und Aufgabe vorschiebt. Sind auf diese Weise die bewegenden Kräfte eingesetzt, so bringt die folgende Szene die Bekanntschaft mit den Unholden der Nazi-Partei, die im «Jägerheller» von Falkensee bei Berlin ihre makabren Spässe treiben, Pläne schmieden und sich auf ihre Untaten vorbereiten; Auschwitz wird genannt, das eigentlich Furchtbare vorgedeutet. Die dritte Szene, auf dem Hintergrund der beiden ersten stehend, veranschaulicht Leben und Leiden der Bespitzelten und Verfolgten im kleinsten Kreise: den Opfermut Gersteins, der einen Juden versteckt, die peinliche Inquisition durch den fürchterlichsten Verfolger, den «Doktor», in dem sich ein gesteigerter Goebbels verbirgt, das Bündnis zwischen Gerstein und Riccardo, der – unvorbereitet und überrascht – zu dem ersten Wagnis gezwungen wird, um es dann ganz frei auf sich zu nehmen: Er gibt dem Juden seine Soutane, damit er unerkannt entkomme, und empfängt von diesem seine ärmliche Kleidung mit dem gelben Stern.

Während der erste Akt in seiner breit ausladenden Thematik fast ein Drittel des ganzen Umfangs ausmacht, ist der zweite noch nicht halb so gross. Aber die Handlung verdichtet sich: Wir sind im Hause der Fontanas auf dem Monte Gianicolo («unter einem konventionellen Gemälde der Gottesmutter»), der Angriff auf den Papst wird schrittweise vorbereitet. Das Gespräch zwischen dem Jesuiten und seinem Vater, der dem engsten Umkreis des Papstes angehört, dreht sich um die Frage, wie man den Papst zu einer öffentlichen Verurteilung der deutschen Greuel bewegen könne; der Kardinal tritt hinzu, und während der Vater, durch die Schilderungen mehr und mehr alarmiert, bedauert, dass keine Hilfe möglich sei, antwortet der Kardinal – unbewegt, ungerührt, dem Lebensgenuss und weltlichen Dingen hingegeben – in Redewendungen der Diplomatie (wie Hochhuth sie sich vorstellt) am Ende mit einem «Unmöglich». Der dritte Akt rückt dem Papst noch näher: In ihrer Dachwohnung am Petersplatz wird das jüdische Ehepaar Luccani von der römischen Gestapo verhaftet. Unmittelbar im Bereich des Vatikans ist sodann – in der folgenden Szene – der Arbeitsraum eines Ordensgenerals zu denken; ein Foto des betenden Papstes veranschaulicht, dass wir in seine Nähe gerückt sind. Es handelt sich um eines der Klöster, worin verfolgte Juden scharenweise Unterkunft gefunden haben. Und während auf dem Dachboden die Juden zusammengepfercht, in staubiger Luft, jedoch leidlich gesichert und gepflegt, angstvoll um voraussehbaren Schicksalen entgegengehen, findet auf der Szene eine stürmische Verhandlung statt: Der Abt, wohlwollend und schwach, vermag mehr natürlich nicht zu tun und hält

auch Weiteres nicht für möglich; der Kardinal – durch eine Geheimtür eintretend –, rosig und wohlgelaunt, bespricht mit ihm die Lage in der Sprache der «Diplomatie» – und das heisst, im Sinne des Stückes: ohne ernste Absicht und ohne Ergebnis.

In diese Szene springt in rasender Empörung der Jesuit, ihm folgt, zögernd, der SS-Offizier Gerstein. Die Verhaftungen der Juden in Rom und unter den Augen des Vatikans sollte die unmittelbare Veranlassung geben zum Eingreifen der Kurie. Phantastische, aus der Verzweiflung kommende Pläne werden von beiden erwogen: Man könne sich des Vatikansenders bemächtigen und eine gefälschte Botschaft des Papstes in die Welt hinausstreuen, den Sender darauf zerstören und die Zerstörung der SS zuschieben – die beiden stossen auf Unverständnis, Ablehnung, Nicht-Begreifen, auf den Willen zur Gegenwehr. Das Äusserste wird vom Abt als Gedankenspiel des Jesuiten entdeckt und ausgesprochen: den Papst zu ermorden. In dieser Szene wird in Riccardo der Gedanke geboren, sich selbst zum Opfer darzubringen und damit zu vollbringen, was der Papst nicht tut, durch Leben und Leiden zu protestieren vor der Welt, soweit sie ihn bemerkt. Er wird damit die Ehre der Kirche retten. In diesem Sinne wird er der «Stellvertreter» eines Mannes, der im höheren Sinne ein «Stellvertreter» ist oder sein sollte.

Der Akt wird abgeschlossen durch eine weitere Verhörszene, diesmal im römischen Hauptquartier der Gestapo. Die Szene im Arbeitszimmer des Ordensgenerals wird also eingeschlossen von zwei Verfolgungsszenen, von denen die zweite den Eindruck der ersten steigert: Aus dem privaten Bereich treten wir in den öffentlichen hinüber, und was dort an einzelnen geschah, widerfährt hier den vielen, die nun schon für alle dastehen.

Der 4. Akt ist der Höhepunkt des Dramas; es ist nicht anders möglich: Um seinetwillen wurde das Schauspiel geschrieben. Er ist nur kurz, aber in seiner Verdichtung scharf konturiert, prägnant und ohne viel Umschweife. Der Papst selbst tritt auf, wir sind lange auf ihn vorbereitet; der Ort der Handlung ist der päpstliche Palast, «ein kleiner, fast leerer Thronsaal», wir befinden uns also im Herzen der kirchlichen Verwaltung und Macht. Eine Beratungs- und Audienzszene, die der Papst seinen nächsten Beratern gewährt: dem Kardinal, dem Grafen Fontana, dem Jesuiten Riccardo, bringt Höhe und Abschluss der kirchlichen Reaktionen und das schmachliche Versagen des obersten Hirten in die Szene. Es ist zugleich der Höhepunkt der karikaturistischen Verzeichnung des Papstes und der Kurie; alles ist darauf angelegt zu beleidigen, zu schmähen und zu verhöhnen. Darauf wird zurückzukommen sein.

Der Ort des 5. Aktes ist Auschwitz. Die 1. Szene im Waggon der Todbestimmten mit Monologen des Alten, der Frau und des Mädchens, die 2. Szene die Höhe und das Ende des Grauens. Die Schergen sind beieinander, die Opfer werden in die Gaskammern gestossen, ihre Leiber verbrannt. Riccardo, der «Stellvertreter» erleidet sein Martyrium, jedoch nicht in derselben Weise wie alle anderen – der «Doktor», der Teufel in Menschengestalt, hat sich Schlim-

meres ausgedacht: Der Pater soll mithelfen, die Toten zu verbrennen, karrenweise, waggonweise, damit er seinen Glauben an die göttliche Ordnung der Welt verliere und sich zu demselben Nihilismus bekenne, den der Doktor, der abtrünnige Klosterzögling, vertritt. Er stirbt unter dem Schuss eines Gestapo-Mannes, ehe er selbst seinen Schuss auf den Doktor abgeben kann.

Die Analyse des Inhalts möge die Vorstellung hervorrufen, dass sich ein im Stückeschreiben nicht eben unbefähigter Autor an die Öffentlichkeit gewagt hat. Im Gegenteil muss anerkannt werden, dass er sich im Bauen, Ordnen und Gliedern beträchtlicher Stoffmassen auskennt und auf Höhepunkte hinzulernen versteht. Das eine der wesentlichen Motive, die steigende Not der Juden, ihre Bedrängnis durch infernalische Machthaber und ihre hilflose Preisgegebenheit vor dem tödlichen Zugriff der Verfolger – das hätte ein Drama von umstürzender Wirkung geben können.

Das Zeug zur Darstellung des Verzweifelten und Entsetzlichen soll Hochhuth nicht abgestritten werden. Er wird mit einer solchen Aufgabe umso eher fertig, als er sprachlich nur wenig zu differenzieren vermag – er bewegt sich im Extremen mit Grenzerscheinungen von Erfahrung und Sprache. Die Skala der Verbrecher ist nicht gross, sie stehen dicht beieinander, ob es sich nun um Eichmann handelt oder um den Schädel sammelnden Anatomen Hirt von der «Reichsuniversität» Strassburg, den Industriellen von Rutta, den ehrgeizigen und subalternen Dr. med. Littke oder den «Doktor». Es fehlt nicht an Gegenbildern: die Not der jüdischen Familien – die Angst des jüdischen Mädchens, das – für die Ungezählten sprechend – sich wehrlos den Vergewaltigern gegenüber übersieht, die bis zur äussersten Selbstdemütigung bereite Verzweiflung eines Mannes, der sich zwingen lässt, dem anderen auf den Rock zu spucken, und anderes mehr. Aber diese Szenenfolge steht ja nicht um ihrer selbst willen da, sondern zu dem Zwecke, die Not der Verfolgten mit dem verzweifelten Heroismus der einzelnen zusammenzubringen, und dieser Heroismus des Riccardo wäre wieder nicht möglich oder sicher nicht nötig, wenn er nicht durch das Versagen des Papstes herausgefordert worden wäre. Und so stehen wir denn vor der letzten Antriebskraft des Schauspiels: dem blinden Hass gegen Pius XII. und gegen die Kirche.

Der Autor hat nur diesen einen Stift zur Hand; es ist immer die gleiche Linienführung. Es beginnt mit der Charakteristik des Nuntius Orsenigo: Die Kirche führt sich in dem Stück ein mit dem schwächlichen Geplauder eines – nicht einmal unsympathischen – Diplomaten, der das fürchterliche Geschehen der Umwelt zwar kennt, aber menschlich davon kaum Notiz nimmt. Es geht ihm vielmehr um die Aufrechterhaltung des Konkordats zwischen Kurie und Reichsregierung – auch jetzt noch. Und damit man sich in der Erfassung der Gestalt nicht irrt, kommentiert sich der Autor selbst: «Offenbar verliert jedermann, der längere Zeit unter Autokraten – sei es Hitler, sei es Pius XII. – Verantwortung trägt, das Gesicht, da er seine persönlichen Empfindungen kaum zum Ausdruck bringen darf und im amtlichen Verkehr auf den Stand des Befehlsempfängers reduziert ist; die Benutzung des unverbindlich-souveränen

Diplomaten-Rotwelsch mag das erleichtern.» Sein Sekretär ist ein Dümmling aus Oberbayern, mehr einem Holzknecht und Bierfahrer ähnlich als einem Mann, der durch die theologischen Studien gegangen ist und die Weißen empfangen hat und einem Abgesandten des Papstes, wenn auch als Dienender, zur Seite stehen soll.

Will man das noch hingehen lassen, so wird das Bild der Kurie zur Karikatur durch den Kardinal. Der Autor mag sich die Frage selbst beantworten, ob es passend ist, ihn mit den Zügen von Lustspielfiguren auszurüsten. «Der Kirchenfürst, ganz rund, ganz rot und doch nervös, ja irritabel bei Arbeit und Gespräch, ist grosser Blumenzüchter, ausserdem stets besorgt um alle Krankheiten in seinem weiten Bekanntenkreis. Auf den ersten Blick, aber nur auf den ersten, wirkt er wie eine Kränzschwester, weil er mit steigenden Jahren... zusehends ‚frau-lich‘ geworden ist. Das täuscht. Der Kardinal ist ein geölter, sogar unbedenklicher Diplomat... Man sagte ihm Affären nach, vielleicht zu Unrecht und bestimmt aus Neid. Solange Eros ihn beunruhigte, war er gefürchtet für seinen ätzenden Witz. Jetzt ist die boshafte Ironie einer moussierenden Heiterkeit gewichen.» Eine Schwäche allerdings sei von seinem Verstand nie besiegt worden, vielmehr mit den Jahren nur gewachsen: er kolportiert gern. «Neuigkeiten beschwingen ihn als solche – ganz unabhängig davon, ob sie Gutes oder Böses bringen. Und heute juckt ihm eine Nachricht auf der Zunge, die ihresgleichen sucht, obwohl sie leider schon am Abend der ganzen Welt bekannt sein wird...» Als Diplomat, den er gern hervorkehrt, bewegt er sich in nichtssagenden, herkömmlichen Redensarten, die man gleich *mutatis mutandis* von höherer Stelle, dem «Chef», hören wird. Der «Chef»: das ist der Papst selbst, und es bezeichnet nur den Grad der Missachtung des Autors vor dem Oberhaupt der katholischen Kirche, wenn er den bis zur Albernheit karikierten Kardinal nicht nur Pius XII., sondern auch Pius XI. so benennen lässt und auch Orsenigo dieselbe jovial-familiäre Bezeichnung in den Mund legt, die im Vatikan völlig undenkbar und unmöglich ist. In milderem Lichte erscheint der Abt der Salvatorianer, doch teilt er mit den übrigen Würdenträgern die völlige Hilflosigkeit und das Verharren in erstarrten Formen und Vorstellungen.

Nimmt man alles zusammen, so bleibt der Eindruck eines Spiels von Marionetten, die sich wie an Drähten bewegen, aber weder Blut noch Seele haben. In solchem Klima werden alle Gebete unwahr und heuchlerisch, Ausdruck von leeren Herzen, die sich schaler Worte bedienen. Es klingt angesichts der Tatenlosigkeit wie ein Hohn, wenn der Nuntius dem verzweifelten Gerstein sagt: «Fassen Sie sich, beten Sie!» oder die Redensart braucht: «Lieber Mann! Mein Herz ist bei den Opfern!» Und wenn der Papst sein Dekret verfasst, um es mit einem Gebet abzuschliessen, so ist damit die Höhe erreicht.

Es ist der drei Akte hindurch währenden Vordeutungen genug, um dann den Verhassten selbst auf treten zu lassen, die Mitte alles Unheils. Wir sind vorbereitet: Wo immer bisher von Kirche oder Kurie die Rede war, war der Papst gemeint – er, der Schuldige und Verantwortliche.

Er wird, wie alle anderen, im voraus charakterisiert: «Der Schauspieler, der Pacelli gibt, soll bedenken, dass Seine Heiligkeit viel weniger Person als Institution ist: Grosse Gesten, ein lebendiges Spiel seiner ausserordentlich schönen Hände und lächelnde aristokratische Kälte genügen, dazu hinter goldener Brille die eisige Glut seiner Augen.» Auch die übrigen Anweisungen sind anzüglich genug: Der Thronsaal ist «scharlachrot ausgeschlagen – in der Farbe der Kardinalskleidung, die bekanntlich die Bereitschaft symbolisieren soll, ‚selbst bis zum Vergiessen des eigenen Blutes‘ für den Glauben einzustehen. Seine erste Erscheinung: nichts als ein ‚hoher weisser Glanz‘, geisterhaft, aber nicht menschlich. Dann erkennt man die Züge: ein kaltes, lächelndes Gesicht.»

Was dann kommt, ist durchaus realistisch, der gehobene Jargon, unseres Autors, der sich nicht darauf versteht, wie ein Papst spricht. Aber wohl weiss er, wie man einen Papst herabsetzt. Im ersten Satz, den er spricht, befinden sich die Worte: «Von brennender Sorge...» Man stutzt, das sind die Worte, mit denen Pius XI., der Vorgänger, seine Enzyklika einleitete gegen die Gottlosen in Deutschland, die sich «Gottgläubige» nannten, die scharfe Abrechnung des Papstes mit dem nationalsozialistischen Staat und seiner Weltanschauung, datiert vom Palmsonntag des Jahres 1937. Man muss sich erinnern: Damals war diese Erscheinung im weissen Gewand Kardinalstaatssekretär und am Wortlaut der Enzyklika sicher beteiligt – vielleicht stammen die Eingangsworte von ihm. Wird er jetzt dieselben Worte gegen die Buben schleudern, die aus der damals verurteilten Weltanschauung die praktischen Schlussfolgerungen zogen? Nichts läge näher, nichts dürfte der Situation angemessener sein. Aber er sagt etwas ganz anderes: «Von brennender Sorge um Unsere Fabriken erfüllt.» Kraftwerke, Bahnhöfe, Talsperren, Betriebe verlangen gebieterisch Schutz. Keine anderen Interessen als ökonomische. Papiere verkaufen, Geldgeber von Einfluss suchen, die sich an den gefährdeten Fabriken der Toskana beteiligen. Den Jesuiten in den USA auf die Finger sehen, die zwar hohe Summen an den Vatikan abliefern, aber keinen Einblick in ihre Bücher erlauben. Eine grosse Überweisung aus der Diözese New York war möglich, weil die Spender an den vier grossen Flugzeugfabriken des Landes beteiligt sind («Sagen Sie... in Unserem Namen den Spendern Dank für diesen Peterspfennig...»). Um des Gewinnes willen ist vieles erlaubt, und wären es Geschäfte mit Stalin. Dieser allein den weltlichen Sorgen zugewandte Papst hat natürlich weder Blick noch Gehör für das, was seines eigentlichen Amtes ist. Er ist ein Buchhalter, der auf seine Konten sieht.

Was der Autor an unsympathischen Zügen zusammentragen kann, ist auf die Gestalt des Papstes abgeladen (wenn man allein von den nazistischen Verbrechern abieht): Feigheit, Unfähigkeit, Heuchelei. Gefühlskälte gegenüber den Greueln an den Juden, die sich mit pseudodiplomatischen Argumenten tarnt. Statt des Leidens an der tragischen Wirklichkeit, das umso grösser sein könnte, je weniger tatsächlich getan werden kann, schales Gerede, worin das Wort von der Dornenkrone, die ihm zu tragen auferlegt, vom Kelch des Leidens, den er zu leeren habe, peinliches Ge-

schwätzt wird. Aber hinter der misshandelten Gestalt steht der Schatten des Autors, der wiederum seinen Kommentar gibt: «Die Kälte und Härte seines Geistes, von den Werbetextern der Kirche gern als «überirdische Vergeistigung bezeichnet, haben gleichsam den Gefrierpunkt erreicht – er blickt, wie er sich gern fotografieren liess, über alle Umstehenden hinweg, weit hinaus, hoch empor... Worte, Worte, eine vollständig degenerierte Sprache als Mittel zu reden, ohne etwas zu sagen – eine Erleichterung, dass es bei diesem Bühnenbild technisch unmöglich ist, im Hintergrund einige der Opfer zu zeigen: zerrlumpte Familien, vom Säugling bis zum Greis, einige von Hunderttausenden europäischer Familien, auch einige der Nonnen, der Mönche – auf dem Weg ins Gas, verlassen von allen, verlassen selbst noch vom Stellvertreter Christi. Geschehen in Europa 1941 bis 1944.» In dieser Weise charakterisiert, diktiert der Papst sein Dekret, immer wieder unterbrochen durch seine Sorgen um seine Aktien («nur weg mit den Papieren!»), ein Dekret, das die allgemeine Verurteilung aller Verbrechen enthält, ohne Bezug zu nehmen auf die Verhältnisse in Deutschland.; Riccardo nennt es «für Hitler eine Blankovollmacht, so mit den Juden zu verfahren, wie seit je...» Bei der Unterzeichnung befleckt sich Pius die Hand mit Tinte und reinigt sie, wie es symbolisch weiland Pontius Pilatus tat – und damit auch diese Anspielung nicht undeutlich bleibt, lässt der Autor den Papst sagen: «Wir sind – Gott weiss es – unschuldig am Blut, das da vergossen wird.» «Endgültig glasklar und hart» spricht er dann das Wort: «*Non possumus.*» Mittlerweile hat Riccardo den Judensterne angelegt, den der Papst zu tragen ihm – *ex cathedra!* – verbietet, willens, für den sich den Pflichten und Notwendigkeiten versagenden Papst der «Stellvertreter» zu sein. «Gott soll die Kirche nicht verderben, nur weil ein Papst sich seinem Ruf entzieht.» Der Papst, für einen Augenblick in Verwirrung gebracht, «glättet sein aufgebrochenes Gewissen ein wenig» und spricht, «wieder völlig Regisseur der Situation», mit ausgebreiteten Armen das den ganzen Akt abschliessende Gebet: «Erlöse uns, o Herr, um Deines Namens willen, und über uns sei immer Dein Segen.»

Es ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen, die Gestalt des wirklichen Pius mit dem skandalösen Bild zu konfrontieren, das hier gezeichnet wird; dazu gibt es Berufenerere, die es getan haben und noch tun werden. Wer die Gestalt des Verewigten je gesehen hat, sei es als Nuntius oder später im Vatikan, weiss, dass hier alles verzeichnet ist – aus Hass und Verblendung. Eben die vom Autor so einseitig herausgehobenen Charakterzüge hatte der Papst nicht: den ökonomisch-rechnerischen Sinn, die Kälte und Gefühllosigkeit, die Verhaftung in der Weltlichkeit. Es gibt wohl wenige Beispiele ernst zu nehmender Literatur, worin eine der ganzen Welt bekannte und von ihr verehrte Persönlichkeit so entstellt gezeichnet und auf die Bühne gebracht wurde.

Hochhuth macht das Schlimme schlimmer durch sein Nachwort. Dort liest man die Sätze (Seite 273): «Wenn hier im Stück sein Schweigen den Anschein eines bewussten, sich schmerzlich abgerungenen Verzichts enthält – die historischen

Fakten sind leider nicht so schön. So tief, so quälend kann dieser Papst die in Europa jahrelang inszenierte Hetzjagd auf Wehrlose nicht empfunden haben. Schon seine Reden – er hat ja 22 Bände voller Reden hinterlassen – zeigen, welche Lappalien ihn zu dieser Zeit beschäftigten. Er war kein ‚Verbrecher aus Staatsräson‘ er war ein Neutrum, ein überfleissiger Karrieremacher, der sich später oft mit abwegigen Spielereien die Zeit vertrieb...» Seine Anteilnahme an Menschenschicksalen war «rein dekorativ, ein Ornament».

Vorsprüche und Mottos ergänzen diese Charakteristik. Der Autor sorgt dafür, dass er nicht missverstanden wird. So leitet er zum Beispiel den 4. Akt, den des Papstes, mit Versen aus dem 3. Gesang von Dantes «Inferno» ein. Es ist die Stelle, wo Dante die noch diesseits der eigentlichen Hölle gelegene Vorhölle erreicht, den Verbannungsort der Lauen und sittlich Unentschiedenen, die weder zum Guten noch zum Bösen den Mut hatten aufbringen können, und verworfen werden mussten. In endlos langem Zuge – liest man bei dem Dante-Übersetzer und Kommentator A. Vezin – folgen sie jedem Dreh einer Wetterfahne, gepeinigt vom Fliegengeschmeiss kleiner und kleinster Leidenschaften und Ekel hinter sich lassend. «Unter den Lauen findet Dante auch die im Urkampf zwischen dem Guten und Bösen, zwischen Michael und Luzifer neutral gebliebenen Engel, und schaut er Papst Cölestin V., der, statt die von ihm erwartete Kirchenreform aus dem Geiste des hl. Franz durchzuführen, an seiner Kraft dazu verzweifelnd, nach einem halben Jahre schon Amt und Auftrag verlassen... hatte.» Der neue Dante wendet die Stelle auf Pius XII. an, «...der feig den grossen Auftrag von sich wies».

Der Widersacher des Papstes ist der junge Jesuit Riccardo, der den Gang nach Auschwitz antritt und dort umkommt. Man würde der Gestalt des Geistlichen zustimmen, wenn er ein Mit-Leiden und seinen Tod selbst als eine Tat der Sühne für das fürchterliche Menschheitsverbrechen rechnen verstünde, das den Juden angetan wird. In dieser Meinung sind sehr viele in den Tod gegangen, Geistliche beider Konfessionen in grosser Zahl, Ungezählte aus dem christlichen Laienstande, und aus anderen sittlichen und religiösen Überzeugungen. Wer auch immer in christlichen Grundhaltungen zu leben bemüht ist, weiss, welcher Voraussetzungen es bedarf, um stellvertretende Sühne in ihrer Reinheit zu verwirklichen. Es ist der Autor selbst, der seinen Helden daran hindert, diese Grösse zu erreichen. Er belädt ihn mit seinem Ressentiment, seinem Trotz, zuletzt mit seinem Hass und mit seiner Anmassung. Es ist der Autor, nicht ein Jesuit, der den Papst einen «Verbrecher» nennt. Es wäre etwas ganz anderes, wenn Riccardo demütig den Weg der Erniedrigten ginge; aber sein Ausgangspunkt ist nicht nur Empörung über die nazistischen Greuel, sondern der Zorn über den Papst und der Wille, sich über ihn zu erheben. Sein Handeln ist nicht ohne Hochmut; er will durch seine Tat die Ehre der Kirche retten, die durch den Papst verraten wird. So ist es der Autor selbst, der ihm seine Rolle verdirbt. Aber in der Logik des ganzen Stücks war etwas an-

deres wohl auch nicht möglich; nur muss man die Schlussfolgerung ziehen, dass der «Stellvertreter» seinen Namen zu Unrecht trägt.

Belastungen solcher Art trägt der SS-Offizier Gerstein nicht. Der aus den Widerstandskämpfen bekannte und seinem Wesen nach vielfach bezeugte Name ist am ehesten zu einer überzeugenden Gestalt geworden, von der man bedauern kann, dass ihr doch nur eine Nebenrolle zugedacht worden ist.

Zum Nachwort, das über 40 Seiten umfasst, wäre noch ein eigenes Wort zu sagen. Der Autor versucht den Eindruck der Wissenschaftlichkeit hervorzurufen, indem er eine Reihe von Quellen aufeinanderfolgen lässt. Aber es kommt darauf an, was man ins Licht und was man in den Schatten stellt, was man hervorhebt oder weglässt. Darin verrät sich der Wille zur Wahrheit und die Befähigung, sie zu erreichen. Der Verfasser beruft sich darauf, dass er sich Informationen aus dem Vatikan selbst geholt habe. Dort weiss man nichts von seinen Besuchen. Über den Papst selbst, seine Gesinnung und die Gründe seines Verhaltens, geben doch wohl diejenigen am besten Auskunft, die ihm die Jahre seines Pontifikates hindurch und vielleicht schon früher nahegestanden haben. Die Aussagen Professor Leibers, eines der nächsten Vertrauten des Papstes, werden von Hochhuth achtlos beiseite geschoben. Wer heute sich jener entsetzlichen Jahre erinnert, der weiss genau, dass dieser seinem Unterang bereits entgegengehende Nationalsozialismus zu allem fähig war, sich von keiner Hand mehr auf halten liess und jeden Widerspruch hinnahm, um noch grössere Schrecken hervorzurufen. Es ist daher durchaus glaubhaft, was von Kessel vor dem Gerichtshof in Nürnberg erklärte: «Wenn er (der Papst) nicht protestiert hat, so deswegen, weil er sich mit Recht gesagt hat: Wenn ich protestiere, wird Hitler zur Raserei gebracht. Damit ist den Juden nicht nur nicht geholfen, sondern man muss sogar rechnen, dass sie dann erst recht umgebracht werden...»

Von der Macht dieser Tyrannei und von ihrem durch nichts einzuschränkenden Vernichtungswillen weiss nur derjenige etwas, der sie selbst erlebt hat. Zudem war die allgemeine Entartung des Krieges in ein Stadium getreten, der dem Papst nur noch die Möglichkeit gab, in einer an alle Parteien gerichteten Form die Menschlichkeit in Schutz zu nehmen. Er hat auch nicht gegen die Bombardierung der deutschen Städte protestiert, auch nicht gegen den Beginn des Bombenkrieges durch die Deutschen, die englische Städte in Asche legten. Was also blieb übrig, als in den Jahren des Mordens in Europa und in beinahe der ganzen Welt einen einzigen winzigen Fleck, einen Bruchteil Roms, als eine Stätte zu bewahren, in der noch die Stimme der Menschlichkeit zu hören war, die an Gottes Gebote erinnerte und eine Liebestätigkeit eben auch den Juden gegenüber entwickelte, die zwar das ganze Unheil nicht beseitigte, jedoch Tausenden zugute kam.

Pater Leiber berichtet von schier endlosen Fällen von päpstlicher Vermittlung für Juden, und viele der Fälle sind von Pius XII. ganz persönlich in die Hand genommen worden. «Schon seit 1939.» Er berichtet sodann in einem Aufsatz über Pius XII. und die Juden: «Noch am Todestag Pius' XII. hat der

israelische Aussenminister, Frau Golda Meir, dem Papst gerade dafür gedankt, dass seine Stimme sich für die Juden eingesetzt habe. Sie meinte mit der Stimme wohl die vielen Vermittlungen des Papstes für die Juden und hielt diese Stimme also für wertvoller denn öffentliche Proteste. Der Grossrabbiner von Rom, Elio Toaff, äusserte zum Tod Pius' XII.: ‚Mehr als jeder andere haben wir Gelegenheit gehabt, die grosse mitfühlende Güte und Hochherzigkeit des Papstes während der Unglücksjahre der Verfolgung und des Terrors zu erfahren, damals, als es schien, dass es nunmehr für uns keinen Ausweg mehr gebe.‘

Sollte das vielgebrauchte und misshandelte Wort von der «Bewältigung» der Vergangenheit uns nicht vor ganz andere Aufgaben stellen als die, die in diesem Stück geleistet worden ist? Wie man erfährt, geht es über die Bühnen der Welt. Wir aber sollten zusehen, wie einer der Grössten unseres Jahrhunderts den Scheiterhaufen betritt, den ihm einer der hass vollen jungen Männer errichtet, die sich die Geschichte zusammendenken, wie sie nicht war? Wer der Welt von jeher am meisten geschadet hat, waren die Fanatiker ohne Erleuchtung. Sie waren immer da und trieben ihr Unwesen. Sie haben das Hohe besudelt, das Erhabene lächerlich gemacht. Vom Kirchenhass und der Feindschaft gegen ihre höchsten Vertreter haben wir in jener Zeit genug gehabt, von der Hochhuth handelt.

‚Deutsche Zeitung‘, Köln, 16./17.3.1963

Sehr verehrter Herr Hochhuth!

Am vergangenen Freitagabend weilte ich für einige wenige Stunden zu einem Vortrag in der Martin Luther-Kirche in Gütersloh. Nach dieser Abendveranstaltung überbrachte mir eine Dame Ihr Buch «Der Stellvertreter». Natürlich war mir dies Buch längst bekannt, weil Herr Ledig-Rowohlts es mir gleich bei Erscheinen zugestellt hatte; und ich habe es naturgemäss mit grösster innerer Anteilnahme gelesen, wenn mir das Lesen auch stellenweise wegen der zu starken seelischen Belastung, die damit verbunden ist, manchmal schwer wurde.

Ich bin aber froh und dankbar, dass das Buch gedruckt wurde, und ich bin auch froh und dankbar, dass es eine solche Beunruhigung hervorgerufen hat. Dass die geübte Kritik bewusst darauf verzichtete, die dargestellten Sachverhalte in Zweifel zu ziehen, und sachlich zu widerlegen, wird einer künftigen Generation ja nur ein Beweis dafür sein, wie sachlich berechtigt und wie notwendig Ihr Werk war und bleibt. Haben Sie Dank für das Werk, das Sie Ihren Zeitgenossen geschenkt haben; und haben Sie Dank auch für das mir überreichte Exemplar mit ihrer so freundlichen, persönlichen Widmung!

Mit ergebensten Grüssen

D. Martin Niemöller

Ihr Wiesbaden, den 24.6.1963

Sehr geehrter Herr Hochhuth!

Da ich als kath. Geistlicher die Angriffe, denen Sie aus Kreisen des bundesdeutschen Katholizismus wegen Ihres Bühnenstückes ausgesetzt sind, als übertrieben und unberechtigt empfinde, sehe ich mich veranlasst, Ihnen auf diesem Wege meine Anerkennung und Bewunderung für Ihr Werk auszudrücken. Ich freue mich, dass Sie es gewagt haben, den künstlichen Nebel zu vertreiben, mit dem man die Vergangenheit unsichtbar zu machen suchte.

Das Schweigen des Papstes über diese Verbrechen war und ist mir peinlich. Am 12.7.1943 habe ich auf einer Pfarrkonferenz das Schweigen des Papstes scharf kritisiert, nachdem mir ein Augenzeuge von Massenerschiessungen jüdischer Menschen mit mir unvergesslichen Einzelheiten erzählt hatte. Daher habe ich auch nach dem Kriege immer wieder den Kopf schütteln müssen, wenn Pius XII. von kath. Presseorganen geradezu vergöttert wurde. Ihre Arbeit wirkt reinigend und befreiend und berechtigt zu Hoffnungen für die Zukunft. Die da glauben, sie gereiche der Kirche zum Schaden, befinden sich im Irrtum.

Übrigens könnte ich Ihre «Historische Streiflichter» in einigen Punkten aus eigenem Erleben ergänzen und bestätigen und sende Ihnen heute die Fotokopie eines englischen Flugblatts, das im Sommer 1943 von der RAF über Norddeutschland abgeworfen wurde. Das Original ist in meinem Besitz.

Ich wünsche Ihnen für ihre weiteren Arbeiten guten Erfolg. Verlieren Sie ob der massiven Angriffe nur nicht den Mut!

Hochachtungsvoll
Dr. Göken

Lingen/Ems, 18.5.1963

Text des Flugblattes **Christen Deutschlands!**

In einer der deutschen protestantischen Kirchen in London fand am 14. Januar 1943 ein Gottesdienst statt, in welchem der Erzbischof von Canterbury, Dr. William Temple, Oberhaupt der englischen Staatskirche, die Predigt hielt. Der Erzbischof sprach über die Unvereinbarkeit von Christentum und Nationalsozialismus, über den tatkräftigen Widerstand der norwegischen und holländischen Christen und fuhr fort:

«Heute denken wir besonders an die Kirche in Deutschland, denn heute ist der Geburtstag des Mannes, dessen Name zum Symbol christlicher Glaubensstärke geworden ist: Martin Niemöller.

Die Geschichte dieses heldenhaften Bekenners brauche ich hier nicht wiederzugeben; vielen von Ihnen ist sie vertrauter als mir. Aber lassen Sie mich, den Engländer, dem Gefühl der Ehrerbietung Ausdruck geben, die wir englischen Christen mit Ihnen für den deutschen Mann teilen, der inmitten der geistigen Verderbtheit Nazideutschlands aufrecht dasteht wie die Verkörperung lauteren Christentums.

In ihm ehren wir auch die andern Hirten der christlichen Kirche, der katholischen wie der protestantischen, die in Deutschland für die Rechte der Christ gläubigen mutig eingetreten sind.

Und doch, damit wir von der tragischen Erfahrung unserer Tage lernen, halte ich es gerade hier für meine Pflicht, von den Grenzen zu sprechen, die – soweit wir wissen – dem Bekennermut christlicher Deutscher gesetzt scheinen. Der Bischof von Münster und andere katholische Bischöfe haben das Verfahren gegen kirchliche Einrichtungen, wie die Schliessung von Ordenshäusern in ganz Deutschland, nicht ohne Widerspruch hingenommen. Der Bischof von Württemberg hat gegen die Unterdrückung christlichen Schrifttums und gegen die drohende Abschaffung der Konfirmation Verwahrung eingelegt. Gegen ein Verbrechen jedoch wie die in Angriff genommene Ausrottung des polnischen Volkes und gegen die grauenhafte Abschachtung der Juden haben sie, soviel wir wissen, keinen Einspruch erhoben. Sie haben mehr zu ihrem eigenen Schutz als aus Nächstenliebe protestiert, mehr gegen das ihnen zugefügte Unrecht als gegen die Schändung aller Gerechtigkeit. In Holland und Frankreich haben Christen, ohne Furcht für sich und ihre Kirche, die Misshandlungen der Juden verurteilt. Wir haben nicht gehört, dass Christen in Deutschland so gehandelt haben.

Wir wissen zwar, wie schwer das ist. Und wir fragen uns selbst, ob wir in ihrer Lage bereit wären, unserer Staatsgewalt Widerstand zu leisten – in Christi Namen. Aber gerade, weil wir stets dazu bereit sein müssen, und um uns zu solcher Verantwortlichkeit zu verpflichten, müssen wir unsern Kummer ausdrücken, dass die Christen Deutschlands dieses ihr Anliegen versäumt haben. Denn was auf dem Spiel steht, ist keineswegs bloss die Erhaltung einer kirchlichen Institution, es ist die innere Kraft der christlichen Gemeinschaft, furchtlos Zeugnis abzulegen für die christliche Wahrheit.

Im Geiste dieses Zeugnisses finden die Christen der kriegführenden Völker selbst jetzt, über alles Trennende hinweg, zueinander, und sie werden so in künftigen Tagen noch mehr tun; nicht als Engländer, Franzosen, Belgier oder Deutsche, sondern in ihrem gemeinsamen Bekenntnis des einen und einzigen Christenglaubens. Wir sehen mit Freuden dem Tag entgegen, da uns die Bande der Gemeinschaft wieder mit unsern Brüdern in Deutschland verknüpfen werden. Aber für sie wie für uns gilt, dass die Ebene unserer Begegnung über allen nationalen Spannungen liegen muss. Sie muss die Gerechtigkeit Gottes sein und seine Liebe, wie sie in Christus zu uns gekommen ist. Jeder in seinem Land muss sich dessen zuinnerst bewusst sein und vor seinen Landsleuten dafür einstehen; aber gleicherweise für uns alle soll es bedeuten, dass wir das Leiden auf uns nehmen müssen, welches das Böse in dieser Welt schafft, und dass wir es tragen müssen in Gemeinschaft mit Christus, einig untereinander und einig in Ihm, damit es versöhnend wirke.

Die Jahre nach dem Krieg werden für uns alle harte Jahre sein. Für das deutsche Volk werden es unausbleiblich Jahre des Schmerzes, der Demütigung, ja der seelischen Erschütterung werden. Aber das deutsche Volk weiss zu gut, dass die

Wiedergeburt Deutschlands nach der Befreiung vom Übel des Dritten Reiches nicht schmerzlos vor sich gehen kann. Wenn die christliche Kirche in allen Ländern die Schmerzen der Menschen zu lindern sucht und diese Leidenszeit auf sich nimmt als den Anteil an den Leiden Christi, der dieser Generation zugefallen ist, dann kann eine erlösende Kraft aus solchem Leiden kommen. Die Kirche wird neugestärkt daraus hervorgehen, und in der Nachfolge Christi werden wir seine Auferstehung gemeinsam erleben.

Dies etwa ist es, was Martin Niemöllers Geburtstag den Christen in England und in ganz Europa verkündet. Möge der Herr uns Ohren geben, zu hören, und den Mut, zu folgen!»

Carl Amery

Der bedrängte Papst

Unmittelbar hintereinander sind zwei Papstdramen im deutschen Thaterspielplan erschienen: Reinhard Raffalts «Nachfolger» und Rolf Hochhuths «Stellvertreter». Selbst die Titel der beiden Papststücke scheinen aufeinander abgestimmt; was natürlich nicht der Fall ist. Worum handelt es sich bei dieser Verdoppelung? Um einen Zufall, der sich aus mangelnden Einfällen ergibt? Wohl kaum – oder zumindest wohl kaum allein. Der «Nachfolger» und der «Stellvertreter» sind schon zwei Zacken eines grossen, zusammenhängenden Eisbergs, der unter unserer kulturpolitischen Wasserlinie schwimmt – und dieser Eisberg, der in Zukunft nicht ungefährlich werden kann, ist einige Überlegungen wert.

Zunächst gleich eine negative Feststellung: mit der gegenwärtigen theologischen Diskussion hat er verhältnismässig wenig, ja fast nichts zu tun. Während es für die deutschen Katholiken bis etwa 1918 kaum andere emotionale Bezugspunkte gab als die eigenen Rechte und den Papst in Rom, hat sich die katholische Theologie spätestens seit den zwanziger Jahren andere Bezugspunkte geschaffen, und der alte, 1870 zur Klimax gelangte Diskurs um Art und Umfang des Primats Petri hat anderen Sorgen Platz gemacht.

Aber – und damit kommen wir unserem Eisberg schon näher – in ihren theologischen Entstehungsräumen werden religiöse Probleme ohnehin selten als kulturpolitisch dringend empfunden; genausowenig wie ein Eisberg gefährlich ist, solange er mit der grossen zentralen Polarkappe zusammenhängt. Wie es abgesunkenes Kulturgut gibt, so treiben emotionale Schollen aus anderen theologischen Epochen in unserer kulturellen Landschaft herum – abgesunkenes Glaubensgut, wenn man so sagen will. Literarische Themen und Gegenstände, die gestern Stoff der unsterblichen Geister waren, sickern in zwei bis drei Generationen nach unten, geraten über die Leihbücherei-Leser und die Filmleute allmählich in Fäulnis und Misskredit und können zuletzt überhaupt nur mehr parodistisch verarbeitet werden. Nun, in der Theologie und in der innerkirchlichen Diskussion

geht es weniger modisch zu; aber trotzdem lässt sich feststellen, dass die Themen, die, sagen wir, einen Redakteur der «Neuen Bildpost» erhitzen, im «Hochland» oder auch in den «Stimmen der Zeit» kaum mehr vorzufinden sind.

Die kirchlichen Themen aber, die in der Öffentlichkeit grossen Wind und grosse Wellen machen, sind nicht die Themen von heute, sondern die von gestern. Die kirchlichen Themen von heute hängen ja grossenteils noch mit ihrer zentralen theologischen «Kappe» zusammen, das heisst, sie sind für den allgemeinen Kulturkommerz auf den weltlichen Meeren kein Schiffsfahrtsproblem. Die Folge ist, dass alles, was an «kirchlicher Problematik» im allgemeinen Getriebe auftaucht und diskutiert wird, in der Regel auf den katholischen (oder protestantischen) *Insider* reichlich gestrigt wirkt, während trotzdem kirchlicherseits aus allen Rohren Applaus – oder auch Kritik gefeuert wird. Unsere beiden Papststücke sind eine Probe aufs Exempel.

Es wäre müssig, sie miteinander vergleichen zu wollen. Raffalts Stück ist mit beträchtlich mehr kurialen *know-how* geschrieben und dramaturgisch geschickter; Hochhuths Stück ist literarisch um Klassen besser und (nach meinem Gefühl) um Klassen christlicher. Aber lassen wir hier den literarischen Tadel oder auch das literarische Lob beiseite; beschäftigen wir uns mit den beiden Stücken, insoweit sie Zeugnisse des besprochenen Eisbergs sind, das heisst Zeugnisse einer bestimmten kulturpolitischen Situation, in der wir uns befinden.

Auf Grund einer negativen Kritik des «Nachfolgers», die an anderer Stelle veröffentlicht wurde, erhielt ich kürzlich eine Einladung, mit jungen Katholiken über das Stück zu diskutieren. Es war nicht leicht. Schliesslich fand ich das Beispiel, auf das es mir anzukommen schien: Keine dramatische Situation ist wirklich dramatisch, solange sie nicht eine Grenzsituation ist. Die Wahl eines guten Papstes (und um einen solchen handelt es sich zweifellos bei Raffalts Kardinal Bologna) ist daher kein wirkliches dramatisches Problem. Viel erregender wäre die Wahl eines schlechten oder mittelmässigen Papstes – und die dramatische Auseinandersetzung mit diesem Thema durch einen katholischen Autor.

Nun, diesen katholischen Autor gibt es nicht. Dafür gibt es Hochhuth. Sein «Stellvertreter» setzt genau an dieser Stelle ein. Er postuliert Pius XII. als einen mittelmässigen, wenn nicht schlechten Papst; er klagt ihn an, mögliche und zweckmässige Schritte zur Rettung der europäischen Judenheit unterlassen zu haben – und stellt christkatholische Menschen dieser unerträglichen Passivität gegenüber. Dabei ist er fair genug, einen Priester stellvertretend in den Tod von Auschwitz zu schicken (wenn man auch nie ganz das Gefühl los wird, dass der Pater Fontana innerlich nur auf Besuch zum Krematorium kommt).

Leider ist Hochhuth kein Katholik, und das merkt man. Ein Katholik hätte sich vielleicht nicht an den Stuhl Petri herangewagt; aber er hätte die Schuld kirchlicher Apparatschiks verwegener und grausamer fixiert als der protestantische Autor. Im Übrigen beschäftigt sich Hochhuth mit dem gleichen Themenkreis, der ein

Leben lang Reinhold Schneider gefesselt hat: dem Dilemma zwischen Macht und Gnade. Schneider hat Innozenz den Dritten, Coelestin den Fünften als Paradigmata gewählt; Päpste, denen wenigstens potentiell wesentlich mehr Macht zur Verfügung stand als Pius dem Zwölften. Aber die Macht Pacellis war die Macht eines ungeheuren moralischen Kredits, das hebt Hochhuth ausdrücklich hervor; und diesen Kredit nicht für die Juden eingesetzt zu haben, das ist die Anklage, die er ihm entgegenwirft.

Diesen Ansatz kann ich wirklich nicht böseartig und antikatholisch finden. Hochhuths Beschäftigung mit den Dokumenten war ernsthaft und gründlich; und ich bin mit der Rezensent in der SZ darüber einig, dass der dokumentarische Teil der Buchausgabe oft erregender ist als das Stück selbst. Solange aber die Dokumentenlage nicht eindeutig gegen ihn spricht, ist ein historischer Dramatiker ermächtigt, seine Figuren im Sinne seiner These zu interpretieren. Warum darf oder dürfte ein Papst keine solche Figur sein? Warum soll ein christlicher Dramatiker nicht über Gregor XVI. und Lammenais, Coelestin V., über Julius II. eine Tragödie schreiben dürfen, in der ein Papst schlecht wegkommt oder ungünstig beurteilt wird? Gibt es eine Schutzfrist für Päpste, so wie es eine Schutzfrist für Autoren gibt?

So lächerlich das klingt: Es gibt sie, *hic et nunc*, in unserer speziellen kulturpolitischen Lage. Das Kampfgeschrei gegen Hochhuth hat seine Gründe, und über sie wird nun etwas eingehender zu sprechen sein.

Die «Schutzfrist» beginnt etwa um 1870, spätestens um 1900. Das ist nicht zufällig so. Folgende vier Fakten haben dazu beigetragen: 1. der Zerfall der weltlichen Herrschaft des Papstes, 2. die Verkündung des Unfehlbarkeitsdogmas 1870, 3. die zunehmende Indifferenz und Säkularisation des öffentlichen Lebens und 4. die Tatsache, dass die Päpste von Leo XIII. bis zu Pius XI. Männer von ungewöhnlichem Format waren.

Die wichtigste dieser vier Tatsachen ist die zunehmende Säkularisierung. In einer selbstsicheren christlichen Welt, sagen wir, des 16. Jahrhunderts, wäre zwar das Unfehlbarkeitsdogma noch viel heisser diskutiert worden als Anno 1870; aber jedermann wäre sich darüber klar gewesen, dass es mit der Person des jeweilig regierenden Papstes gar nichts zu tun hat. Nur in einer Welt, die gegenüber den eigentlichen Fragen des Christentums, ja gegenüber seinem Vokabular zunehmend gleichgültiger und blinder wurde, konnte sich die fatale Möglichkeit anbieten, die Päpste nicht als Amtsträger, sondern als Persönlichkeiten aufzubauen. (Man verzeihe das brutale Wort aus der Werbebranche – es trifft den Vorgang nur zu genau.) Solchen Männern, so etwa lautete das Argument – kann man das Schiff Petri (und damit auch die Handhabung des Unfehlbarkeits-Instruments) ohne Weiteres anvertrauen.

Natürlich ist dieses Argument falsch, und es kann Fürchterliches anrichten. Unfehlbarkeit im Sinne des Dogmas darf nichts mit menschlicher Qualifikation zu tun haben, das war und ist jedem theologisch Klardenkenden ohne Weiteres

einsichtig. Aber trotzdem, im fatalen Sog der Säkularisierung, ging der «Aufbau» grosser Papstgestalten munter weiter. Der jeweils regierende Papst wurde mit einem ungeheuren «moralischen» Kredit ausgestattet, einem Kredit, den er (wiederholen wir es) in einer überwiegend christlichen Welt nie gebraucht hätte. Diese Papst-Propaganda war und ist in ihrer Werbewirkung auf die Milliardenheere der Gleichgültigen gezielt – und innerhalb der Kirche auf die peripheren Gefühle der persönlichen Loyalität gegenüber dem jeweils regierenden Oberhaupt.

In keinem Fall aber erreichte diese nach aussen, auf periphere Massen und periphere Gefühle gezielte Propaganda den Umfang und die Intensität wie in der Zeit Pius' XII.

Geben wir es zu: Es ist für einen nichtrömischen Katholiken heute so gut wie ausgeschlossen, eine persönliche Vorstellung von seinem Papst zu bekommen. Er ist weitgehend auf die vermittelnde Tätigkeit derer angewiesen, die Hochhuth böse «Werbetexter» nennt. Es ist eine Frage der *discretio*, jener Tugend des Heiligen Geistes gepriesenen Unterscheidung der Geister, ob man imstande und in der Lage ist, hinter den fast immer platten und banalen Wendungen der Werbetexter die Person des Papstes zu entdecken. (Johannes XXIII. scheint eine glücklichere Hand zu haben als sein Vorgänger, diese Person sichtbar werden zu lassen.) Es ist absolut wichtig geworden, ob diese Vermittler Interpreten oder reine Reklameleute sind; ob, mit anderen Worten, ein *image* des regierenden Papstes projiziert oder seine tatsächliche Person und Persönlichkeit zum Vorschein kommen soll. Hier, in dieser möglichen Diskrepanz zwischen *image* und persönlicher Wirklichkeit, liegt das innerkatholische Problem des Hochhuthschen Stückes – nicht so sehr in der ausgesprochenen Anklage selbst. Hochhuth versucht uns zu zwingen, ein projiziertes Reklamebild des verstorbenen Papstes genauer zu untersuchen und zu revidieren; darüber hinaus aber legt (ob Hochhuths Anklage nun richtig ist oder nicht) sein Stück die Überlegung nahe, ob es nicht besser wäre, grundsätzlich von den Propagandamethoden der Reklamefritzen abzugehen und zu wesentlichen Gefühlen auch über das Papsttum zurückzukehren.

Damit aber würden wir am ganzen System rütteln. Das System, von dem die besprochene «moralische», d.h. personalistische Aufwertung des Papstes nur ein kleiner Teil ist, basiert heute, in unserer säkularisierten westlichen Welt, auf der Anerkennung der «Religion» durch die Gleichgültigkeit; das heisst, auf der Verwaltung einer schamanischen Konzession durch die berufenen «Religionsdiener». Der moderne Ungläubige, von dem so viel und in so trauervollen Worten die Rede ist, ermöglicht die Konzessionsverwaltung auf grosszügigste Weise. Er ist viel weiter von der Christlichkeit weg als sein Vorfahr, der Haeckel gelesen und sich als militanter Atheist gefühlt hat. Er ist so weit von jedem Gefühl für das Numinose entfernt, dass er seine eigene Unfähigkeit, sich damit zu befassen, amtlich festgelegt. Er gesteht *e silentio*, dass es völlig zwecklos wäre, mit ihm über letzte Fragen zu diskutieren. Ihm

fehlt sowohl die leidenschaftliche griechische Jagdlust nach der spekulativen theologischen Wahrheit als auch der franziskanisch-protestantische Zug zur «gelebten Religion». Was er wünscht und für richtig hält, ist eine saubere und kompetente Verwaltung des Numinosen durch die konzessionierten Schamanen. Jenseits dieser Grenze des Numinosen ist alles so ziemlich gleichwertig: die Dreifaltigkeit und der Papst, die Verteidigung des Abendlandes und des persönlichen Eigentums. Das überlässt unser (natürlich nie im reinen Zustand vorkommender) westlicher Normalbürger alles den zuständigen Stellen.

Diese Lage wird von den einsichtigen Männern aller Kirchen gesehen und offen diskutiert. Unterhalb einer gewissen akademischen Schicht aber wird sie noch nicht realisiert, gerade deshalb, weil der Kurs eben nicht mehr entschieden von der Sache her bestimmt wird, sondern von den Bedürfnissen der Indifferenz. Es ist meines Erachtens müssig, diesen Zustand etwa auf dem Weg der «Humanistischen Union» ändern zu wollen. Die Kämpfer um Dr. Szczesny wollen ja dem Gleichgültigen gar nicht zu Hilfe kommen – im Gegenteil. Sie wollen ihn zwingen, seinen eigenen Standort im Numinosen (oder auch gegen das Numinose) zu bestimmen. Nichts aber wäre dem Gleichgültigen unangenehmer als das. Seine eigenen zentralen Interessen liegen ja auf gänzlich anderen Gebieten – seien sie nun von Adam Smith oder von Karl Marx umschrieben. Dass dieser Zustand auf die Dauer auch für die Kirche tödlich sein könnte, interessiert ihn ebenfalls nicht. Was er verlangt, ist *Service* – und zwar an jenen «Grenzstellen» seiner Existenz, die nach wie vor nicht ökonomisch-zivilisatorisch bestimmbar sind: bei der Geburt, bei der Wahl eines Lebensgefährten, beim Tod. Es ist äusserst bezeichnend, dass öffentliche Rebellionen gegen den «Klerikalismus» wenigstens hierzulande meist durch kirchliche Unzugänglichkeit in solchen Fragen ausgelöst werden: durch Verweigerung der kirchlichen Bestattung etwa, oder der kirchlichen Eheschliessung. Ironischerweise wird also der «Klerikalismus» überall dort verhältnismässig leicht ertragen, wo er einsichtigen Christen problematisch erscheint, und überall dort beschimpft, wo es tatsächlich um Grundlagen christlicher Existenz geht. (Dass sich kirchenrechtlich manches ändern liesse, soll damit nicht verneint werden.)

Die personalistische und «moralische» Aufwertung des Papsttums passt gut in dieses Schema. Hier, so wollen es die Propagandisten, ist auf jeden Fall ein Mann, dem man seine numinosen Note, besser gesagt die Stellvertretung des numinosen Teils unserer Existenz, getrost anvertrauen kann. Es wäre müssig und unsinnig, einem Indifferenten klarmachen zu wollen, warum das wirklich so ist; ebenso müssig und unsinnig, wie einem Tauben die Neunte Symphonie zu erklären. Die Qualifikation hat auf «menschlicher», das heisst auf letzten Endes irreligiöser Grundlage zu erfolgen.

In diese neuralgische Stelle des werbenden Arguments trifft nun Hochhuths Stück. Es zeigt, dass dieser Mann, der Mann in Weiss, der so foto- und telegen

ist, eben nicht auf jeden Fall der ideale persönliche Stellvertreter für unsere Nöte und Verantwortungen ist. Alle Stellen also, deren Funktion es ist, laufend die Qualifikation der Konzessionäre dem Gleichgültigen, d.h. dem Konzessionserteiler zu beweisen, müssen sich im Innersten getroffen fühlen – und die Reaktion war entsprechend. Damit kommen wir aber zurück zum «Nachfolger». Der «Nachfolger» stellt, wenn wir innerhalb unserer Problematik bleiben, sozusagen das ideale Gegenstück zum «Stellvertreter» dar. Auf dem breitestmöglichen Wellenband wird hier die hervorragende Qualifikation der römisch-katholischen Kirche zur schamanischen Verwaltung unserer numinosen Belange in den deutschen Sprachraum gefunkt. Das Stück beweist oder soll beweisen, dass an Rom was dran ist. Der vage Ausdruck ist absichtlich gewählt: mehr scheint mir der «Nachfolger» tatsächlich nicht zu vermitteln. Es ist was dran für den Kunstfreund (Stanzen, Michelangelos Gericht usw.), für den zeitlos edlen Menschen, für den modernen Menschen (die Auseinandersetzungen der Kardinäle, die Rolle des Reverend Scott). Es wird bewiesen, wie mir von katholischer Seite wiederholt entgegengehalten wurde, dass die Kirche so menschlich ist. Und (ich weiss nicht, ob dies irgendjemandem aufgefallen ist) in der Schlusszene des «Nachfolgers» wird vom Papst genau die Last und genau die Rolle aufgebürdet, die Dostojewskijs Grossinquisitor für seine «Kirche» in Anspruch nimmt: die Rolle und die Last der Stellvertretung gegenüber dem Antichrist, d.h. gegenüber den aus dem unvertrauten numinosen Raum drohenden Einbruch des Widergöttlichen in die Geschichte.

Dazu kommt, dass der neue Papst, der Kardinal Bologna, ein durch und durch sympathischer Mann sein muss. Auch die Kandidaten, die er ersetzt, wären beileibe keine Borgias oder keine Unfähigen – höchstens, dass der Kardinal Palermo ein bisschen reaktionär regieren würde. Diese Kandidaturen aber werden durch den unmittelbaren Eingriff des Heiligen Geistes beendet, nämlich durch den Tod und die Sterberede des Kardinals von Toledo vor versammeltem Kollegium. Dieser Tod und diese Rede sind ein Kniff, dramatisch gesprochen. Sie vermitteln dem Zuschauer das sichere Gefühl, dass sich hier im Bereich der Verwaltung des Numinosen, immer Dinge abspielen und abspielen werden, die letzten Endes eben doch die moralisch-menschliche Qualifikation des Nachfolgers Petri garantieren. Wir alle, Gläubige wie Ungläubige, wissen es besser, wir haben alle von Alexander VI. gehört – aber wie schon gesagt, das waren Peinlichkeiten, die sich vor der historischen Schutzfrist ereigneten.

Der Vergleich der beiden Papststücke förderte also eine letzten Endes paradoxe Situation zutage, die Situation nämlich, dass Hochhuths, des Protestantens, Stück für das innerkatholische Selbstverständnis wesentlich wichtiger ist als Raffalts «Nachfolger», dass aber, wie die Dinge hier und heute liegen, Hochhuths Stück angegriffen wird, angegriffen werden *muss*. Es muss deshalb angegriffen werden, weil es ein Axiom unserer gegenwärtigen religiös-kulturel-

NICHTS MEHR TABU

len Lage radikal in Frage stellt: das Axiom der schamanischen Kompetenz. Gerade dieses Axiom aber müssen wir Christen (ganz gleich, ob Katholiken oder Protestanten) rigoros bekämpfen, wenn wir nicht beim Kirchenbegriff von Dostojewskijs Grossinquisitor landen wollen.

Es wird also in Deutschland mit verkehrten Fronten gekämpft. Zugegeben, Hochhuth hat sich ein bisschen viel vorgenommen. Er attackiert ja nicht nur die Haltung des Papstes in der Judenfrage, er deutet auch schattige Transaktionen mit ungarischen Eisenbahnpapieren an, er behauptet, dass die *Societas Jesu* mitten im Kriege spanisches Quecksilber an Stalin verkauft habe, und was der Artigkeiten mehr sind. Diese Dinge werden nun selbstverständlich auch registriert und entsprechend «zurückgewiesen» (man vermisst allerdings die klare Gegendokumentation ...); entscheidend aber wird nur der Angriff auf den Papst selbst empfunden.

«Nichts ist mehr tabu!» so stöhnt die «Neue Bildpost». Nun ist tatsächlich «nichts mehr tabu», seit Christus auf Erden wandelte und Paulus seine Briefe schrieb (der Begriff des Tabus sollte unter Christen nichts zu suchen haben!), aber vor allem soll und muss ein Tabu gebrochen werden: das Tabu von der sozusagen automatischen Qualifikation der Kirche, stellvertretend den Raum des Numinosen zu verwalten.

Wie wenig auch die kecken Tabu-Brecher davon überzeugt sind, beweist nicht zuletzt das Drum und Dran der Piscator-Inszenierung. Dass Piscator kräftig an dem Stück gestrichen hat, war eine technische Notwendigkeit. Dass er im Schlusssatz: «...wurden die letzten Häftlinge von den Russen befreit» ausgerechnet die Russen gestrichen hat, ist keine. Dabei halte ich die drei Worte «von den Russen» für die wichtigsten des Stücks – auch in Hochhuths Intention. Sie stellen uns, die katholische und nichtkatholische Christenheit, vor die unausweichliche Tatsache, dass die schauerlichste Form der Unmenschlichkeit seit vielen tausend Jahren eben nicht von Christen, sondern von den «roten Horden» beendet wurde. Eben von jenen Horden, deren Existenz damals wie heute allzu vielen Christen das Alibi für eine zutiefst unchristliche Denk- und Handlungsweise liefern muss. Darf man an Piscator die Anfrage richten, ob diese drei Worte nicht wieder ihren angestammten Platz finden könnten?

Wir haben den Eisberg sozusagen umrudert. Seine eigentliche Ausdehnung kann noch nicht ermessen werden. Vor allem haben wir uns nicht ausführlich mit einer sehr wichtigen Detailfrage befassen können: der Frage nach den tatsächlichen Grenzen des päpstlichen bzw. kirchlichen Kredits in der Welt der Gleichgültigkeit. Hochhuth setzt diesen Kredit sehr hoch, überraschend hoch an. Ich fürchte, dass er sich da täuscht. Wir haben es schon gesagt; was die Welt vor allem will, ist *Service*. Sie will keine moralischen Belehrungen. Sie will keine Belästigung mit einer Wirklichkeit, die sie als solche gar nicht kennt. Es ist durchaus möglich, dass die Stimme des Papstes – in dieser einmaligen Situation, im Rückzugs-Stadium des Hitlerkriegs, in der Zwickmühle zwischen

Opportunität und Grundsatz-Mord – genügt hätte, um einigen Hunderttausenden das Leben zu retten. Aber seien wir uns klar: die beste Reklame, das feurigste Kontaktgespräch nützen nichts, wenn sich kein Mensch mehr für das Produkt interessiert. Mit anderen Worten: ginge die Kirche dazu über, in allen Fragen, die die Welt berühren, konsequent ihren Kredit zu beanspruchen, wäre er ziemlich rasch erschöpft. Es ist meine feste Überzeugung, dass z.B. im Jahre 1933 die Mehrzahl der deutschen Katholiken den Gehorsam verweigert hätte, wenn die deutschen Bischöfe auf ihrer Ablehnung des Nazismus bestanden hätten. Das deutsche katholische Milieu war reif zur Kapitulation, und nichts, buchstäblich nichts, auch die Stimme ihrer Bischöfe und die Stimme Roms nicht, hätte es an dieser Kapitulation gehindert.

Entscheidend ist die Stimme der Kirche jeweils nur für eine Minderheit. Diese Minderheit wird umso kleiner sein, je rigoroser sich die Kirche gegen ihre profanen Lebensinteressen wendet. Im Widerstreit zwischen Prinzip und Interesse wird jeweils das Interesse siegen. Roms Weisheit im Lauf der Jahrhunderte bestand nicht zuletzt darin, diese Tatsache nie zu vergessen. Es können aber – so sagt Hochhuth, und so müssen wir alle sagen, wenn wir es ernst meinen – Zeiten und Situationen kommen, in denen Prinzip und Interesse gegeneinandergestellt werden müssen – und dann wird die Spreu vom Weizen geschieden. Wer sich gegen diese Scheidung sträubt, und zwar im vorgebliehen Interesse der Kirche sträubt, der kämpft mit verkehrter Front.

„Süddeutsche Zeitung“, München, 2./3.3.1963

Albert Wucher

Der Stellvertreter und die historische Wirklichkeit

Schiller war bescheidener. Mit historischem Sinn und Verstand ausgestattet wie kein anderer deutscher Dichter, griff er doch zur Feder der Prosa, wenn er Geschichte zu schreiben sich unterfing. Und wenn er historische Motive in seinen Dramen gestaltete, so ging es ihm stets um eine menschliche, nicht um die geschichtliche Wahrheit. Anders Hochhuth: «Die Wirklichkeit blieb stets respektiert, sie wurde aber entschlackt» (Kommentar Seite 229). Hermann H. Kamps sprach bei Verleihung des Förderungspreises an den Autor von «dichterischer Gewalt, die den dokumentarischen Charakter des Werkes» beträchtlich übersteige (Seite 274). Und Regisseur Erwin Piscator nannte das Stück emphatisch «einen der wenigen wesentlichen Beiträge zur Bewältigung der Vergangenheit» (Vorwort Seite 7). An diesen Maßstäben lasset uns also messen.

Fünfundvierzig eng bedruckte Seiten «Historische Streiflichter» sind dem Stück in der Buchausgabe angefügt – zu «beweisen, dass der Verfasser des Dramas sich die freie Entfaltung der Phantasie nur so weit erlaubt hat», als für

Zwecke der Gestaltung nötig war. Fünfundvierzig Seiten Nachweis und Rechenschaft! Aber die Fülle täuscht. Kunterbunt sind die Materialien gemischt, nur selten wird genau gesagt, wo sich die Argumente und Zitate finden; solide Quellensammlungen werden nur vereinzelt erwähnt, vielfach dagegen Zeugnisse und Zeugen von fragwürdigem Wert: beginnend mit Franz von Papens Rechtfertigungsmemoiren, mit Elaboraten von kleinen Funktionären des NS-Staates, einem «Spiegel»-Bericht über den vatikanischen Kapitalismus. Es wird gearbeitet mit Zeugnissen aus zweiter und dritter Hand, mit populären Büchern, die nicht den Anspruch endgültiger Klärung erheben. Äusserungen von Goebbels, Hitler, Himmler und Konsorten werden gern mit der Randbemerkung garniert, dass der erste «Jesuitenschüler» gewesen sei, der zweite eine streng katholische Mutter gehabt habe, der dritte wenigstens zuletzt vor der Kirche in die Knie gegangen sei. Ob nicht Hochhuths Eklektizismus den Blick nur trübt und das Verständnis für die Zusammenhänge möglicherweise von vornherein verhindert? Zitieren ist auch eine Kunst – mit Feuereifer und Voreingenommenheit lässt sie sich nicht erlernen.

Unter den vorangestellten Motti steht ein bitteres Wort François Mauriacs, umso gewichtiger, als der Dichter zu den Wortführern des französischen Katholizismus zählt: «Wir hatten jedoch nicht den Trost, den Nachfolger des Galiläers Simon Petrus mit eindeutigem und klarem Wort, und nicht mit diplomatischen Anspielungen, die Kreuzigung dieser unzähligen ‚Brüder des Herrn‘ verurteilen zu hören... Es bleibt, dass ein Verbrechen von solcher Weite zu einem nicht geringen Teil auf alle Zeugen zurückfällt, die geschwiegen haben, was immer die Gründe ihres Schweigens gewesen sein mögen.» Hochhuths Thema; nur hätte er, um das eigentliche Problem nicht zu verfehlen, das Zitat nicht verkürzen sollen. Wo unser Dramatiker die drei Punkte setzt, heisst es bei Mauriac u.a.: «Gewiss hatte die Besatzungsmacht Druckmittel, denen man nicht widerstehen konnte, und das Schweigen des Papstes und der Hierarchie war nichts anderes als entsetzliche Pflicht; es ging darum, schlimmeres Übel zu verhüten. Es bleibt...» (siehe oben).

Es muss mit Hochhuths Arbeitstechnik zusammenhängen, mit seiner Sucht, Unrat zu entdecken, dass er auch dann und dort Missverständnissen zum Opfer fällt, wo es nichts misszuverstehen gibt. Er misstraut der historischen Wissenschaft und verschmährt ihre Ergebnisse, auch in Fragen – wie dem Reichskonkordat –, wo sie zu einigermaßen bündigen Ergebnissen gelangt ist. Man kann, um bei diesem Beispiel zu bleiben, gewiss geteilter Meinung sein, ob das Konkordat (im Juli 1933 abgeschlossen) opportun war, ob es nicht den Nazistaat aufwertete und ihm internationale Anerkennung verschaffte, die Hitler sehr gelegen kam; man kann sich auch fragen, ob der Vatikan seinen Kontrahenten bei aller Skepsis hinsichtlich der NS-Weltanschauung nicht doch gründlich verkannte, als eine Mussolini-Kopie, mit der man es vielleicht probieren durfte. Nicht erlaubt ist jedoch, die historischen Fakten zu verrücken und den Abschluss des Konkordats der vatikanischen Initiative anzulasten und

Rom anzukreiden, dass es zugunsten dieses Kirchenvertrages die katholischen Parteien in Deutschland kurzerhand habe fallenlassen («angeraten, sich selber aufzugeben»).

Wahr ist, dass es Pacelli (bis 1929 Nuntius in Berlin, dann Kardinalstaatssekretär) nicht gelungen ist, mit dem Weimarer Reich ein ähnliches Arrangement zu treffen wie mit den Länderregierungen von Bayern, Baden und Preussen. Die zuletzt von Brüning, Papen und Schleicher wiederaufgenommenen Verhandlungen liefen noch, als die «Machtergreifung» passierte. Nun aber war es einzig und allein die Reichsregierung, in Sonderheit Herr von Papen, der die hängenden Fäden aufgriff und mit Ungestüm auf das Konkordat losging. Ob, um Hitler einen Gefallen zu tun oder um hintenherum seinen ehemaligen Zentrumsgenossen, die Hitlers Vizekanzler als Abtrünnigen betrachteten, einen vernichtenden Schlag zu versetzen, steht auf einem anderen Blatt.

Aufs Konto des Vatikans geht lediglich, dass er dem Ansinnen der Reichsregierung entsprach – und wie er ihm entsprach. Roms Forderungen waren nicht kleinlich bemessen. Keine Rede von einer deutsch-vatikanischen Verbrüderung, von einem Liebesbund oder von unverbrüchlicher Freundschaft, wie es Hochhuth hinzustellen beliebt. Sein Riccardo darf Pius und Hitler in einem Atemzug nennen und sagen: «Das passiert Verbündeten so... paktieren sie nicht miteinander?»

Da darf denn auch das törichte Argument nicht fehlen, die Kirche habe ja, auch im Krieg und zu Zeiten der Judenverfolgung, treu und brav für Hitler gebetet. In der Tat, das hat sie zu allen Zeiten und unter jedem Regime getan – unter anderem in der Karfreitagsliturgie, wo es heisst: «Lasset uns auch beten für alle Lenker der Staaten sowie für ihre Amtsträger und Minister: dass unser Gott und Herr ihre Köpfe und Herzen nach Seinem Willen lenke zu unserem immerwährenden Frieden.» Wer solche Gebete als Beweis für die Seelenverwandtschaft von Katholizismus und Nationalsozialismus interpretiert, wird freilich keine Mühe haben, aus dem Konkordatstext die Interessengemeinschaft, den Grundsatz gegenseitiger Nichteinmischung, ja sogar eine Verpflichtung zur Helfershelferschaft herauszulesen, wie es Hochhuths Held Riccardo schliesslich tut: «Der Papst sieht weg, wenn man in Deutschland seinen Bruder totschißt. Priester, die sich dort opfern, handeln nicht auf Geheiss des Vatikans, sie verstossen eher gegen sein Prinzip der Nichteinmischung.»

Sehen wir ab von der böartigen Unterstellung, katholische Priester handelten nicht nach Beruf und Gewissen, sondern nur auf Befehl des Papstes – grotesker noch mutet die These an, der besagte Liebesbund sei auch noch 1942/43 (Zeit der Handlung) vollauf intakt und in Übung gewesen. Zu dieser Zeit, kann Hochhuth versichert sein, war der «Freundschaftsvertrag» der ungleichen «Verbündeten» längst ein Fetzen Papier. Die Hoffnung der Kurie, die 1933 geglaubt haben mochte, das Konkordat gebe ein wirksames Instrument ab, Hitler in die Schranken zu weisen, hielt nicht lange vor. Spätestens im Jahre 1934 liessen die Nazis die Maske ihrer Scheinheiligkeit fallen und begannen die Kir-

che an die Wand zu drücken – ungeachtet der Proteste, die der päpstliche Nuntius in Berlin vorbringen mochte.

An die 60 vatikanische Noten gingen allein bis zum Kriegsbeginn beim Auswärtigen Amt ein – beginnend mit einem Protest Pacellis gegen den Judenboykott am 1. April 1933. In Stichworten die Themen: Auslegungsdifferenzen hinsichtlich des Konkordats; katholische Jugendverbände; Kanzelparagraph; das Recht der katholischen Organisationen zur öffentlichen Wirksamkeit, Ablehnung ihrer Auflösung; Freiheit der Glaubensverkündigung, freie Unterweisung in katholischer Weltanschauung, auch Soziallehre; gegen den bedingungslosen Treueid auf den Führer; Klagen gegen Schikanen und Verdächtigungen, gegen Agitation wider die Bekenntnisschule; gegen das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses; Auseinandersetzungen über den von den Nazis ständig apostrophierten «politischen Katholizismus»; Protest gegen Rosenbergs antireligiöse Propaganda und die entsprechende Übung in den NS-Jugendverbänden; Unterdrückung der katholischen Presse; Behinderung des Religionsunterrichts; willkürliches Vorgehen gegen Geistliche, Beschlagnahmungen, Übergriffe und andere Methoden der Verfolgung. In einer Note von 1934 stellt der Heilige Stuhl bereits lakonisch fest: Es gibt schon jetzt Diözesen, in denen mehr Priester inhaftiert sind als seinerzeit im Kulturkampf.

Allein diese Aufzählung schafft eine gewisse Vorstellung von der Härte des nationalsozialistischen Kirchenkampfes, in dem die Kirche gewiss nicht nur katholische Interessen – meist ohne Erfolg – verteidigte. Hätte Hochhuth auch nur einen Blick in die Enzyklika «Mit brennender Sorge» (1937) geworfen, die alle vatikanischen Beschwerden zusammenfasst und Abrechnung hält mit dem NS-System – er hätte es kaum gewagt, folgenden Kommentar niederzuschreiben: Pius XI. habe gesagt, «das Konkordat sei eine Plattform, Proteste vorzubringen. Daraus ist wenig gemacht worden, wenn man absieht von den meist sehr lahmen Beschwerden, die der Nuntius in rein kirchlichen Angelegenheiten... vortrug» (S. 235). Die Worte der Enzyklika sind ihm nur einen Zynismus wert: «Von brennender Sorge um Unsere Fabriken erfüllt» sind die ersten Worte, die er seiner Papstfigur in den Mund legt; demselben Pacelli, auf den die Formulierungen der Enzyklika zum grossen Teil zurückgehen.

Aber nein, das darf ja alles nicht wahr sein. Konsequenter führt das Stück über historische Widersprüche hinweg – und wären sie auch noch so grundlegend wie der Kirchenkampf, der allerdings schlecht zur These passt, welche ungeheure Macht doch Pacelli über die Nazis besass. «Hitler fürchtet nur noch den Papst» (Jesuit Riccardo); Hitler, der doch «für die Dauer seines Krieges alle Massnahmen gegen die Kirche untersagt hat» – was ebensowenig stimmt. «Es ist aber ausgerechnet die Person dieses Papstes, dieses zwölften Pius, die Hitler fürchtet: Das Ansehen Pacellis in Deutschland ist grösser als irgendwo sonst» (wieder Riccardo). Orsenigo bestätigt es: «Er selbst (Hitler) steht äusserlich neutral zur Kirche, korrekt wie Marschall Göring... Herr Goebbels, sein Pro-

pagandamann, ist recht trätabel, fast entgegenkommend.» Des Autors Resümee: «Der Papst ist selbst den Ketzern heilig.»

Man braucht das nur oft genug zu wiederholen – und darin liegt Hochhuths Stärke –, umso «überzeugender» fällt die Beschuldigung aus: Warum denn hat der Papst diese seine Macht nicht gebraucht, als es galt, die Juden Europas vor Deportation und Vergasung zu retten? «Ein Stellvertreter Christi, der *das* vor Augen hat und dennoch schweigt, aus Staatsräson, der sich nur einen Tag besinnt, nur eine Stunde zögert, die Stimme seines Schmerzes zu erheben, zu einem Fluch, der noch den letzten Menschen dieser Erde erschauern lässt –: Ein solcher Papst ist ein Verbrecher» (Riccardo).

Zum Testfall für das schmachliche Versagen Pius' XII. erhebt Hochhuth das Schicksal der römischen Juden, auf die, nach dem Sturz Mussolinis und der Kapitulation des italienischen Badoglio-Regimes, im Herbst 1943 die SS Jagd zu machen beginnt. Noch einmal wird die Spannung in die Höhe getrieben; nun gibt es niemand mehr unter den Personen des Stücks, der noch zweifelte, was jetzt geschehen muss und wird: «Treibt ihr es nun so weit», beschwert sich der Kardinal bei Gerstein, «dass auch der Papst euch jetzt vor aller Welt blamieren muss!... Ihr zwingt uns ja dazu, nun zwingt ihr den Papst, nicht wahr, von dem Verbrechen öffentlich Kenntnis zu nehmen... Die Verhaftungen in Rom, die ändern alles, ja!» So auch der Jesuit, so der Abt, so der Geheimkämmerer – nicht anders die SS. Sturmführer Salzer, der in Rom die Deportationen zu organisieren hat, zittert förmlich vor dem kommenden Nackenschlag. Nie und nimmer, sagt er sich, wird uns der Papst hier freie Hand lassen. «Wenn doch dieser verdammte Pope endlich einmal klar und verbindlich sagen wollte, wo er steht.»

Eindrucksvoll aufgebaute Dialoge, ohne Zweifel. Nur sind sie schwach in Logik. Wenn Hitler und seine Schergen solchen Respekt vor dem Papst hatten, wenn sie jetzt, nach Stalingrad, gar fürchten mussten, ein Protest des Vatikans könnte dem Dritten Reich zum Verhängnis werden: «Hitler weiss, was es[^] für ihn bedeutet, wenn sich der Papst den alliierten Protesten gegen die Verbrechen (an den Juden) anschliesst: dann hat er niemals mehr zu hoffen, dass der Westen ihm doch noch einen Sonderfrieden macht und freie Hand im Osten lässt» (Jesuit Riccardo). Wenn dem so war, so lässt sich einfach nicht verstehen, warum es Hitlers Kreaturen wagen durften, wegen ein paar tausend römischer Juden den Papst zu provozieren und möglicherweise zu einem Schritt zu veranlassen, der ihre ganze «Endlösung» zunichte machen konnte. Wegen 1 ' 100 römischen Juden (soviel hat man gegriffen) – wo laut Eichmanns Konzept noch Millionen anderswo zu holen waren?

Der Papst hat nicht protestiert – zumindest nicht in der Form, die ihm der Autor vorschreibt. Warum nicht? Nachdem sich Hochhuth bereits mit seiner Exposition auf unhistorisches Gelände verirrt hatte, blieb als Steigerung nur noch die Grotteske. Pius XII. ist ihm ein Popanz, eine Null, herzlos, kalt, egozentrisch, ein Schauspieler mit grossen Gesten, hohlen Phrasen, mit Augen voll

«eisiger Glut», ein Geschäftsmann, dem die Aktien, Fabriken und Reichtümer der Kirche über alles gehen, ein Taktiker, erfüllt von Staatsräson, ein Alexander VI. (der Vergleich wird angedeutet) oder eben, wie Hochhuth sagt: «Ein Verbrecher».

Der Karikatur des Papstes, die ohne Zorn und Hass derart nicht hätte ausfallen können, entspricht das Konzept päpstlicher Politik, das in Pius XII. hineinkonstruiert wird. Deutschland, so will es Rom (laut Interpretation des Kardinals), ist zum Bollwerk des Abendlandes gegen den Bolschewismus bestimmt: Stalingrad, nun ja, das war ein Denkmahl, damit Hitler «wieder massvoll» werde; der Anfang vom Ende – nein, das durfte nicht sein. Denn nur Hitler könne Europas Einigung zustande bringen, d.h. den Kontinent der «Verwirklichung des Traumes vom Heiligen Römischen Reiche» näherbringen. «Glauben Sie denn, die dünkelfhaften Parlamente und Debattierklubs à la Genf hätten dazu noch die Kraft?» Oder: «Ein Segen, dass er (Hitler) nicht siegen – ein Segen aber auch, nicht wahr, dass er nicht fallen wird.»

So wird denn die alliierte Formel von Casablanca, die Bedingung des *unconditional surrender*, als «absolut unchristlich» abgelehnt, ebenso entschieden der Pakt der Westmächte mit der Sowjetunion verurteilt. In dieser Not kommt dem «fairen Makler» im Vatikan alles darauf an, Frieden zu stiften. Hitler muss gerettet werden. Ein päpstlicher Protest aber würde den ganzen Plan zunichte machen. Pius persönlich: «Sehen Sie nicht, dass für das christliche Europa die Katastrophe naht, wenn Gott nicht Uns, den Heiligen Stuhl, zum Vermittler macht... Hitler allein, lieber Graf, verteidigt jetzt Europa... Der Westen sollte ihm Pardon gewähren, solange er im Osten nützlich ist... Die Staatsräson verbietet, Herrn Hitler als Banditen anzuprangern, er muss verhandlungswürdig bleiben.»

Man wird gegenüber solchen Phantastereien nicht eigens noch betonen müssen, dass es sich um Konstruktionen handelt, die jeder historischen Grundlage entbehren. Gewiss, der Papst war angesichts der Kriegsparteien in einer fatalen Lage. Konnte er sich guten Gewissens dem vor allem in Amerika gepredigten Kreuzzug gegen den Faschismus anschliessen, wenn sich auf der Seite der Alliierten auch Stalin befand? Den Teufel sozusagen mit Beelzebub austreiben? Man darf getrost unterstellen, dass Pius XII. frühzeitig dies Dilemma vorausgahnt und eben darum alles, weit mehr als Pius X. vor dem Ersten Weltkrieg, unternommen hat, den Kriegeausbruch zu verhindern. Nichtsdestoweniger sind alle Konsequenzen, die Hochhuth aus dem offensichtlichen Dilemma des Vatikans ableitet, falsch und frei erfunden.

Niemand weiss – gestehen wir das ruhig ein –, warum der Papst geschwiegen hat. Bekenntnisse und Zeugnisse aus erster Hand stehen nicht zur Verfügung. Wir können nur versuchen, den Motiven nachzuspüren, die möglichen Argumente zu bedenken – ohne dem Papst dabei irgendetwas Unsinniges oder Geschichtswidriges zu unterstellen. Dass Pius XII. sich geflissentlich davor zu hüten suchte, von keiner der Parteien als Feldkaplan missbraucht zu werden, haben wir bereits gesagt. Das bedeutete zugleich, dass die Vorsprachen des

US-Sonderbotschafters, den Roosevelt wiederholte Male in den Vatikan schickte, oder die Demarchen der englischen Regierung den Papst eher mit Reserven und Bedenken erfüllen mussten. Hätte, wie immer der Protest formuliert und wie berechtigt er gewesen wäre, er nicht unweigerlich als Parteinahme missverstanden werden können? Es ist doch bezeichnend, wie die Alliierten reagierten, als Pius scheinbar dem Ansinnen entsprach und zu Weihnachten 1942 beschwörend seine Stimme erhob. Der englische Botschafter am Vatikan erklärte sogleich, Derartiges, ein so allgemeiner Protest, der ebenso das Bombardement deutscher Städte durch alliierte Geschwader gemeint haben könne, sei durchaus nicht das, was sich London vorgestellt habe. Der Papst also hätte zwar die Kriegsgreuel im einzelnen verurteilen sollen – aber natürlich nur diejenigen der Gegenseite? Es muss nicht unbedingt Affenliebe zu den Deutschen gewesen sein, wenn der Papst sich gehemmt fühlte, solchen alliierten Wünschen zu entsprechen – soviel kann man dieser Einzelheit immerhin entnehmen.

Und zu den Hemmungen kamen Warnungen hinzu (speziell im Falle der römischen Juden). Hochhuth erzählt selbst, dass der 1943 als deutscher Botschafter an den Vatikan versetzte Freiherr von Weizsäcker (bis dahin' Staatssekretär im Auswärtigen Amt) den Vatikan ausdrücklich gewarnt hat: Eine Äusserung des Papstes würde nur bewirken, dass die Judendeportationen erst recht durchgeführt würden; er kenne doch die Reaktion dieser Leute, dieser SS. Durch einen regelrechten Trick weiss Hochhuth nun freilich das unbequeme Zeugnis ins Gegenteil zu verkehren. Weizsäcker erfreute sich als Mann, der zu Widerstandskreisen Kontakt hatte, als Diplomat, der wegen seiner anständigen Gesinnung im Ausland Kredit besass, auch an der Kurie besonderen Vertrauens. Sein Rat hatte Gewicht. Und wenn also Weizsäcker den Papst warnte, so durfte sich der Papst bona fide auf diese Warnung stützen. Für Hochhuth kommt das nicht in Frage – denn würde er Weizäckers Lagebeurteilung hinnehmen und ihm auch noch Glaubwürdigkeit belassen, wie könnte er es dann gleichzeitig Pius übelnehmen, dass er sich davon beeindruckt liess? So muss Weizsäcker denn zum Erznazi gestempelt werden, zu Hitlers Paradepony, das es schliesslich fertigbrachte, den Papst von misslichen Entschlüssen zurückzuhalten. Weizäckers Mission darf nichts anderes gewesen sein als ein meisterhaftes Täuschungsmanöver, auf das sich, sagt Hochhuth, der Vatikan nur zu gern eingelassen habe.

Da lob ich mir den Herrn von Kessel, Weizäckers Mitarbeiter in der Botschaft. Ihn benützt Hochhuth, zu demonstrieren, wie ein wirklicher Gegner des Naziregimes sich in der gegebenen Situation verhalten hat. Kessel habe den Kurienbischof Hudal gebeten, beim Stadtkommandanten wenigstens einen päpstlichen Protest anzudrohen; und der geradlinige, eindeutige Kessel musste denn wohl besser wissen, was fruchtete und den Nazis das Handwerk zu legen geeignet war. Nun hat Albrecht von Kessel schon in Nürnberg eine Aussage gemacht, die Hochhuths Argumentation über den Haufen wirft, da sie völlig Weizäckers Linie entspricht: Wenn der Papst nicht protestiert habe, «so des-

wegen, weil er sich mit Recht gesagt hat: wenn ich protestiere, wird Hitler zur Raserei gebracht. Damit ist den Juden nicht nur nicht geholfen, sondern man muss sogar rechnen, dass sie dann erst recht umgebracht werden». Und jetzt, als ausdrückliche Stellungnahme zu Hochhuths «Stellvertreter» («Die Welt» vom 6.4.1963), hat Kessel noch einmal betont, dass er und Weizsäcker sowohl in der Beurteilung der möglichen Konsequenzen eines päpstlichen Protestes wie auch darüber, dass die Kurie gewarnt werden musste, völlig übereingestimmt hätten: «Ein flammender Protest Pius' XII. hätte vermutlich ihn selbst und damit die Kurie in höchste Gefahr gebracht, bestimmt aber zum damaligen, sehr späten Zeitpunkt, nämlich im Herbst 1943, keinem einzigen Juden das Leben gerettet. Hitler, das umstellte Raubtier, würde umso grausamer reagieren, je mehr er Widerstand spürte.»

Was nun, Herr Hochhuth? Wenn Weizsäcker doch kein Nazi war, durfte der Papst dann die offenbar realistischen Ratschläge des oppositionellen Diplomaten guten Gewissens in den Wind schlagen? Man kann natürlich mit dem Schlagwort operieren: «Schlimmeres zu verhüten – wie kann man das eigentlich noch sagen, da doch Schlimmeres als das Schlimmste, das geschah, die umfassendste Menschentreibjagd der abendländischen Geschichte, weiss Gott nicht vorstellbar ist!» (Hochhuth S. 257.) So eindrucksvoll das klingt, es stimmt dennoch nicht. Lassen wir den Papst einen Moment aus dem Spiel. Es geht bei der Absicht, «Schlimmeres zu verhüten», nicht um Papst und Kurie allein; es geht auch um das Schicksal jener 4'000 römischen Juden, die mit Wissen und Wollen des Papstes in Klöstern versteckt gehalten wurden (die SS wusste sehr wohl davon, und war nur zu erpicht darauf, zuzugreifen).

Und konnte es nicht ebenso auch die fernere Wirksamkeit des Vatikan zugunsten der Juden gefährden, wenn Hitler, «das umstellte Raubtier», zuschlug? Jene Wirksamkeit der päpstlichen Nuntien etwa auf die Machthaber in der Slowakei, in Rumänien, in Ungarn? Man kann nicht auf der einen Seite diese erfolgreichen Missionen zugunsten der Juden dem Vatikan aufrechnen (als Beweis seiner Macht) – und auf der anderen Seite behaupten, dass «Schlimmeres zu verhüten» gar nicht denkbar war. Die Einwirkung des päpstlichen Nuntius auf Horthy beispielsweise, die laut Hochhuth Hunderttausenden ungarischen Juden das Leben gerettet habe, lag ja noch in der Zukunft (1944) und wäre damit möglicherweise hinfällig geworden.

Niemand wird behaupten wollen, dass Weizäckers Ratschlag unter allen Umständen das Richtige getroffen habe; ob es mit einem Protest nicht doch gutgegangen wäre. Die Gegenprobe lässt sich nicht veranstalten. Es genügt jedoch, dass die von Weizsäcker prophezeiten Konsequenzen möglich schienen; denn dann mussten sie, so oder so, im Vatikan Berücksichtigung finden. Genauso nüchtern galt es, den möglichen Nutzen einer Protestaktion abzuschätzen. Es hätte ein solcher Appell das Gewissen der Weltöffentlichkeit aufgerüttelt, hört man heute sagen. Aber die Welt ausserhalb des Nazimachtbereichs wusste längst Bescheid, was in Auschwitz geschah, besser als die All-

gemeinheit in Deutschland, die es nicht wagte, BBC London abzuhören, und im Ernstfall eher geneigt gewesen wäre, ausländische Berichte über die «Endlösung» – analog Goebbels' Interpretation – als «Greuelhetze» abzutun.

Damit sind wir bei der entscheidenden Frage angelangt, beim entscheidenden Problem, das leider für Hochhuth keines ist. Für ihn ist der Katholizismus ein monolithischer Block, streng hierarchisch gegliedert und von einem einzigen Willen beseelt; eine halbe Milliarde Katholiken gehorchen blindlings, wenn der Papst befiehlt. Darum hätte ein päpstlicher Bannfluch, ein Aufruf zum Widerstand (Hochhuth verlangt förmlich die Entbindung von Eid und Gehorsam, das Interdikt, wie es mittelalterliche Päpste gegen das Kaisertum praktizierten) – diese Verurteilung «*ex cathedra*» hätte, sagt er, ihren Hauptzweck niemals verfehlen können: die deutschen Katholiken zur Besinnung und zur Tat, zum Aufstand gegen die verbrecherische Staatsgewalt zu bringen.

Wer die Verhältnisse in jenen unseligen Jahren realistisch einschätzt, wird demgegenüber ernsthafte Zweifel anmelden müssen – und vielleicht hat sich auch Pius XII. über die Wirkung eines Protestes in Deutschland keinerlei Illusionen hingegeben. Als Rom in den ersten Monaten nach der Machtergreifung vom deutschen Episkopat wissen wollte, wie es mit der Festigkeit des Katholizismus in Deutschland bestellt sei, antworteten die Bischöfe, ohne zu zögern: zum Kirchenkampf nicht gerüstet. (Es hat diese Antwort übrigens nicht wenig dazu beigetragen, dass sich die Kurie dann dem Konkordatsansinnen der Reichsregierung nicht entzog.) Machen wir uns nichts vor: der deutsche Katholizismus war unter Hitler genausowenig zu einer geschlossenen Reaktion gewillt und fähig, er war genauso «nazifiziert» wie die übrigen Volksteile auch. Ohnehin nur eine Minderheit, hielt sich schon 1933 bei den Frühjahrswahlen nur noch ein Teil der Katholiken (etwa 5,5 Millionen Stimmen) bei den katholischen Parteien. Verfolgung, Gewöhnung und Überlebenswille, nicht zuletzt der Krieg, den die Nazis zur angeblichen Vaterlandsverteidigung aufzogen, taten ein Übriges, die katholische Opposition zu dezimieren.

Eine päpstliche Verpflichtung zu Auflehnung und Widerstand hätte die deutschen Katholiken einer Belastungsprobe ausgesetzt, der sie kaum gewachsen waren. Ein Teil, vielleicht der grösste, hätte nur kopfschüttelnd reagiert: ausgerechnet jetzt, wo wir im Osten im schwersten Abwehrkampf liegen? Der grössere Teil wäre gewiss loyal geblieben; und mit dem kleineren Rest, der bereit war, alle Konsequenzen zu tragen, das Odium des Verrats und neue Verfolgung auf sich zu nehmen, wäre das Naziregime sicherlich fertig geworden. Man erinnere sich des 20. Juli 1944. War etwa damals die Volksstimmung bereit, das Heldentum der Verschwörer anzuerkennen und ihnen Folge zu leisten? Der erste Aufruf, den die Führer der Widerstandsbewegung hinauszugeben beabsichtigten, wagte nicht, die Karten aufzudecken und einfach zu rufen: Freiheit – der Tyrann ist tot. Sie mussten sich (und eben dies ist bezeichnend für die damalige Situation) wohl oder übel einer taktischen Wendung bedienen: «Eine gewissenlose Clique front-

fremder Parteiführer hat es... versucht, der schwerringenden Front in den Rücken zu fallen...»

Wir wollen nicht auf die Frage eingehen, die Moraltheologen beschäftigen mag: Ob es überhaupt erlaubt ist, jemanden dem sicheren Martyrium auszuliefern, ja es ihm anzubefehlen. Wir möchten nur auf die Unlogik in Hochhuths Argumentation aufmerksam machen: Waren die deutschen Katholiken, ohne ein päpstliches Monitum, weniger im Gewissen verpflichtet, sich vom Unrecht fernzuhalten und dem Verbrechen zu opponieren? Bedurfte es des römischen Fluches, um den Bischöfen, Priestern und Laien in Deutschland das Gesetz ihres Handelns klarzumachen? Und haben sie, in Verkündigung und Tat, das Notwendige nicht immer gewagt – können sie sich dann auf den Papst berufen, der es versäumt hat, ihnen den Widerstand, wo er Gewissenspflicht war, zu befehlen?

Fassen wir zusammen. Léon Poliakov, vielleicht der beste Kenner der nationalsozialistischen Judenverfolgung, urteilt: «Die moralische Tragweite einer unerbittlichen Haltung (speziell ist gemeint: ein öffentlicher Protest des Vatikans) wäre gewaltig gewesen. Was ihre unmittelbaren und eindeutigen praktischen Folgen angeht, für die Unternehmen und Einrichtungen der katholischen Kirche wie für die Juden selbst, so ist das eine Frage, zu der sich zu äussern gewagt ist.» Wenn das stimmt und folglich feststeht, dass ein Bannfluch des Papstes wider die Judenverfolgung von fraglichem Wert gewesen wäre; wenn also der Papst abzuwägen und sich zu entscheiden hatte zwischen zwei Handlungsweisen, für die jeweils diverse Für und Wider geltend gemacht werden konnten – dann fällt Hochhuths Verdammungsurteil vollends in sich zusammen. Denn seine These, sein Stück will uns ja glauben machen: es habe nur ein richtiges Handeln gegeben (und dies ohne Risiko und mit verbürgtem Erfolg): «Vielleicht haben niemals zuvor in der Geschichte so viele Menschen die Passivität eines einzigen Politikers mit dem Leben bezahlt» (S. 240). Welche *simplification terrible*!

Niemand wird dem Autor sein leidenschaftliches Fragen nach der Schuld an der «Endlösung» verdenken. Es scheint nicht von ungefähr, dass er einer Generation angehört, die, als sie nach dem Kriege zu denken und Auskunft zu fordern anfang, von den Erwachsenen freimütige Antworten ohne Beschönigung und Entschuldigung, zumindest die ganze Wahrheit nicht erfuhr. Die «Bewältigung der Vergangenheit», von der bis zum Überdruß geredet wurde, diente vielen, allzu vielen dazu, die missliche Vergangenheit überhaupt zu verdrängen. Hochhuth zerreisst die Tabus, er will endlich die Schuldigen zur Rechenschaft ziehen. Es ist nur zum Teil seine Schuld, sein Missgeschick, wenn er dabei nur einen Stellvertreter erwischt: einen Stellvertreter für unsere eigene deutsche Schuld.

Süddeutsche Zeitung, München 19.4.1963

Pater Robert Leiber SJ

Der Papst und die Verfolgung der Juden

Am 20. Februar kam am Berliner Theater am Kurfürstendamm, dem Haus der Freien Volksbühne, «Der Stellvertreter», ein Werk des jungen Rolf Hochhuth (31 Jahre), zur Erstaufführung. Gleichzeitig, nicht früher, hat der Rowohlt Verlag den Text des Stückes, mit Vorwort vom Intendanten der Volksbühne, Erwin Piscator, und einem Anhang «Historische Streiflichter» vom Verfasser selbst (Seite 229-274), dem Buchhandel freigegeben.

Im Mittelpunkt des Stückes steht, wenn auch nur im vierten Akt auf der Bühne erscheinend, Papst Pius XII., und der Inhalt des Schauspiels und Anhangs ist zusammengeballt in der den Papst schwer belastenden Anklage, dass er durch ein lautes Wort an die Weltöffentlichkeit der Deportation und Vernichtung der Juden durch Hitler hätte Einhalt gebieten können, dass er jenes Wort aber eben nicht gesprochen habe: «Vielleicht haben niemals zuvor in der Geschichte so viele Menschen die Passivität eines einzigen Politikers mit dem Leben bezahlt.» So Hochhuth.

Um gleich zwei Rezensenten der Premiere anzuführen: Dieter Hildebrandt in der «Frankfurter Allgemeinen» (Nr. 45 vom 22. Februar, Seite 28): «Hochhuth stellt den verstorbenen Papst Pius nicht nur auf die Bühne, sondern auch glatterdings an den Pranger.» Und Friedrich Luft in «Die Welt» (Nr. 45 vom 22. Februar, Seite 10): «Der Autor entscheidet vorgefasst und sehr deutlich gegen den Papst... Das Stück wird tendenziös. Gewiss mit Willen und Absicht.»

Es genügt, mit wenigen Strichen das Bild nur anzudeuten, das Hochhuth von Pius XII. entwirft. Er belastet den Papst mit Offenbarung 3,16, dem Wort vom Lauen, den Gott aus seinem Mund ausspeit (269); mit dem 3. Gesang aus Dantes Inferno, wo der Dichter die «Feigen» antrifft (154); dem Papst gilt die Empörung Sören Kierkegaards darüber, dass man einen dessen nicht würdigen Bischof als Wahrheitszeugen hinstellen und heiligsprechen will: «Er wurde ja mit voller Musik begraben; das Denkmal wird ihm ja auch gesetzt werden; aber dann reicht es, und am allerwenigsten darf er in die Geschichte eingehen als Wahrheitszeuge» (6).

Pius XII. im vierten Akt (154–177): Mit Anspielung auf Pius XII. Enzyklika «Mit brennender Sorge» vom März 1933 – «von brennender Sorge» ist Pius XII. erfüllt für die päpstlichen Betriebe: Fabriken, Kraftwerke, Talsperren, Schiffe auf hoher See und Aktien, während er pathetisch betont, wie sehr sein Herz an den Familien der Proletarier hänge. Er mahnt: «Betet – auch für die Juden, von denen viele schon bald vor Gottes Antlitz treten», für die er aber kein offenes Wort übrighat, nur dass er die Verschleppung von Juden aus Rom «ungezogen» findet. «Wir sind – Gott weiss es – unschuldig am Blut, das da vergossen wird ... Die Juden müssen beten und vertrauend zu harren wissen der Stunde himmli-

scher Tröstungen.» Die «aristokratische Kälte» und «eisige Glut seiner Augen», während er fromme Phrasen aneinanderreihet, dazu das würdelos schmeichlerische Benehmen des anwesenden Kardinals – alles das wirkt höchst abstossend. Der vierte Akt ist, kurz gesagt, eine Schmähchrift auf Papst Pius XII.

Hochhuth im Anhang (273): Pius XII. «war kein ‚Verbrecher aus Staatsrason‘, er war ein Neutrum, ein überflüssiger Karrieremacher, der sich später oft mit abwegigen Spielereien die Zeit vertrieb, während die gequälte Welt... von ihm vergebens ein Wort geistiger Führerschaft erwartete.»

Nun, Worte der Führung hat Pius XII. wahrlich mehr als eines gesprochen, und gerade die Weihnachtsallokution von 1942, die Hochhuth, sich auf Mussolini berufend, so abwertet (271), ist seitdem zusammen mit den Weihnachtsansprachen der drei vorausgehenden Jahre immer als eine der gründlichsten Ausführungen über die sittlichen Träger einer dauerhaften Friedensordnung gewertet worden. Aber man sieht, der Verfasser des «Stellvertreters» ist von einem leidenschaftlichen, fast krankhaften Widerwillen gegen Pius XII. erfüllt.

Woraus hat Hochhuth sein Wissen geschöpft? Nicht, wie man erst vernahm, aus «vatikanischen Archiven», die neue Enthüllungen erschlossen hätten. Das gibt er selber zu (229). Nebenbei bemerkt: Das päpstliche Geheimarchiv ist der Benutzung freigestellt nur bis 1846! Hochhuth beruft sich auf «hohe Kleriker» und «namenlose Augenzeugen» in Rom, er sei auch «zu einer einstündigen Audienz im Staatssekretariat des Heiligen Stuhles empfangen worden» (F.A.Z. Nr. 48 vom 26. Februar, Seite 16), wovon man dort jedoch nichts weiss. Einmal führte er ein Gespräch mit einem «Hausprälaten Pius' XII.» (273), also einem päpstlichen Hausprälaten, den er wohl in Rom oder dessen näherer Umgebung getroffen hat. Er bestätigt selbst (a.a.O.), dass er den Verfasser dieser Zeilen, Robert Leiber SJ, nicht gesprochen hat. Die gegenteilige Notiz im neuesten «Spiegel» ist also eine Falschmeldung. Dem Autor des «Stellvertreters» standen nur die Veröffentlichungen zur Verfügung, die allen zugänglich sind. Aus ihnen hat er fleissig gesammelt, was sich irgendwie gegen den verstorbenen Papst verwenden liesse.

Die Unterstellungen, die Pius XII. und den Männern um ihn im «Stellvertreter» gemacht werden, sind vielgestaltig. Von denen, die ausserhalb der Hauptfrage liegen, können wir hier nur die wichtigsten berühren. Wir nehmen sie vorweg.

Was im vierten Akt und Seite 271 in Berufung auf den «Spiegel» über die Finanzgeschäfte der Jesuiten gebracht wird, ist falsch. Auch was über das Vermögen der Neffen Pius' XII. gesagt wird, dass es 123 Millionen DM betrage, ist falsch. Hier liegen vielleicht peinliche Verwechslungen vor. Soll vielleicht im vierten Akt Pius XII. unterschoben werden, er wolle gegen die Judendeportationen nicht sprechen, um die Verbindung zwischen vatikanischen und deut-

schen Industrieunternehmungen nicht zu gefährden? Wenn ja, so wäre es aus der Luft gegriffen.

Das Reichskonkordat (234–236): Nein, es war nicht Kardinal Pacelli, der 1933 auf einen schnellen Abschluss eines Konkordats mit Hitler-Deutschland drängte. Die Initiative für ein Reichskonkordat und das Drängen auf dessen schnellen Abschluss fallen ganz der Berliner Regierung zu. «Auf den Leim gegangen» ist Kardinal Pacelli damals nicht. Er wusste genau, was von Seiten der Regierung gespielt wurde. Der Heilige Stuhl hätte sich aber durch Ablehnung des inhaltlich sehr guten Konkordats, das ehrlich durchgeführt zur Sicherung der katholischen Weltanschauung gegen die nationalsozialistische mächtig geholfen hätte, schwer und gefährlich ins Unrecht gesetzt. Von einem frenetischen Jubel der katholischen Bischöfe 1933 kann gleichfalls keine Rede sein. Ihre Berichte aus jener Zeit zeigen, dass sie die wirkliche Lage klar durchschauten. Kardinal Pacelli selbst hat vom Augenblick des Konkordatsabschlusses bis zum Tode Pius' XII. um dessen Einhaltung in wenigstens 55, zum Teil sehr ausführlichen und scharfen Noten gekämpft. Diese Dinge sind während der letzten Jahre in Veröffentlichungen und auf Tagungen ergiebig behandelt worden. Von alledem scheint Herr Hochhuth nichts gehört zu haben. Er möge wenigstens in der Enzyklika «Mit brennender Sorge» nachlesen, wie Papst Pius XII. mit der Reichsregierung wegen ihrer Konkordatsverletzungen abgerechnet hat. Für diese Enzyklika ist aber der damalige Kardinalstaatssekretär Pacelli, man kann sagen, voll mitverantwortlich.

Herbst 1939, vom Ende des Polenfeldzugs, in den Winter 1939/40 hinein, wurde in Deutschland von der deutschen Anti-Hitler-Fronde, die von rechts nach links ging, der Militärs wie Politiker angehörten, ein Staatsstreich vorbereitet, um der Herrschaft Hitlers und des Nationalsozialismus ein Ende zu bereiten. Man wollte dann sofort mit den Westmächten sich ins Benehmen setzen, musste aber zuvor sich vergewissern, ob sie bei Gelingen des Staatsstreichs zu Verhandlungen bereit wären. Die Untergrundbewegung hat Papst Pius XII. um Vermittlung gebeten, und der Papst hat vermittelt, mit gutem Erfolg, so überaus gefährlich die Sache für ihn war. Der Staatsstreich ist dann an innerdeutschen Schwierigkeiten gescheitert. Darüber ist in englischen und deutschen Veröffentlichungen geschrieben worden, von uns zur Richtigstellung der Dinge in den «Stimmen der Zeit» («Pius XII.», Band 163, November 1958, S. 98–99). Der Papst ist damals «bis an die äusserste Grenze des für einen Papst eben noch Möglichen gegangen», hat später, 1944, ein hoher englischer Beamter bemerkt. Das gehört auch zum Thema Pius XII. und Hitler, die Hochhuth immer und immer wieder so nahe aneinanderbringen will.

Nie hat Pius XII. im Krieg Hitlers gegen Russland einen Kreuzzug gegen den Bolschewismus gesehen.

Die «*unconditional surrender*», die bedingungslose Kapitulation, in Casablanca Januar 1943 zum Kriegsziel erklärt, hat der Papst für ein Unglück erachtet.

Aus den Kriegszielen der in den Streit Verwickelten hat der Papst sich herausgehalten. Was hätte er anderes tun sollen? Er selbst hat immer zu einem für alle erträglichen und dauerhaften Frieden gemahnt.

Pius XII. war entschlossen, während des Krieges den Vatikan freiwillig nicht zu verlassen. Er hat jeden Vorschlag eines Wechsels abgelehnt: hier, im Vatikan, findet man den Papst, man mag in guter oder böser Absicht kommen.

Es bleibt dabei: Von den beiden Systemen des Nationalsozialismus und Bolschewismus hat Pius XII., den Blick in die Weite und Zukunft gerichtet, den Bolschewismus für das gefährlichere gehalten. Die Militärs, Politiker und Staatsmänner der Alliierten, die den Papst seit Juni 1944 in grosser Zahl besuchten, können dies bestätigen. Er hat immer darauf hingewiesen, dass jetzt, wo der Nationalsozialismus seinem Ende entgegengehe, die schwerere Aufgabe, die Auseinandersetzung mit der Welt des Bolschewismus, noch ihrer Bewältigung harre. Man hat ihn freilich damals schlecht verstanden.

Nunmehr zum eigentlichen Thema – Pius XII. und die Juden in Not: Ist den Juden in Not weniger geholfen worden als anderen? Hochhuth behauptet es, auch vom Vatikan (249), und sagt: «Das ist eine entsetzliche Wahrheit.» Wir wären fast geneigt zu entgegnen, den Juden ist, jedenfalls vom Vatikan, eben weil sie in besonders grosser Not waren, eher mehr geholfen worden als anderen, jedenfalls nicht weniger, etwa wegen des Gegensatzes zwischen Jude und Christ. Es ist bezeichnend, dass die erste Intervention des Heiligen Stuhls bei Hitler dem Schutz der Juden in Deutschland galt, gleich am 10. April, noch vor Ostern 1933: eine dringende Bitte oder Mahnung, Hitler möge sich in seinem Tun nicht von antisemitischen Zielen beeinflussen lassen.

Als Papst hat dann Pacelli die Vermittlung von Juden in Gefahr, wie sie sein Vorgänger Pius XI. getätigt hatte, weitergeführt. «In den vatikanischen Registern laufen vom Frühjahr 1939 an schier endlose Fälle von päpstlicher Vermittlung für Juden, besonders in Deutschland, und für finanzielle Unterstützung geflüchteter Juden. Viele der Fälle sind von Pius XII. ganz persönlich in die Hand genommen worden.» (Der Verfasser in dem Artikel: «Pius XII. und die Juden in Rom 1943/44», in den «Stimmen der Zeit», Band 167, März 1961, S. 431.) Dort wird auch berichtet von der Bereitschaft des Papstes – nach der Besetzung Roms durch die Deutschen –, den römischen Juden im Notfall den fehlenden Rest des Goldes, das ihnen abverlangt wurde, aus eigenem Beizusteuern; über die Bergung von Juden: Männern, Frauen und Kindern in kirchlichen Häusern und Anstalten aller Art, um sie vor der Gestapo zu schützen; von der Sonderabteilung des Vatikanischen Informationsbüros zur Suche nach Juden; von der Zusammenarbeit des päpstlichen Werkes St. Raphael und des jüdischen Delasem, vor allem um Juden nach Übersee zu retten, eine Zusammenarbeit so eng, dass die beiden Werke in der Rückschau oft kaum mehr auseinanderzuhalten sind. Der Pallottinerpater Anton Weber, einer der Haupttätigen auf vatikanischer Seite, weiss darüber am besten Bescheid. Die finan-

ziellen Leistungen Pius' XII. für Juden in Not haben wir vor zwei Jahren «nach umsichtiger Schätzung» auf 2,5 Milliarden Lire (nach heutiger Lira-Valuta etwa 16,7 Millionen DM) angegeben. Es ist uns aber bedeutet worden, dass die wirkliche Summe viel höher liegt.

Die Juden haben dem Papst für seine Hilfe in ihrer Not Dank gewusst. Statt vieler Dankesbezeugungen wenigstens eine, die des Grossrabbiners von Rom, Elio Toaff, beim Tod Pius' XII. «Mehr als jeder andere», sagte er, «haben wir Gelegenheit gehabt, die grosse mitfühlende Güte und Hochherzigkeit des Papstes während der Unglücksjahre der Verfolgung und des Terrors zu erfahren, damals, als es schien, dass es nunmehr für uns keinen Ausweg mehr gebe.»

Nun aber zur Hauptfrage: Warum hat der Papst geschwiegen?

Es bleibt bei dem, was am Schluss des vorhin genannten Artikels, freilich mit Vorsicht, über die beiden Päpste Pius XII. und Pius XII. geäußert wurde: Man darf Vorsehung darin vermuten, dass die Kirche durch den Zweiten Weltkrieg gesteuert wurde von einem Papst, der sich den Grundsatz Benedikts XV. aus dem Ersten Weltkrieg zu eigen gemacht und durchgehalten hat, gegen Unrecht, Gewalttat und Grausamkeit immer nur in allgemeiner Form, von wem immer und wo immer sie geschahen, Einspruch zu erheben. Es sind im Zweiten Weltkrieg und noch nachher Gewalttaten und Grausamkeiten in unvorstellbaren Formen fast von allen Seiten begangen worden, so dass für den Papst, damit er nicht parteiisch erscheine, des Protesterhebens kein Ende mehr gewesen wäre.

Aber erheischte das Furchtbare, das mit den Juden geschah, nicht eine Ausnahme von der Regel? Als Antwort möge zunächst der Bericht dienen, den Herr von Kessel dem Internationalen Gerichtshof in Nürnberg über das Schweigen des Internationalen Roten Kreuzes gegeben und den Hochhuth in seine «historischen Streiflichter» aufgenommen hat (250). Von Kessel war in diplomatischem Dienst auf der deutschen Vatikanbotschaft und beim Internationalen Roten Kreuz in Genf tätig gewesen. Er berichtete:

«Ein Mitglied des Komitees des Internationalen Roten Kreuzes erzählte mir eines Tages in Genf: Es ist eine furchtbare Geschichte passiert. Ein weibliches Mitglied des Komitees verlangt von uns einen offiziellen Protest gegen die Judenverfolgungen in Deutschland. Wie sollen wir das tun? Die Schweiz ist von dem nationalsozialistischen Herrschaftsgebiet eingeschlossen. Wenn wir protestieren, kündigt Hitler das Genfer Abkommen, und wir müssen unsere gesamte Arbeit einstellen, sowohl für die Alliierten wie für die deutschen Kriegsgefangenen wie für die besetzten Gebiete, die Notleidenden und die Zivilinterneierten. Wir befinden uns in einer entsetzlichen Lage. – Ein paar Tage traf ich denselben Herrn wieder, und er sagte: Gott sei Dank, nach stundenlangen Verhandlungen ist es abgelehnt worden, offiziell zu protestieren. Es war ein furchtbar schwerer Entschluss für uns alle, aber wir können nun wenigstens Weiterarbeiten.»

Der Bericht des Herrn von Kessel ist ungemein aufschlussreich auch für un-

sere Frage. Hatte der Papst nicht noch viel mehr Grund, die Schäden in Rechnung zu stellen, die ein Protest von seiner Seite zur Folge haben konnte? Er musste auf zu viele Werte Rücksicht nehmen, innerhalb und ausserhalb der Kirche. Man kannte den wahnsinnigen Vergeltungs trieb Hitlers. Mitte 1942 haben die holländischen Bischöfe gegen die Judenverfolgung mutig ihre Stimme erhoben. Der Gegenschlag liess nicht auf sich warten, das Land wurde auf Katholiken jüdischer Rasse durchgekämmt und die Opfer der Durchsuchung nach dem Osten in die Vernichtungslager gebracht. Eines der Opfer war bekanntlich Edith Stein. War es da nicht besser, zu schweigen und Menschenleben zu retten? Und Menschen zu retten war im Weltkrieg immer das erste Ziel für Pius XII., das er auch in seinen Weisungen nach aussen an seine Nuntien betonte.

Der beste Kenner der ganzen hier zusammenlaufenden Fragen ist auf jüdischer Seite Leon Poliakov. Er hätte wie die Juden über die Welt hin brennend gern die feierliche Verwerfung der Judenverfolgung durch den Papst vernommen; bemerkt aber selbst: «Die Unermesslichkeit der Belange, deren Last der Papst trug, die mächtigen Mittel der Erpressung, über die die Nazisten der Weltkirche gegenüber verfügten, trugen zweifelsohne dazu bei, ihn davon zurückzuhalten, laut jenen feierlichen Protest auszusprechen...»

«Der Stellvertreter» will der Welt jedoch enthüllen, dass ein päpstlicher Protest gegen Hitlers Judenverfolgung diesen dazu veranlasst hätte, sie sofort einzustellen. Wir müssen Herrn Hochhuth sagen, dass er sich hier in der Welt der Phantasien bewegt, trotz aller Hinweise, die er für seine Behauptung glaubt bringen zu können. Die päpstlichen Nuntien auf dem Balkan, um nur dies eine zu bemerken, haben Erfolg erzielt im Schutz der Juden vor Deportation bei den betreffenden Landesregierungen, nicht bei Hitler. Niemand wäre es damals, im Kriege, in den Sinn gekommen, zu hoffen, dass der Papst durch öffentlichen Protest der Judenvernichtung Einhalt gebieten könnte.

Wir wollen ganz davon absehen, dass der Papst bestimmtes, unbedingt zuverlässiges Material in der Hand haben musste, dessen Zuverlässigkeit auch er persönlich für unantastbar hielt; dass er der Weltöffentlichkeit nichts hätte sagen können, was die Alliierten nicht schon längst und vielleicht besser als er wussten. Das ganze Ausmass der Judenverfolgung, die Zahl von sechs Millionen Opfern der Vernichtungslager, hat man überhaupt erst nach Kriegsende feststellen können. Aber dass ein päpstlicher Protest die «Endlösung» aufgehalten hätte – dieser Gedanke ist selbst von Forschern und Kennern wie Poliakov nie geäussert worden. Der eben Genannte schreibt:

«Man muss... anerkennen, dass, wie die Erfahrung auf lokaler Ebene gezeigt hat, öffentliche Proteste erbarmungslose Vergeltungsmassnahmen zur Folge haben konnten. Wie wäre die Wirkung einer feierlichen Verurteilung von Seiten der höchsten Autorität des Katholizismus gewesen? Was ihre unmitteldbaren und eindeutigen praktischen Folgen angeht, für die Unternehm-

gen und Einrichtungen der katholischen Kirche wie für die Juden selbst, so ist das eine Frage, zu der sich zu äussern gewagt ist.»

Die Wirkung einer feierlichen Verurteilung wurde von anderen auch wieder sehr nüchtern gesehen. Die römischen Juden waren dem Papst jedenfalls dankbar, dass er während der deutschen Besetzung der Stadt schwieg. Auf alle Fälle – Pius XII. musste sich der von Poliakov formulierten Frage ganz persönlich stellen. Er hat sich für Schweigen entschieden. Wer es wagt, breche den Stab über dieses Schweigen.

„Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 27.3.1963

Peter Körfgen

«Das ist dir nicht erlaubt»

«Eine... ehrliche Geistesgeschichte wird bittere Kapitel zu schreiben haben über die Beiträge der Kirchen zur Entstehung des Massenmenschen, des Kollektivismus, der diktatorischen Herrschaftsform», so kündigte Jesuitenpater Alfred Delp an, bevor er 1944 in Plötzensee wegen seiner Zusammenarbeit mit dem Kreisauer Kreis von den Schergen des Nationalsozialismus erdrosselt wurde. Die katholische Studentengemeinde Heidelberg setzte sich am Wochenende während einer durch vier Referate vorbereiteten Podiumsdiskussion mit der Frage auseinander, ob der von Rolf Hochhuth in seinem Schauspiel «Der Stellvertreter» gegen Pius XII. erhobene Vorwurf gerechtfertigt sei, er habe gegen das bisher wahnwitzigste Resultat einer diktatorischen Herrschaftsform, die Vernichtung von sechs Millionen Juden, nicht oder nicht unmissverständlich genug protestiert. Als erster sprach am Mittwoch der persönliche Sekretär des Papstes, der als Kirchenhistoriker in Rom lebende Jesuitenpater Professor Dr. Robert Leiber. Ihm folgten am Freitag der Bonner Neuhistoriker Dr. Rudolf Morsey, der Berliner Literaturkritiker Otto Köhler und der Leiter des jüdischen Lehrhauses in Zürich, Dr. Hermann Levin Goldschmidt. Die Podiumsdiskussion am Samstagvormittag, an der neben den Referenten der Vortage der Heidelberger Neuhistoriker Dr. Mommsen und der Münsteraner Jurist Dr. Ernst Wolfgang Böckenförde teilnahmen, wurde von dem Heidelberger Neuhistoriker Professor Dr. von Albertini geleitet.

Der heute 76 Jahre alte frühere Sekretär des Papstes bezeichnete den vierten Akt des Schauspiels als eine «Schmähschrift», in der Hochhuth «ruchlosen Rufmord» verübe. Pius habe protestiert, in der Weihnachtsbotschaft 1942 und vor dem Kardinalskollegium am 2. Juni 1943. Wenn Hochhuth erwarte, er habe die Katholiken zum Aufstand auffordern sollen, «so unterstellt er dem Papst eine Macht, die er nicht einmal im Mittelalter besass». Ausserdem sei Pius weder die ‚Endlösung‘ bekannt gewesen noch die hohe Zahl von sechs Millionen jüdischen Todesopfern – im Vatikan habe man bis Kriegsschluss nur von zwei Millionen gesprochen (ein Lapsus, unter dem das Auditorium in

eisiger Ohnmacht erstarrte). Bei den nach Rom gelangten Informationen sei die Gefahr von Falschmeldungen nicht auszuklammern gewesen, «um den Vatikan zur Veröffentlichung zu provozieren und hinterher der Lüge zu bezichtigen». 102'000 Suchanfragen aus allen Ländern der Welt seien von 1941 bis 1948 beim Heiligen Stuhl bearbeitet, 4'447 Juden im Lateran und Vatikan versteckt, 16,7 Millionen Mark für die Rettung weiterer Angehöriger dieses Volkes ausgegeben worden. Pius XII. habe sich für Schweigen entschieden, um noch Schlimmeres zu verhüten. Leiber: «Ich wage nicht zu beurteilen, ob es richtig oder falsch gewesen ist. Wer es wagt, der breche den Stab.»

Nach Zitaten aus Pius' XII. Rede zum Pontifikatsantritt, in der er die Verpflichtung des Stellvertreters Christi hervorhob, «der Wahrheit Zeugnis zu geben», ohne sich «in der Erfüllung dieser Sendung von irdischen Rücksichten... beeinflussen» zu lassen, ging Otto Köhler auf eine Äusserung Pater Leibers ein, nach der «die Vorsehung gerade deshalb die Steuerung der Kirche durch die Kriegsjahre nicht Pius XII., sondern Pius XII. anvertraut hat», weil der erste sich von öffentlichen Stellungnahmen kaum abhalten, der zweite sich kaum dazu bewegen liess. War die vor dem Kardinalskollegium 1943 geäusserte Rücksicht des Papstes («... um die Lage der Leidenden nicht zu verschärfen») noch sinnvoll? Konnte die Lage der Juden überhaupt noch verschlechtert werden? Arbeitete die Mordmaschinerie nicht längst auf vollen Touren – unter grösstmöglicher Ausnutzung der industriellen Kapazität? Schwieg er also nur, um die katholischen Soldaten und Wachmannschaften nicht in Gewissenskonflikte zu stürzen? «War für Pius der soldatische Eid auf (den Massenmörder) Hitler heiliger als der Gehorsam vor Gott, der gebietet, dass alle Menschen gleich sind?»

Dr. Rudolf Morsey hielt Hochhuth vor, sich nicht an das «historische Koordinatensystem» gehalten und die Beweislast für die Behauptung, ein päpstlicher Protest sei erfolgreich gewesen, «dem Heiligen Stuhl und dem katholischen Volksteil Deutschlands zugeschoben» zu haben. Pius XII. habe nicht einmal seine eigenen Priester retten können (von denen 3'000 umkamen). «Der berühmte Druckknopf im Vatikan hat nie existiert.» Die Annahme sei irrig, «man habe nur den Londoner Sender einzustellen brauchen, um über die Massenmorde in Auschwitz zu erfahren». Sie seien in Deutschland zu wenig bekannt gewesen, so dass «ein Protest des Papstes nicht verstanden worden wäre». Bei der «Filigran-Sprache» der Weihnachtsbotschaft 1942 und der Rede vor dem Kardinalskollegium 1943 setzte Morsey allerdings voraus, dass der «traditionalistisch-erbauliche Stil» Roms verstanden wurde.

Hochhuth habe deutlich werden lassen, «wie sehr die Juden es waren, die an das Kreuz geschlagen wurden» – und nicht diejenigen, die seit zweitausend Jahren in seinem Zeichen leben, resümierte Dr. Hermann Levin Goldschmidt. Von diesem heilsgeschichtlichen Aspekt her seien dem Schweigen und der Diplomatie, dem Wägen und Abwägen Grenzen gezogen. «Die biblische Welt ist eine Welt gegen die Natur, des Unmöglichen gegen das Mögliche.» Die

sechs Millionen ermordeten Juden seien die Stellvertreter gewesen – das werde jedem zur Kritik, auch dem Papst; «Figur um Figur, Ereignis um Ereignis muss durchdacht werden, jeder wird drankommen.» Hochhuth sei «ein ungeheuer positives Zeichen» christlicher Einsicht in die «heilsgeschichtliche Arbeitsteilung» von Juden- und Christentum. «Wir sind füreinander verantwortlich – man kann den andern nicht verteufeln, ohne sich selbst zu zerstören.» Das Schauspiel sei der Aufschrei eines Christen unter der Last unendlicher Schuld. Halte man der hinausgeschleuderten Frage nach der Verantwortung für den Bruder nicht stand, kehre sie morgen wieder. Die christliche Bewährungsprobe sei in die Erscheinung getreten. «Der Ort, an dem die Schuld gesühnt werden kann, ist der einzelne Mensch.»

Die Podiumsdiskussion ging von der Frage nach der «inneren Berechtigung» des Schauspiels aus. Leiber: «Es entspricht nicht der Wirklichkeit der Person und des Handelns Pius' XII.» Böckenförde: «Haben wir die Frage nach den Ursachen des Schweigens nicht an unsere eigenen Bischöfe und an uns selbst zu stellen? Hat sich die deutsche Kirche nicht auf die Verteidigungslinie ihrer eigenen Interessen zurückgezogen?» Morsey: «Die Unterstellung Hochhuths, ein Protest habe zum Erfolg geführt, ist reine Spekulation.» Goldschmidt: «Selbst wenn die Frage nach dem Erfolg historisch negiert werden müsste – wäre der Protest heilsgeschichtlich kein Erfolg gewesen?» Leiber: «Auch die Heilsgeschichte entband den Papst nicht von der realen Wirklichkeit», er habe alles tun müssen, «um den Gläubigen die Lage zu erleichtern». Köhler: «War der Papst als Stellvertreter Gottes wirklich nur für die Katholiken zuständig, und nicht für alle anderen auch?»

Mommsen wies auf das Versäumnis hin, in der Zeit bis zum Kriegsausbruch «die Frage der Judenverfolgung in aller Klarheit zu stellen». Später habe eine Protestsituation nicht mehr erwachsen können, da die Handlungsfreiheit «bereits an die Nazis abgegeben worden» war. Es sei nicht erkannt worden, «dass das Schicksal der Juden das potentielle Schicksal der deutschen Bevölkerung war und gewesen ist». Böckenförde: «Wenn es nur darauf angekommen wäre, die Kirche unbehelligt durch die Zeit zu führen, hätte Pater Leiber recht. Aber beansprucht die Kirche nicht mehr? Und muss von den Trägern dieses Anspruchs nicht mehr gefordert werden?» Goldschmidt: «Hochhuth spricht als Christ, der nicht mehr Christ sein kann, aber sein möchte; er schreibt aus dem Verlangen, dass das Christentum Christentum bleibe; es geht ihm um die historische und heilsgeschichtliche Bewährung.» Böckenförde: «Das Hüter- und Wächteramt der Kirche wurde bereits ‚verpasst‘, als man die Kristallnacht geschehen liess.» Goldschmidt: «Die Welt ist nicht durch die Sieger verändert worden, sondern durch das Aufsichnehmen des Zeugnisses bis in die historische Niederlage hinein. Das Leiden bis zum Tod – das ist der Sieg, der die Welt verwandelt; nicht nur für den Gläubigen, sondern für alle.» Schon in die Schlussworte Albertinis fiel der Satz Köhlers, er wisse nicht, ob die jetzige Generation, der er selbst angehöre, einer ähnlichen Bewährungsprobe standhalte. Wenn nicht, so hoffe er, «dass die nächstfolgende uns in die Schranken fordert».

«Niemand wagt mehr zu sprechen gegen jene Diktatoren, die den Menschen behandeln wie einen Sklaven», beklagte 1934 die ausserhalb des deutschen Reiches von Jesuitenpater Friedrich Muckermann herausgegebene Zeitschrift «Der deutsche Weg». «Niemand spricht angesichts all der Konzentrationslager, der Morde, der Vergewaltigungen der Freiheit jenes göttliche Wort: Das ist dir nicht erlaubt! Spräche es die Kirche, erfüllte sie hier ihren hohen Beruf, die Antwort wäre ein begeistertes Echo über die ganze Erde hin. All die Gequälten, die Gefangenen, die Gefolterten hörten auf einmal die Stimme jenes, der einst gesprochen hat: ‚Kommt zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!‘»

Darum geht es Hochhuth, um nichts anderes. Doch in Heidelberg herrschte oft der Eindruck vor, als redeten die Parteien aneinander vorbei – als sprächen die Verteidiger von einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft, und die Angreifenden von der *ecclesia sancta* göttlichen Ursprungs und göttlichen Auftrags. Die quälende Frage der jungen Generation ist ernsthafter, als sie bisher von der Katholischen Nachrichtenagentur und dem «Osservatore Romano» behandelt wurde. «Meinen Sie nicht», so fragte am Samstag jemand aus dem Auditorium, «es sei an der Zeit, dass die katholische Kirche und die deutschen Bischöfe ein öffentliches Schuldbekenntnis ablegen – wie es die evangelische Kirche tat?» Darauf Leiber: «Ich hoffe, dass die Kirche nicht daran denkt, auch noch ein Schuldbekenntnis abzulegen.» Ruf aus der Hörerschaft: «Warum nicht?» Antwort: «Weil die Dinge geklärt sind.» Goldschmidt in seinem Referat: «Hält man der Frage jetzt nicht stand, so kehrt sie wieder...»

Rolf Hochhuths «Stellvertreter» setzt nicht nur dem deutschen Katholizismus den Stachel ins Fleisch. Evangelische Christen sind über das Werk des evangelischen Autors ebenso empört, wie katholische Christen das Erstlingsdrama des Protestanten verteidigen. Wann werden wir es in Mannheim zu Gesicht bekommen?

„Mannheimer Morgen“, 18.6.1963

Eugen Fischer-Baling

Worum es beim «Stellvertreter» geht

Vielleicht kann ich als Kirchenhistoriker zu der Diskussion über den «Stellvertreter» von Hochhuth etwas beitragen. Professor Leiber (siehe FAZ vom 27. März) macht überzeugend klar, dass ein päpstlicher Fluch über Hitler als Judenmörder einen schauerlichen Schlag Hitlers gegen die katholische Kirche herausgefordert hätte, und trifft damit eine der Grundvoraussetzungen von Hochhuths Anklage. Dieser meint, Hitler habe den Papst gefürchtet und hätte nichts gegen ihn gewagt. Er verweist auf einige Äusserungen Hitlers, hauptsächlich aber darauf, dass er gegen den Bischof Graf Galen, dessen Antipredigten von Hand zu Hand gingen, nichts unternommen, nach Hochhuths Auf-

fassung: nichts gewagt habe. Galen wandte sich gegen die Tötung von «lebensunwertem Leben» und hatte Erfolg. Er sprach nicht gegen die Judenmorde. Daraus nun, dass er geschont wurde, den Schluss zu ziehen, dass Hitler, wenn der Papst ihn als Judenmörder moralisch degradierte, das Morden aufzugeben und geschwiegen hätte, hat alle Wahrscheinlichkeit gegen sich. Vielmehr musste der Papst, wenn er Hitlers Verbrechen brandmarkte, damit rechnen, dass er die Juden nicht retten, dagegen die Kirche einem vernichtenden Schlag aussetzen würde. Darin ist Professor Leiber recht zu geben.

So gewiss aber Pater Leiber hier recht hat, so gewiss ist er doch an dem entscheidenden Punkt vorbeigegangen. Hochhuth klagt den Papst im Grunde nicht darum an, dass er die von Hitler drohende Gefahr überschätzt, sondern darum, dass er, und in ihm die Kirche, den Gegenschlag nicht auf sich genommen, theologisch gesprochen: dass sie das Martyrium gescheut haben. Auch Propst Grüber legt ja darauf den Finger. Die Kirche hätte das Martyrium auf sich nehmen sollen. Wo blieb bei diesem Papst die Kraft der weltüberwindenden Liebe, wo der Glaube, dass für die Kirche nicht die Existenz vor dem Bekenntnis, sondern das Bekenntnis vor der Existenz ging? Das sind die eigentlich von Hochhuth gemeinten Fragen, und er nimmt sich die Freiheit, den Papst zu verdammen, weil er die deutsche Kirche nicht in die Probe des Martyriums hineintrieb.

Die Erregung, die Hochhuths Stück hervorruft, geht auf nichts anderes zurück als auf den Widerspruch, dass sich die Päpste Tausende von Malen auf das Wort von Petrus als dem Felsen der Kirche, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen, berufen haben und immer wieder berufen, und dass der Papst in diesem Probefall vor den Pforten der Hölle gezittert hat. Hochhuth verkennt, was Hitlers Lügengenie gegen den Papst vermutlich gesagt, was seine Bestialität gegen die dem Papst gehorchenden Priester vermutlich unternommen hätte. Aber dann erst recht, würde Hochhuths Riccardo darauf antworten, hätte Gottes Stellvertreter vor der Hölle nicht zittern und weichen dürfen. Diese Unbedingtheit, so scheint es mir, ist es, womit Hochhuth die Gewissen getroffen hat. Der Kirchenleitung allein, im Unterschied von den Politikern, wird der Widerspruch zwischen Wort und Tat nicht zugebilligt, und zwar deshalb, weil für den Anspruch auf Absolutheit, den die Kirche erhebt, der Opportunismus tödlich ist. Man kann und muss dem Dramatiker die Höhe dieser seiner Forderung zubilligen. Man darf aber dann auch erwarten, dass er in seinem Werk die Höhe denkender Gesinnung erreicht und hält, auf der allein von diesen letzten Forderungen an Glaubenstreue gesprochen werden kann. Der Papst darf als Versager erst dann verurteilt werden, wenn die besten Gründe, die für sein Versagen angeführt werden können, widerlegt sind, gleichgültig, ob sie von Pius XII., in dessen Innerstes niemand sehen kann, wirklich alle gedacht und erwogen wurden. Die Tragik musste erscheinen, in die jeder Papst eben als Stellvertreter Gottes dadurch gerät, dass er von jener Welt sein will und die Verstrickung in diese Welt doch nicht vermeiden kann.

Diesem höchsten Anspruch, der poetischen Wahrheit, für den die historische

Wirklichkeit wesenlos wird, genügt das Charakterbild Pius' XII. bei Hochhuth nicht, da zuviel von dem, was über den Papst gesagt wird, historische Reportage und als solche anfechtbar bleibt. Dennoch aber ist die entscheidende Frage an den Papst als religiöse Grösse gestellt, und wenn ich recht sehe, geht die öffentliche Erregung über den «Stellvertreter» zuletzt überhaupt nicht um das, was Pius XII. getan oder unterlassen hat, sondern um den Bruch zwischen dem Anspruch der christlichen, in diesem Fall der katholischen Kirche und ihrer Wirklichkeit.

Leserbrief in ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘ vom 4.4.1963

Hans Müller

Die seltsame Archivpolitik des Vatikans

Obwohl Pater Leiber (F.A.Z. vom 27. März) zu den besten Kennern der Materie zählt, da er das meiste ja aus nächster Nähe miterlebte, ist gegen seine Darstellung manches einzuwenden. Pater Leiber wirft Hochhuth indirekt vor, dass dessen Stück zu wenig Forschungsgrundlagen zu eigen wären. Das mag sein. Aber es ist ganz sicher nicht die Schuld Hochhuths, sondern der seltsamen Archivpolitik des Vatikans. Gerade von dort aus hat man keine Ursache, sich über falsche Darstellungen aufzuregen, da bei Öffnung der Archive alles leicht behoben werden könnte. Das Interesse der jüngeren Generation an diesen Dingen kann man ihr ja wohl nicht übelnehmen. Auch nicht die Tatsache, dass sie mit den Quellen vorlieb nimmt, die sie hat, und nicht warten will, bis es von neuem zu spät ist, aus der Geschichte zu lernen.

Das Schlimmste an der ganzen Geschichte scheint nicht das zu sein, was damals unterlassen wurde, sondern das, was heute getan wird. Von der immer deutlicher hervortretenden Unbussfertigkeit weiter katholischer Kreise bin ich als gläubiger Katholik zutiefst erschüttert. Es fing damit an, dass nach dem Kriege über dem Münchener Ordinariat ein Schild mit der sinnigen Aufschrift hing: «Und wir haben doch gesiegt!» Es ging damit weiter, dass in allen Veröffentlichungen, die über den sogenannten Kirchenkampf erschienen, nur die halbe Wahrheit gesagt wurde, ja, dass sogar belastende Hirtenbriefe derartig verändert wurden, dass man beinahe von einer Fälschung sprechen muss. Es hörte, vor dem «Fall Hochhuth», damit auf, dass, als im Hochland E. W. Böckenförde auf die andere Seite der Geschichte der katholischen Kirche im Dritten Reich hinwies (vorher hatten schon die Münchener Werkhefte die Sache aufgegriffen, ohne dass es zu einer Reaktion gekommen wäre, da man die Zeitschrift totschweigt), sich eine ganze Schlammschlacht von Verleumdungen über ihn und das Hochland ergoss. Viele Katholiken fragen sich seit Langem, wohin es führen wird, wenn weiterhin von massgeblichen katholischen Kreisen jede ehrliche Diskussion über diese Fragen auf solche Weise unterbunden wird.

Leserbrief in ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘ vom 4.4.1963

Léon Poliakov

Wie es bei Poliakov heisst

In seiner Erklärung «Der Papst und die Verfolgung der Juden» (FAZ vom 27. März) zitiert Pater Robert Leiber einige Sätze aus meinem Buch «Bréviaire de la Haine» in einem Zusammenhang und in einer Weise, die Anlass zu Missdeutungen geben können und gegeben haben.

Tatsache bleibt, dass Pius XII. während des letzten Krieges gegen die Judenverfolgungen nicht protestiert hat. Ich äusserte mich unzweideutig dazu in dem Schlusskapitel meines Buches, aus welchem Pater Leiber die Zitate entnommen hat, wie folgt:

«...In der Vatikanstadt gewährte der Heilige Vater persönlich für einige Dutzend römische Juden Schutz und Hilfe: desgleichen, als die Nazis im Oktober 1943 der jüdischen Gemeinde Roms eine horrende Steuer auferlegten, bot er fünfzehn Kilo Gold an, um deren Summe zu vervollständigen.

Diese humanitäre Tätigkeit des Vatikans wurde zwangsläufig mit Vorsicht und Diskretion durchgeführt. Die Unermesslichkeit der Belange, deren Last der Papst trug, die mächtigen Mittel der Erpressung, über die die Nazisten der Weltkirche gegenüber verfügten, trugen zweifelsohne dazu bei, ihn davor zurückzuhalten, laut jenen feierlichen und öffentlichen Protest auszusprechen, der doch so sehnlich von den Verfolgten erwartet wurde. Es berührt peinlich, feststellen zu müssen, dass während des ganzen Krieges, wo die Todesfabriken ihre Öfen ständig brennen hatten, das Oberhaupt der Kirche schwieg: man muss immerhin anerkennen, dass, wie die Erfahrung es auf lokaler Ebene gezeigt hat, öffentliche Proteste erbarmungslose Vergeltungsmassnahmen zur Folge haben konnten. (So wurden in den Niederlanden die zum Katholizismus übergetretenen Juden zum gleichen Zeitpunkt wie alle anderen deportiert, nachdem ein Kirchenbrief öffentlich auf bischöflichen Auftrag hin in den katholischen Kirchen verlesen worden war; den protestantischen Juden hingegen wurde ein Aufschub gewährt, da es die protestantische Kirche unterlassen hatte, öffentlich Einspruch zu erheben. Allerdings war diese Gnadenfrist von kurzer Dauer; wenige Monate später teilten sie das gemeinsame Los.) Wie wäre Wirkung einer feierlichen Verurteilung von Seiten der höchsten Autorität des Katholizismus gewesen? Die prinzipielle Wirkung einer unbeugsamen Haltung in diesem Punkte wäre ungeheuer gewesen; was ihre unmittelbaren und eindeutigen praktischen Folgen angeht, für die Unternehmungen und Einrichtungen der katholischen Kirche wie für die Juden selbst, so ist das eine Frage, zu der es gewagter ist, sich zu äussern.

Wäre es in diesem Punkte jedoch möglich, anzunehmen, dass Pius XII., der Autor der berühmten Enzyklika ‚Mit brennender Sorge‘, eine festere Haltung als sein Nachfolger angenommen hätte? Unter vielen anderen hat von Weizsäcker, Botschafter des III. Reiches beim Heiligen Stuhl, einen derartigen Vergleich gezogen in seinen Berichten über die Reaktionen des Vatikans nach den

Massendeportationen der Juden aus Rom. In einem ersten, vom 17. Oktober 1943 datierten Bericht warnt er seine Regierung: ‚... Man sagt, die Bischöfe in französischen Städten, wo ähnliches vorkam, hätten deutlich Stellung bezogen. Hinter diesen könne der Papst als Oberhaupt der Kirche und als Bischof von Rom nicht Zurückbleiben. Man stellt auch den viel temperamentvolleren Pius XI. dem jetzigen Papst gegenüber.. .‘ In einem zweiten, vom 28. Oktober datierten Bericht stellt Weizsäcker zu seiner Genugtuung fest, dass seine Befürchtungen unbegründet gewesen waren: ‚Der Papst hat sich, obwohl dem Vernehmen nach von verschiedenen Seiten bestürmt, zu keiner demonstrativen Äusserung gegen den Abtransport der Juden aus Rom hinreissen lassen. Obgleich er damit rechnen muss, dass ihm diese Haltung von Seiten unserer Gegner nachgetragen und von den protestantischen Kreisen in den angelsächsischen Ländern zu propagandistischen Zwecken gegen den Katholizismus ausgewertet wird, hat er auch in dieser heiklen Frage alles getan, um das Verhältnis zu der deutschen Regierung und den in Rom befindlichen deutschen Stellen nicht zu belasten .. .‘

Wenn der Heilige Stuhl zurZeit, als die SS in Rom das Regiment führte, notgedrungen vorsichtig und wachsam sein musste, so wird man auch zugeben müssen, dass die Lektüre derartiger Berichte kaum dazu angetan sein konnte, die Mordlust der Herrscher des III. Reiches zu dämpfen ...

Aber eine noch umfassendere Frage pflöpft sich auf diese Betrachtungen. Wir müssen sie gleichfalls untersuchen. Wir haben gesehen, dass den Verschleppungen und den Massenmorden in den verschiedenen Ländern Absonderungsmassnahmen und Einführungen von Judenstatuten‘ vorausgingen seitens der mehr oder minder versklavten Regierungen ...»

Des Weiteren behandle ich die Frage der Stellung des Heiligen Stuhles diesen «Judenstatuten» gegenüber, insbesondere an Hand des ausführlichen Berichtes von Léon Bérard, des französischen Botschafters am Vatikan, an Marschall Pétain, dessen Kemsätze so lauten:

«... Es wurde mir im Vatikan niemals etwas gesagt, das seitens des Heiligen Stuhles eine Kritik oder eine Missbilligung der in Frage kommenden Verordnungs- und Gesetzesakte voraussetzte...»

«... Wie ich aus zuständiger Quelle im Vatikan erfahren habe, wird man mit uns wegen des Judenstatutes keinen Streit suchen...»

Leserbrief in ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘ vom 11.4.1963

H. J. Lanooy

«Der Stellvertreter»

In der nahezu zweitausendjährigen Existenz der römisch-katholischen Kirche hat der Klerus jedem Fürst und jedem Diktator seine moralische Unterstützung gegeben, insofern sie bereit waren, ihrerseits die Machtstellung der Kirche anzuerkennen. Nie hat die Kirche danach gefragt, welches Wirtschaftssystem oder welche Sozialpolitik getrieben wurde. Auch Adolf Hitler konnte auf die moralische Unterstützung der römisch-katholischen Kirche rechnen, bis zu der Zeit, wo Nazi-Zeitungen wie «Das schwarze Korps» u.ä. öffentlich den Atheismus propagierten. Die Kirche war nie gegen die braune Diktatur, nie gegen die Verfolgung und Einsperrung von Kommunisten, Sozialdemokraten und Bibelforschern. Historisch richtig ist, dass Papst Pius (Pacelli) bis 1932 ein Gegner des braunen Faschismus war. Als Dr. Bertram, Kardinalfürstbischof in Breslau, öffentlich Zuneigung zum Hakenkreuz zeigte, schrieb Papst Pius XII.: «Ich verbiete, dass kirchliche Autoritäten und kirchliche Interessen für parteipolitische Zwecke verwendet werden.» Und an den Bischof von Litauen schrieb der Papst am 1. August 1928: «Da die Priester dazu da sind, die religiösen Interessen eines ganzen Volkes zu vertreten, dürfen sie nicht einer politischen Partei angehören.» Man merke sich, diese Äusserungen tat der Papst in der Zeit, als es noch gar nicht sicher war, ob die nationalsozialistische Bewegung jemals zur Macht gelangen würde.

Aber schon 1932 wechselten Papst und Klerus ihren Standpunkt. So konnte man damals im Centrumspiegel vom 15. Juli 1932 lesen: «Der Krieg der Kirche gegen den Nationalsozialismus muss endlich mal aufhören. Die NSDAP hat eine so starke politische Bedeutung, dass man sie unmöglich übersehen kann. Die Kirche hat mit dem römischen Faschismus eine Basis gefunden, das gleiche kann auch in Deutschland geschehen. Man lebt in einer Zeit, die einem jeden die ernste Pflicht auferlegt, seinen Standpunkt zu überprüfen. Christus-Kreuz und Hakenkreuz müssen schliesslich eine Einheit bilden.» Und schliesslich bejaht der Papst erneut diesen Standpunkt laut Centrumspiegel vom 5. August 1932, als er verkündet: «Schliesslich kann die Kirche nicht gegen das Volk regieren, wenn ihr deutlich ist, dass die Interessen der Katholiken sicher sind in den Händen der nationalsozialistischen Bewegung.»

Es steht den deutschen Bischöfen der römisch-katholischen Kirche schlecht an, mit einer derartigen Vergangenheit Kritik zu üben an dem Verfasser des Bühnenstücks «Der Stellvertreter». Ein öffentliches *mea culpa* haben wir bis jetzt von dieser Seite noch nicht gehört und schliessen daraus, dass auch die Kirche ihre nationalsozialistische Vergangenheit noch nicht bewältigt hat.

Leserbrief in ‚Frankfurter Rundschau‘ vom 10.4.1963

Paul Wagner

Was der Papst hätte tun können

Die Diskussionen in der FAZ über Hochhuths Stück «Der Stellvertreter» sind, alles in allem, höchst lesenswert. Etwas daran ist allerdings bedrückend: die Ausreden. Von katholischer Seite kommt es in einem fort zu Entschuldigungen, was der Papst nicht tun konnte, weil dann dieses und jenes und noch viel anderes von Hitler und seinen Helfershelfern gegen die Kirche und die Christen unternommen worden wäre. Das geht bis zu dem Nachweis, dass es vom 6. Mai 1933 an in Deutschland nur eine Parteipresse gegeben habe und dass vom 31. Mai 1941 an die Kirchenpresse beider Konfessionen verboten gewesen sei usw., so dass dem Papst gar keine Möglichkeit geblieben sei, die deutschen Katholiken anzusprechen (F.A.Z. Nr. 85).

Seltsame Entschuldigungen! Als ob der Papst die Parteipresse und die Kirchenpresse nötig gehabt hätte, um zu den deutschen Katholiken zu sprechen. Schliesslich gab es schon damals einen Vatikanischen Sender. Und wenn Hitler diesen Sender nach der päpstlichen Proklamation besetzt und den Papst hätte einsperren lassen, die deutschen Soldaten und Katholiken wie alle anderen deutschen Männer und Frauen würden das alles – und die Gründe – innerhalb von spätestens drei Tagen über die zahlreichen ausländischen Sender erfahren haben, die täglich und stündlich in Deutschland gehört wurden. Das hätte wie eine Bombe eingeschlagen!

Merkwürdig ist auch, wie genau man zu berechnen weiss, warum und weshalb ein öffentlicher Protest des Papstes über die Morde an den Juden und in den Konzentrationslagern keinen Erfolg haben konnte. Christus, wenn er so gerechnet hätte, würde es noch leichter gehabt haben als der Papst, zu der Erkenntnis zu kommen, dass sein Leben und Predigen und sein Tod am Kreuz in dem riesigen römischen Reich ohne die geringste Wirkung bleiben mussten. Eine grosse Tat im sittlich-geistigen Bereich ist noch nie, seit die Welt besteht, aus solchen Berechnungen entstanden.

Wie wäre es übrigens, wenn man einmal umgekehrt mutmasste? Nach dem Feldzug in Polen haben am 8. Oktober 1939 und danach in ganz Deutschland von den Kirchen beider Konfessionen jeden Mittag um 12 Uhr eine Stunde lang die Glocken geläutet. Zur Feier des Sieges! Mindestens drei Tage oder gar eine Woche lang. Was wäre geschehen, wenn sich sämtliche Pfarreien beider Konfessionen in Deutschland geweigert hätten, die Glocken ihrer Kirchen läuten zu lassen? Ja, wenn nur Dreiviertel, nur die Hälfte dazu bereit gewesen wäre? Hitler hätte die Kirchen gewaltsam aufbrechen und die Glocken von seiner SA oder SS läuten lassen können. Er würde auch die Macht gehabt haben, die Pfarren und Priester in ein Konzentrationslager zu sperren und die Kirchen zu schliessen. Ob er es gewagt hätte? Hitler wusste damals, dass das deutsche Volk den Krieg nicht wollte und ihm keineswegs begeistert folgte.

Aber was für eine Wirkung hätte diese Weigerung der Priester und Pfarrer auf das gesamte deutsche Volk und auf die Welt gehabt! Würde dazu gleichzeitig der Papst alle Katholiken, die an Hitlers verbrecherischem Krieg teilnahmen, exkommuniziert haben, die Wirkung wäre ungeheuer gewesen. Beinahe jedermann glaubt heutzutage zu wissen, was Hitler getan haben würde, wenn der Papst öffentlich gegen Mord und Verbrechen der Nazis seine Stimme erhoben hätte, aber dass auch ganz andere Folgen als die jetzt nachträglich berechneten, mit ungeheuren sittlich-geistigen Wirkungen im Bereich der Möglichkeit lagen, so viel Phantasie will kaum jemand aufbringen. Freilich gäbe es dann keine Entschuldigungen mehr. Zu einer solchen Tat wäre ausserdem etwas nötig gewesen: der Bekennermut eines Menschen wie Christus. Aber ist der Papst nicht der Nachfolger Petri, von dem es heisst, dass er in Jerusalem und Rom in Ketten gelegen – die Ketten kann jeder Besucher Roms in San Pietro in Vincoli sehen –, dass er wie Christus gekreuzigt worden sei, und den Christus als seinen Stellvertreter eingesetzt hat?

Und sollte es nicht das sein, was Hochhuth mit seinem «Stellvertreter» meint?

Leserbrief in ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘ vom 19.4.1963

Friedrich Heer

Die Wahrheit ist furchtbar

Die Auseinandersetzung mit «Rom», mit je einem Papst, ist nahezu so alt, wie es eine höhere christliche Literatur in der Volkssprache gibt. «Wehe, der Papst ist zu jung...»: Walther von der Vogelweide erhebt gegen den Papst in Rom und gegen deutsche Kirchenfürsten bittere Vorwürfe. Der grösste Dichter des katholischen Mittelalters, Dante, verdammt in seiner «Göttlichen Komödie» fast alle Päpste, mit denen er sich auseinandersetzt, in die Hölle. Nur zwei Päpste lässt er im Purgatorium, nur einen Papst sieht er im Himmel. Dantes Zorn verfolgt «seine» Päpste buchstäblich bis in den Himmel, lässt in den höchsten Himmeln aus dem Munde der Apostelfürsten und aus dem Munde Beatrices wahre Donner-Wetter über die Päpste herabregnen. Literatur? Ist Dantes «Divina commedia» nur Dichtung? Längst wissen wir alle es besser: Ein Laie ergreift hier das Wort. Sein Wort will Gericht, Prophetie, Verheissung sein.

Was im freien, sehr freien Mittelalter gewagt wurde, hat erst am Beginn der Neuzeit wieder ein Papst gewagt: Hadrian VI. in seinem ergreifenden Schuldbekennnis angesichts der beginnenden grossen Revolution gegen Rom, der Reformation. In unseren Tagen sahen einige katholische Dichter und Schriftsteller mit grossem Schmerz auf «Rom», auf die Führung der Kirche: Giovanni Papini, Georges Bernanos, Reinhold Schneider. Reinhold Schneider hat in der Öffentlichkeit seine Auseinandersetzung mit Rom heute eingekleidet in ein mittelalterliches Gewand:

Papst Bonifaz VIII. steht bei ihm auf der Bühne für den Papst, den er nicht nennen wollte.

Am Vorabend des Heiligen Jahres 1950 kam ein bekannter Regisseur zu mir und teilte mir mit, dass er das Angebot erhalten habe, zur Feier des Anno Santo 1950 einen grossen Papstfilm zu drehen: Papst Bonifaz VIII. sollte die ewige Sendung des Papsttums in die Gegenwart verkörpern: Dantes «*Gran bestia nera...*» Später erfuhr ich, dass Emil Jannings bereits für die Hauptrolle vorgesehen war. Amerikanische katholische Gelder sollten diesen Film finanzieren. Ich riet ab und arbeitete in diesem Sinne zwei Gutachten aus. Der Film wurde in Rom abgeblasen.

Wer je nahe vor der ergreifenden Gestalt des Papstes Pius XII. stand und in das von Sorgen zerfurchte Gesicht, in die rotentzündeten, in langen wachen Nächten überarbeiteten Augen sah, wem er die Hand gab, dem fällt es schwer, «über» diesen Papst zu «urteilen». Ich kann es nicht tun, ich will das nicht tun – muss aber bekennen: Alle Katholiken tragen, von der obersten Spitze an bis herunter zum letzten (heute noch antisemitischen) Pfarrer, Kaplan und Laien, Mitschuld an der Ausmordung der Juden. Nicht nur wir Katholiken, gewiss. Nicht nur die Tausende Getauften, Gefirmten (und Konfirmierten), kirchlich getrauten Christen, die direkt am Ausmorden teilnahmen... Nicht nur Bischöfe, die (wie die Polen und Ungarn) antisemitische Hirtenbriefe verfassten und veröffentlichten liessen. Fern scheinen uns die Tage, an denen grosse katholische Blätter in Frankreich über die Pogrome in Algerien jubelten und im Dreyfus-Prozess zum offenen Mord hetzten.

Nah ist uns, hautnah, das furchtbare Versagen in Rom in den Jahren von 1933 bis 1945. Der Gründe gibt es viele. Einer der wichtigsten für die furchtbare Fehlentscheidung des Papstes Pius XII. dürfte darin zu suchen sein, dass dieser Papst – kein Freund der Demokratie, wie Heinrich Brüning bekennt – und nicht wenige hohe Kuriale unbewusst weit stärker als bewusst, in Hitlers Krieg gegen Russland eine mögliche Befreiung vom Kommunismus sahen.

Führende amerikanische Protestanten haben nach dem Zweiten Weltkrieg einen damals in der Schweiz auch in deutscher Sprache veröffentlichten, offenen «Brief an FDR», an Roosevelt gerichtet, in dem sie an Hand erbeuteter Akten auf kuriale Absprachen mit der Berliner Regierung bezüglich der Ukraine etc. hinwiesen. Pius XII. war leidenschaftlicher Diplomat. Erl glaubte an Konkordate, an Verträge. Ein Kämpfer war er nicht.

Die von Rolf Hochhuth behandelten Probleme rund um Pius XII. wurden mir selbst erstmalig nach 1945 in Rom, von katholischen Priestern, in einer Optik dargestellt, die nahe an die des deutschen Autors herankommt. Der allgemeine Tenor dieser Aussagen und Darstellungen war: «Unter Pius XI. wäre das nicht möglich gewesen...» In den letzten zehn Jahren haben amerikanische Protestanten, europäische Juden, französische Katholiken sich mir gegenüber mehrfach im selben Sinne geäussert.

Sehr bedeutungsvoll finde ich es, dass die Erstaufführung dieses Stückes in Berlin gewagt wurde. Man schwatzt heute so viel von der Verteidigung Berlins als eines Vorpostens der «freien Welt». Hier ist sie: Denn das ist das erste und das letzte, das Alpha und das Omega, das wir brauchen, wenn wir wirklich frei werden wollen: Die Aufdeckung der Wahrheit. Der ganzen Wahrheit. Die immer furchtbar ist. Nur die Wahrheit wird uns frei machen. Wir sind politisch (und geistig) so unbeweglich, weil wir in Lügen ersticken. In Selbstfesselungen. Wir machen uns selbst und Berlin lächerlich, wenn wir dies nicht wahrnehmen, unsere grösste Chance: die ganze Wahrheit zu bekennen, möge sie uns auch so schmerzlich, so brennend wehe tun wie diese da, die Hochhuth berührt. Ich halte es für geschichtlich bedeutungsvoll, dass gleichzeitig mit dieser katholischen Gewissenerforschung ein Buch des evangelischen Theologen Gollwitzer an der Freien Universität Berlin erschienen ist, das in verwandtem Sinne «die Kirche in die Solidarität der Schuld mit der Welt hineinstellt» (wie es in einer Rezension heisst). Gollwitzer stellt zur Debatte: «1'500 Jahre christliche Predigt in unserem Volke haben nicht bewirkt, dass ein Schutzwall gläubiger Christen sich um die verfolgten Juden gestellt hätte.» Hochhuth stellt zur Diskussion: Welche politische Autorität kommt heute, angesichts der Drohung des nuklearen Krieges, unseren Kirchenführungen zu, die im Ersten und Zweiten Weltkrieg so schwerwiegende Fehlentscheidungen gefällt haben?

Ein Wort noch als Katholik: Unheimlich berühren mich seit vielen Jahren die in tausend und abertausend heiligen Messfeiern von Millionen Gläubigen mitgebeteten Sündenbekenntnisse: *Confiteor deo omnipotenti...* Gedankenlos, geistlos, mechanisch wird da ein Sündenbekenntnis ritualisiert, das, wenn es aktualisiert würde, riesige Energien, Kräfte der Seele, mobilisieren könnte. Das grosse Potential der inneren Kräfte (die wahrhafte Aufrüstung, die in der Kirche und in der ganzen Christenheit not tut) wird erst entbunden, frei gemacht werden können, wenn das tägliche Sündenbekenntnis im besten Sinn des Wortes politisiert, aktualisiert, konkretisiert wird: Da wird es dann gegebenenfalls lauten; «Ich bekenne Gott dem allmächtigen Vater... dass ich gesündigt habe... durch meine Schuld, durch meine sehr grosse Mitschuld an der Verfolgung der Juden...» (Für «Juden» sind dann jeweils die nächsten bestgehassten «Feinde» einzusetzen.)

Zu einer solchen Aktualisierung des «*Confiteor*», stellt Rolf Hochhuths Drama «Der Stellvertreter» eine deutliche Einladung dar.

,*Revue*', München, 17.3.1963

Pater Oskar Simmel SJ

Der «Stellvertreter»

Unter diesem Titel wurde in Berlin ein Schauspiel von Rolf Hochhuth uraufgeführt, das die These vertritt: Pius XII. hat von den Judenermordungen gewusst und trotzdem dazu geschwiegen. Dadurch hat er sich zum Mitschuldigen gemacht.

Es sollen hier nicht die literarischen und künstlerischen Vorzüge oder Mängel des Stücks untersucht werden. Auch geht es nicht um die theoretische Frage, wieweit sich der Dichter bei der Gestaltung geschichtlicher Personen von der historischen Wahrheit entfernen darf. Und in diesem Zusammenhang ist es auch wenig von Bedeutung, dass man dem Verfasser eine krasse Unkenntnis katholischer Dinge nachweisen kann. Was wiegt, ist der Vorwurf: Pius XII. hat sich durch sein Schweigen an der Ermordung von Millionen von Juden mitschuldig gemacht.

Man sollte auf diese Anklage nicht mit heftigen und gefühlsgeladenen Protesten antworten. Es ist vielmehr nüchtern die Frage zu prüfen, ob sie zu Recht erhoben wird. So verehrungswürdig gerade für uns Deutsche bisher die Gestalt Pius' XII. auch war, sollte sich dieser ungeheure Vorwurf bewahrheiten, so dürften wir die Augen davor nicht verschliessen.

Die Frage ist also schlicht die: War der Papst bei seinem Wissen um die Judenverfolgungen verpflichtet, dagegen vor aller Welt zu protestieren? Wenn er es nicht tat, hat er sich dann durch sein Schweigen an den grauenhaften Verbrechen mitschuldig gemacht?

Sicher ist, dass der Papst um die Judenverfolgungen wusste, nicht nur um die, die vor seinen Augen in Rom und Italien stattfanden, sondern auch um jene, die sich in den von den Deutschen besetzten Ländern abspielten (vgl. Robert Leiber, «Pius XII. und die Juden in Rom», in: «Stimmen der Zeit» 167 [1960/61] 428). Freilich dürfte er ebensowenig wie andere verantwortliche Männer jener Tage einen Einblick in das ganze Ausmass der Greuel gehabt haben. In dem damaligen Wirbel von amtlichen und halbamtlichen Nachrichten aus allen Lagern, von glaubwürdigen und tendenziösen Berichten, von Flüsterpropaganda und Greuelnachrichten konnte man unmöglich ein so klares Bild der wirklichen Verhältnisse gewinnen, wie wir es heute auf Grund der Aktenkenntnis besitzen. Für die Beurteilung seiner Haltung jedoch ist das nicht entscheidend, da er auf jeden Fall wusste, dass grosse und ungeheure Verbrechen gegen die Menschlichkeit geschahen. Musste er also sprechen?

Zweifellos ist nicht jedermann verpflichtet, gegen Verbrechen der staatlichen Gewalt aufzutreten, schon gar nicht, wenn es sich um Verbrechen eines fremden Staates handelt. Und auch für den Staatsbürger besteht diese Verpflichtung nicht uneingeschränkt: es muss eine begründete Aussicht auf Erfolg bestehen und es muss die Gefahr vermieden werden, dass durch den Protest und Widerstand die Verhältnisse noch schlimmer werden (vgl. Max Pribilla, «An den Grenzen der Staatsgewalt», in: «Stimmen der Zeit» 141 [1947/48]

410). Aber der Papst ist nicht irgendjemand. Er ist das Oberhaupt der katholischen Kirche. Seine Autorität und moralische Macht werden auch von solchen anerkannt, die nicht Glieder der Kirche sind. Er muss nicht nur sprechen, wenn der Kirche Unrecht geschieht, sondern auch dann, wenn schwere Verbrechen in der Menschheit verübt werden und wenn dieser grosses Unheil droht. Tatsächlich haben die Päpste, auch Pius XII., immer wieder in Zeiten grosser, von den Menschen herbeigeführten Katastrophen, wie zu Kriegszeiten, mahnend und warnend ihre Stimme erhoben. Woher sich diese Verpflichtung ableitet, mag von Katholiken und Nichtkatholiken verschieden begründet werden, für unsere Frage ist das nicht entscheidend. Das Problem liegt also darin: Weshalb wurde diese von der gesamten gesitteten Welt anerkannte Autorität nicht für die Rettung so vieler – sollen wir sagen Millionen? – Menschen eingesetzt?

Es scheint uns nicht zu genügen, wenn man zur Rechtfertigung dieses Schweigens darauf hinweist, dass ein solcher Protest doch keinen Erfolg gehabt hätte. Wer so denkt, müsste allein dem äusseren Erfolg einer Tat Wert zubilligen. Der äussere Erfolg, so wichtig er beim Überlegen und Planen einer Handlung auch sein mag, ist nicht das entscheidende Kriterium für deren sittliche Rechtfertigung und Beurteilung. Vielen Männern und Frauen des deutschen Widerstandes blieb der äussere Erfolg versagt. Niemand wird deswegen ihr Sterben als sinnlos bezeichnen. Es war in höchstem Mass von Sinn erfüllt.

Hat also nicht ein Gleiches vom Protest des Papstes zu gelten? Auch wenn nichts dabei herausgekommen wäre? Wäre nicht schon die Tatsache, dass jemand, und gerade er, vor aller Welt und auf feierliche Weise gegen die Ermordung so vieler Menschen protestiert hätte, ein so leuchtendes Zeichen menschlicher Grösse gewesen, dass es noch in seiner Erfolglosigkeit diese Würde für immer bezeugt hätte? Solch ein strahlendes Fanal war der Protest der Münchener Studenten der «Weissen Rose». Wenn irgendwo, dann kam hier die Menschlichkeit des deutschen Widerstandes rein zur Geltung.

Aber das war nicht das Problem, vor dem der Papst stand. Für ihn lagen die Dinge weit verwickelter. Er musste an jene vielen Juden denken, denen in aller Stille immer noch geholfen wurde, durch seine Nuntien, durch Priester und Ordensleute und viele andere Menschen, gleich welcher Konfession und Nationalität. Welche Folgen musste ein Protest aller Voraussicht nach für alle an diesen Hilfsaktionen aktiv und passiv Beteiligten haben? Würde dadurch diese Hilfe nicht ein für allemal abgeschnitten? Der Papst stand also vor einer Abwägung der Güter, bei der ihm von vorneherein nur die Wahl des mutmasslich kleineren Übels blieb.

Man mag vielleicht darauf verweisen, dass manche Proteste gegen Untaten des Naziregimes, wenn sie nur unerschrocken und laut genug vorgetragen wurden, doch auch Erfolg hatten. Zugegeben: das geschah dann und wann einmal. Aber es gab auch, und gerade in der Judenfrage genug andere Fälle, wo dies nicht zutraf, z.B. beim Protest der holländischen Bischöfe gegen die Judenver-

schleppungen. Der Papst musste auf jeden Fall nicht nur damit rechnen, dass sein Protest ohne Erfolg bleiben würde – was ihn nicht hätte hindern dürfen, dennoch zu protestieren –, er konnte vielmehr mit guten Gründen vermuten, dass damit das Gegenteil einer Hilfe erreicht würde. Dieser Hinweis übersieht aber auch noch etwas anderes: die Stellung des Papstes. So richtig es ist, dass eine Aktion des Papstes mehr Gewicht hat als der Schritt eines Bischofs, so wenig darf man doch von den konkreten Umständen absehen, unter denen diese Aktion hätte geschehen sollen. Einen Protest des Papstes hätte Hitler nur dazu ausgenutzt, um das Oberhaupt der katholischen Kirche in den Augen des deutschen Volkes als Parteigänger der Alliierten hinzustellen. Damit wäre nicht nur ein solcher Protest zu absoluter Erfolglosigkeit verurteilt gewesen, sondern es stand darüber hinaus zu befürchten, dass die Juden für eine solche «Partei-nahme» ganz besonders zu büßen haben würden.

Wenn gesagt wird (25), der Papst hätte in der Kündigung des Konkordats oder deren Androhung ein Druckmittel besessen, dem sich Hitler wohl gebeugt hätte, dann verkennt man völlig den Charakter eines Konkordats. Ein Konkordat ist kein Freundschaftspakt, kein Schutz- und Trutzbündnis, es ist eine Abmachung der Kirche mit einem Staat über die Sicherung ihrer Lebensrechte in diesem Staatsgebiet. Das Konkordat war – und dieser Sinn ist ihm nicht erst, wie der Verfasser meint, 1945 unterlegt worden – trotz aller gegenteiligen Behauptungen, die man heute hören kann, immer noch das feste Bollwerk, von dem aus die katholische Kirche in Deutschland ihre Stimme erheben konnte, von wo aus sie in Deutschland ihren offenen und geheimen Widerstand gegen das antichristliche Regime durchhalten konnte. Man lese nur einmal nach, welche Noten der damalige Staatssekretär Pacelli im Anschluss an das Rundschreiben «Mit brennender Sorge» dem Auswärtigen Amt in Berlin überreichen liess (vgl. Robert Leiber, «Mit brennender Sorge», in: «Stimmen der Zeit» 169 [1961/62] 417, und die Ausgabe dieser Enzyklika von Herder, Freiburg, 1946, 25 ff.). Das Konkordat ermöglichte es der Kirche immer noch, das Wort Gottes zu verkündigen, die Sakramente zu spenden und immer von neuem gegen Übergriffe der Staatsgewalt zu protestieren. Die Kündigung des Konkordats hätte nur die Katholiken der offenen Wut der damaligen Machthaber ausgesetzt, jedoch der Ermordung der Juden, als völlig ungeeignetes Mittel, keinen Einhalt geboten, schon deshalb nicht, weil Hitler sofort mit dem Gegenschlag geantwortet hätte, die Kirche überschreite mit ihrem Eintreten für die Juden offensichtlich die im Konkordat klar abgeschlossenen Grenzen ihrer Aufgabenbereiche, indem sie sich für Personen einsetze, die sie konkordatsmässig gar nichts angingen. Und schliesslich – ist diese Vermutung so absurd? – hätten nicht gewisse Kreise in der Kündigung des Konkordats mitten im Krieg die eigentliche Schuld an der deutschen Niederlage gesehen?

Der Papst stand also vor einer ausserordentlich schwierigen und verwickelten Abwägung von Gütern. Man mag vielleicht der Auffassung sein, dass er

sich bei seinen Überlegungen getäuscht hat, aber man darf dabei nicht übersehen, dass er damals, nicht heute zu überlegen hatte. Dass diese Überlegungen schwierig waren, zeigt immerhin die Tatsache, dass auch heute noch kein sicheres Urteil gefällt werden kann – so wagt Léon Poliakov auch heute noch nicht zu sagen, was besser und richtiger gewesen wäre (vgl. Robert Leiber, «Pius XII. und die Juden in Rom», in: «Stimmen der Zeit» 167). Dadurch, dass man die gegenteilige Behauptung einfach aufstellt und lange genug im Brustton der Überzeugung vorträgt, ist sie noch nicht richtig.

Um seine These als glaubwürdig hinzustellen, greift Hochhuth zu einem äusserst fragwürdigen Mittel: der Papst wird geradezu als ein Ungeheuer von Mensch gezeichnet. Ihn interessieren angesichts der Bombardierungen der Städte und der Ermordung so vieler Unschuldiger nur die Schecks aus den sagenhaften Reichtümern der Jesuiten. Sie erregen ihn, das Leid der Menschen lässt ihn kalt. Hochhuth kann für seine Behauptungen keinen Beweis erbringen, weder für die Haltung des Papstes noch für die «Reichtümer» der Jesuiten. Man kann vermuten, dass er sein Wissen über die finanziellen Verhältnisse der Jesuiten aus dem «Spiegel» geschöpft hat, was immerhin ein beredtes Zeugnis für seine historisch-kritischen Fähigkeiten ist und das ganze Stück in entsprechendem Licht erscheinen lässt. Das wird jedoch nicht verhindern, dass diese Behauptung von vielen als bare Münze genommen wird, weil offenbar über die Jesuiten nichts so Törichtes gesagt werden kann, was nicht von manchen geglaubt wird.

Auch die zweite Behauptung Hochhuths kann nicht mehr Glaubwürdigkeit beanspruchen: der Papst habe dem nationalsozialistischen Regime, das allein Europa gegen die Bolschewiken verteidigt habe, nicht in den Rücken fallen wollen. Diese Behauptung scheint für gewisse Kreise schon dadurch bewiesen zu sein, dass ihre Herkunft sehr deutlich ist. Der Papst als Kreuzzugsprediger! Wem von unseren Nonkonformisten müsste da nicht in gerechter Empörung das Herz höher schlagen! Hier gilt's die Menschlichkeit gegen den unmenschlichen Machtanspruch der Kirche zu verteidigen!

Aber diese Behauptungen sind samt und sonders glatte Verleumdungen. Es reicht, dies einfach festzustellen, da gegen unbewiesene Behauptungen keine Gegenbeweise nötig sind.

Das deutsche Volk hat keinen Grund, sich den Blick auf die wirklich Schuldigen an all den Greueln, die in seinem Namen an den Juden geschehen sind, künstlich vernebeln zu lassen. Das aber geschieht in diesem Stück, indem es den Alleinschuldigen, Hitler und seinen Komplizen, den Papst als Mitschuldigen an die Seite stellt. Man kann nur hoffen, dass niemand in der Welt diese Lüge und Verleumdung als die wahre Meinung des deutschen Volkes ansieht.

„Stimmen der Zeit“, Freiburg i.B., April 1963

Wilhelm Alff

Richtige Einzelheiten – verfehltes Gesamtbild

Das zentrale Thema von Hochhuths Schauspiel ist das Papsttum als die höchste Instanz der römisch-katholischen Kirche, vergegenwärtigt im Verhalten Pius' XII. zu den Judenverfolgungen des nationalsozialistischen Deutschen Reiches. So viel auch anderes in dem Stück seine Rolle spielt – der Nationalsozialismus selber mit Wehrmacht und SS, mit Diplomaten und Industriellen, mit Eichmann und dem sezierenden Strassburger Professor Hirt – der Titel des Stückes straft die Ausführung nicht Lügen. Um den, den die Weltkirche den Stellvertreter Christi nennt, und um den jungen Jesuiten Riccardo Fontana, der als Diplomat im Nuntiaturdienst zunächst auf die weltliche Seite der Kirche gehört, der jedoch, weil der Papst versage, der wahre Stellvertreter sein soll, zentrieren sich die dramatischen Zusammenkünfte. Eine Person höchster Repräsentanz, eine anschauliche Verkörperung für die Gefühle von Liebe und Hass zahlreicher Menschen, wird auf die Bühne gestellt, und so musste dieses Stück, mochte sein künstlerischer Wert auch noch so gering sein, einen Sturm erregen, der nicht der historischen Erkenntnis, sondern der erlebten und erlittenen Geschichte verdankt wird.

Das Papsttum ist eine der ältesten und ehrwürdigsten Institutionen der Menschheit. Seine Autorität jedoch, ohnehin durch das Kolossalgemälde einer anderthalbtausend jährigen Geschichte in ihrer gegenwärtigen Mächtigkeit überzeichnet, ist von ihren Apologeten und Lobrednern, ihren Nutzniessern und bequemen Feinden so sehr über ihr wahres Mass hinaus gesteigert worden, dass an sie masslose Ansprüche gestellt werden, denen sie nicht genügen kann. Die Kehrseite dieser Überschätzung ist, dass man dieser Autorität einzig und letztlich die Schuld an den historischen Übeln, die uns getroffen haben, zuschreibt. Die Schuld, die Pius XII. mit der Nichtverhinderung der Judenverfolgung auf sich geladen haben soll, ist somit ein fast notwendiger Mythos. Der Anspruch des unfehlbaren päpstlichen Amtes als ein innerer und innerkirchlicher, weil nur dem Glauben und der Gemeinschaft der Gläubigen einsichtig, wird im Banne dieses Mythos in die geschichtliche Wirklichkeit von heute projiziert, als liesse er sich dort vor aller Augen empirisch nachweisen – oder widerlegen.

Wie jedoch angesichts der allenthalben vorausgesetzten geistigen Mündigkeit des Menschen unserer Zeit, der selber wissen soll, was er zu tun und zu lassen hat, die Glorifizierung jeder Kathedra eine Regression ist, zu der wir uns mit einem Gefühl der Erleichterung gern einladen lassen, ebenso eines gewissen Publikumserfolges sicher ist der Mythos einer päpstlichen Autorität, der sich alles nur denkbare Böse und Gute zuordnen lässt. Es ist ein sozialpsychologisches Faktum, das dem Autor des «Stellvertreter» zu Hilfe kommt und von dem wir zu seinen moralischen Gunsten annehmen, dass er es nicht bewusst ausgenutzt hat. Dieses sozial-psychologische Faktum der mythisier-

ten Autorität entzieht sich dem Urteil der historischen Wissenschaft. Es hätte Gegenstand von Tiefenpsychologie und kritischer Soziologie zu sein. Nicht jedoch entzieht sich dem historischen Urteil das tatsächliche Verhalten Pius' XII. und der vatikanischen Diplomatie. Dies sei mit der Einschränkung gesagt, die dem Umstand zuzuschreiben ist, dass uns nur spärliche Auszüge aus den diplomatischen Akten des Vatikans zur Verfügung stehen.

Hochhuths Schauspiel macht dem Papst einen doppelten Vorwurf: Hätte der Papst öffentlich gesprochen, so wäre die weitere Ausrottung der Juden verhindert worden; und der Papst hat nicht gesprochen, weil er den Bolschewismus für das grössere Übel hielt, er infolgedessen die Macht des Nationalsozialismus nicht schwächen wollte; weil er, nur mit der Sorge für sein eigenes Wohl befasst, das der leidenden Menschen in aller Welt übersah und weil er schliesslich so kleingläubig war, dass er sein Eingreifen für nutzlos oder gar schädlich hielt.

Der erste Vorwurf betrifft eine geschichtliche Situation. Das päpstliche Amt ist für keine der kriegführenden Parteien von so grossem Gewicht gewesen, dass es deren Beschlüsse in entscheidenden oder für lebenswichtig erachteten Fragen hätte abändern oder auch nur beeinflussen können. Die von Alberto Giovannetti, Nuntiatarrat im päpstlichen Staatssekretariat, in seinem Dokumentarbericht «Roma città aperta» (1962) geschilderten dramatischen Verhandlungen um die Rettung Roms bezeugen dies auch für die angelsächsischen Mächte, die gewiss religiösen Motiven eher zugänglich waren. Weltlich gesehen war der Felsen Petri ein kleines Eiland. Ging es bei den mühsamen und wechselvollen Verhandlungen zur Rettung Roms nur um militärische Notwendigkeiten und deren Umgebung, so gehörte der Antisemitismus zu den grundsätzlichen ideologischen Bausteinen des Dritten Reiches. Er war ebenso wahrhaft wie unabdingbar; und Wahnideen pflegen stets mit äusserster Härte verfolgt zu werden. Deshalb ist die Parallele, die man im erfolgreichen Protest gegen die Euthanasie gesehen hat, nicht schlüssig. Denn die Euthanasie gehörte nicht ins Zentrum der nationalsozialistischen Lehre. Zudem wurde sie, nachdem ihr zwar geheimes, aber auf einem Führerbefehl vom September 1939 beruhendes Programm abgesagt war, bis zum Kriegsende in noch erschreckenderem Ausmass weiter betrieben. Sie wurde nach einer kurzen Pause als «wilde Euthanasie» fortgesetzt. Der grausame Wahn der Judenfeindschaft hingegen verlangte die sofortige und unmittelbare Befriedigung. Gerade die Eile, mit der man vorging, bestätigt zusätzlich die irrationale Wahnhaftigkeit, die vor nichts zurückschreckte, keine Modifikation zuließ.

Die von Hochhuth angeführten Erfolge der Nuntiaturen in der Slowakei, in Ungarn und in Rumänien sind nicht Erfolge bei Reichsinstanzen gewesen, sondern bei Regierungen von Ländern, in deren öffentlichen Verhältnissen der verbrecherische Apparat des Nationalsozialismus nicht so tief sich hatte einnisten können wie in denen des Deutschen Reiches.

Ferner musste es für den Papst ein wichtiges Motiv sein, die grundsätzlich

geheimen, doch den deutschen Instanzen im Wesentlichen bekannten Hilfsmassnahmen für die Juden Italiens und Roms nicht zu gefährden; denn hier konnte er konkret handeln, hier, in diesem begrenzten Bereich der Welt, konnte er für seine Person und für sein Amt das christliche Liebesgebot erfüllen, und er hat es in einem über alle Kritik erhabenen Ausmass erfüllt. Den bei der Razzia auf die Juden Roms am 16. Oktober 1943 vor allem nach Birkenau deportierten 1'007 Juden, von denen nur fünfzehn zurückgekehrt sind, steht die weitaus grössere Zahl der geretteten Juden Roms gegenüber. Allein in Rom waren es 155 kirchliche Anstalten, Institute, Klöster und Pfarreien, die etwa viereinhalbtausend Juden Asyl boten. Eine noch grössere Zahl von Juden war nach dem Sturz des Faschismus am 25. Juli 1943 in den Süden entkommen und hatte im Machtbereich der Regierung Badoglio und der Alliierten Schutz gefunden. Viele von ihnen hatten diesen Schutz vorher in Rom gesucht; denn die Bemühungen des Heiligen Stuhls, die Ewige Stadt und ihre Bewohner zu retten, waren bekannt.

Überhaupt muss man dem moralischen Einfluss des Papstes auf den Erdkreis, den er mit den Mitteln der Diplomatie und durch innerkirchliche Verlautbarungen ausübte, seine lokale Autorität als Bischof von Rom zur Seite stellen. Diese wird ausserhalb Italiens gewöhnlich übersehen. Der Papst hat den Juden gegenüber wesentlich als Bischof von Rom gehandelt.

Noch am Tage der Razzia hat der Papst durch den Generaloberen der Salvatorianer P. Pfeiffer bei dem Militärkommandanten von Rom General Stahel Einspruch erhoben. Ebenso, von einem näheren Mitarbeiter des Papstes beauftragt, wurde Bischof Hudal, der Rektor der Anima, vorstellig. Die telefonische Antwort des Generals Stahel an Monsignore Hudal vom nächsten Tage lautete: «Ich habe die Angelegenheit sogleich der Gestapo hier am Ort und Himmler mitgeteilt. Er hat angeordnet, dass in Anbetracht des besonderen Charakters Roms die Verhaftungen sofort aufhören sollen.» In der Tat fanden Aktionen gleichen Ausmasses in Rom nicht mehr statt. Bischof Hudal hatte in seinem Brief an Stahel auf gewisse diplomatische Vermittlerdienste für das Deutsche Reich hingewiesen, die seit März im Gange waren und bald deutscherseits fortgesetzt würden. Man sieht, auch Hudal hielt sich im Rahmen der diplomatischen Gepflogenheiten. Hatte sich der Heilige Stuhl nicht bereits durch seine unablässigen Proteste gegen die Verfolgungen in Deutschland und Polen weit hinausgewagt? Man muss allerdings die Voraussetzung gelten lassen, dass der Heilige Stuhl aus wohlwolligen Gründen die diplomatischen Beziehungen zu keiner der kriegführenden Mächte abbrechen wollte. Wenn von Weizsäcker sodann in seinem Bericht nach Berlin vom 28. Oktober 1943 den «gewundenen und unklaren» Stil des «Osservatore Romano» als ungefährlich hinstellt, so hatte dieser drei Tage vorher immerhin deutlich geschrieben: «Aus allen nur möglichen' Motiven... führt man Krieg gegen eine Masse von Menschen, die sich nicht verteidigen kann. Man legt ihnen alle nur möglichen Sanktionen auf, man verschleppt sie, macht sie zu Geiseln. Drohungen und Strafen treffen

treffen ihre Angehörigen; Frauen, Kinder, alte Leute und Kranke, ganze Familien sind der Gefahr ausgesetzt, erwarten sie mit Angst, werden erbarmungslos getroffen.» In Deutschland las man den «Osservatore Romano» gewiss nicht. Wer jedoch in Rom, wo das Volk die Grausamkeiten der deutschen Machthaber entrüstet verachtete und nach deren eigenem Zeugnis passive Resistenz leistete, diesen Artikel las, verstand ihn auch.

Auch heute noch übrigens zieht man in Italien die Haltung des Papstes in dieser Hinsicht nicht in Zweifel.

Die Hilfsmassnahmen in Rom betrafen keineswegs nur die Juden; sie wurden seitens der Kirche und des Vatikans Kriegsgefangenen aller Nationen und verfolgten Zivilpersonen zuteil. Das Collegium Russicum gewährte sowjetischen Kriegsgefangenen Unterschlupf. Ivanoè Bonomi, der nach der Befreiung Roms am 8. Juni 1944 Badoglio in der Ministerpräsidentenschaft ablöste, gibt in seinem «Diario di un anno» (1947) eine anschauliche Schilderung seines Lebens im Lateranpalast, der vatikanisches Territorium ist. Als Haupt des «Comitato di Liberazione Nazionale» hatte er dort wie Pietro Nenni, Giuseppe Saragat und andere antifaschistische Politiker Obdach gefunden, und es wurde wie eine Selbstverständlichkeit gewährt und ohne Aufhebens davon zu machen. Die Ausübung des Asylrechts war nur dank der politischen Neutralität des Vatikans möglich; nur dank dieser Neutralität ist es von den deutschen Stellen in Rom weitgehend geachtet worden. «Es gibt Menschen», so bemerkt der «Osservatore Romano» vom 30.12.1943, «die nicht begreifen wollen, dass in das Haus eines katholischen Priesters jeder beliebige gehen kann, um Lager und Brot zu erbitten, und dass in seinem Herzen Platz für alle, auch für Feinde, ist.»|Und noch am 9. und 11. Februar 1944 gibt der Vatikan durch sein Blatt den Deutschen zu verstehen, auch sie könnten einmal in die Lage kommen, an «die unwandelbare Liebe der Diener Gottes» appellieren zu müssen und dass «die Kirche und die Männer der Kirche für alle und keinensind; für alle, was die Nächstenliebe betrifft, für keinen in Bezug auf Hass und Verfolgung».

In Artikel 24 des Lateranvertrags vom 11. Februar 1929 erklärt der Heilige Stuhl, «dass er den weltlichen Streitigkeiten zwischen den anderen Staaten und den ihretwegen einbeüfenen Konferenzen fernbleiben will, sofern nicht die streitenden Parteien gemeinsam an seine Friedensmission appellieren; doch behält er sich in jedem Falle vor, seine moralische und geistige Autorität geltend zu machen». Danach hat Pius XII gehandelt, in diesem Rahmen nur hat er handeln können. Nur wenn man die geschichtlichen Voraussetzungen des Papsttums verneint, wird man ihm das zum Vorwurf machen. Die Neutralität des Heiligen Stuhles ist die Folge einer Souveränität besonderer Art, in der auch nach dem Ende des Kirchenstaates im Jahre 1870 ein altes Erbe fortlebt. Im Vorrang der Nuntien überlebt etwas von der weltlichen Stellung des Papstes in der mittelalterlichen Christenheit. Auch zwischen 1870 und 1929 ist der Papst nicht italienischer Staatsbürger gewesen, so wenig er einfach «staatenlos» war.

Das Garantiesgesetz vom 13.5.1871 hatte ihm die Ehren eines Souveräns in Verbindung mit der geistlichen Herrschaft über die katholische Kirche belassen. Der weitere Vorwurf, der Papst habe nicht gesprochen, weil er den Bolschewismus für ein grösseres Übel hielt als den Nationalsozialismus, lässt sich aus den Fragmenten historischer Daten, die Hochhuth anführt, nicht stichhaltig ermitteln. Er gehört in ein grösseres Bild der Geschichte jener Jahre, für das uns die Dokumente des vatikanischen Staatssekretariats nicht zugänglich sind. Der Papst hat mit allem diplomatischem Nachdruck sowohl den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges als auch den verhängnisvollen Kriegseintritt Italiens zu verhindern versucht. Er hat in einer Zeit, als man in Italien von der «*religiosità di questa guerra*» sprach, jede Geste des Segens für das kriegerische Abenteuer vermieden. Er hat es abgelehnt, von einem Kreuzzug gegen das bolschewistische Russland zu sprechen. Nach dem Einfall der deutschen Streitkräfte in die Sowjetunion hat auch die religiöse Polemik des Vatikans gegen den religionsfeindlichen Staat fast vollständig aufgehört.

Ebensowenig hat Pius XII. den insbesondere von Roosevelt geförderten Gedanken eines antinationalsozialistischen Kreuzzugs sich zu eigen gemacht. Allerdings konnte das Papsttum das Vordringen der Sowjetunion nach Mitteleuropa nicht wünschen. Im Bündnis zwischen dem Anglikanismus und einer mit dem Bolschewismus sich aussöhnenden Orthodoxie, zwischen angelsächsischem Liberalismus und leninistisch-stalinistischem Kommunismus, die in den Revolutionen Europas ihr gemeinsames Erbe sahen, war der Zusammenbruch auch der bisher führenden deutschen Schichten, die freiwillig oder unfreiwillig den Pakt mit Hitler eingegangen waren, die beschlossene Sache. Im Grunde hat Pius XII. stets auf den 20. Juli gewartet, der die Deutschen von Hitler trennen sollte. Er ist zu spät gekommen, und er war nicht erfolgreich. Aber es war zu seiner Zeit sinnvoll, auf einen derartigen Versuch zu hoffen und mit ihm zu rechnen. Das Dilemma, vor das man sich gestellt sah, war die in Mitteleuropa mit den traditionellen führenden Schichten (Agrarier, Industrie, Armee) koexistierende neue Barbarei, und dass man dennoch den Sieg der Bolschewisten in Mitteleuropa nicht wünschen konnte.

Entscheidend jedoch war, dass die vatikanische Diplomatie ihren neutralen Standpunkt zu wahren gewusst hat. Sie hat damit ein wertvolles Erbe für die Zukunft gerettet. Indem sie es jedoch rettete, musste sie sich vom jeweiligen Kontrahenten das Mass des Entgegenkommens yorschreiben lassen. Sie musste sich in pragmatischer Hinsicht weit hinauswagen. Einer vom Bösen gezeichneten Macht gegenüber ist Neutralität nur um diesen Preis zu bewahren. Es konnte nicht ausbleiben, dass der Vatikan der nationalsozialistischen Herrschaft damit, ebenso wie mit dem Abschluss des Reichskonkordats von 1933, in irgendwelchen Hinsichten genützt hat, ohne jedoch seine prinzipielle Gegnerschaft gegen deren «Weltanschauung» zu verleugnen. Die historische Tatsache, dass erst dank des siegreichen Vordringens der mit dem Westen ver-

bündeten sowjetischen Streitkräfte der Ausrottung der Juden ein Ende gesetzt wurde, ist später vom Heiligen Stuhl ebenso anerkannt worden.

Die vatikanische wie jede andere Diplomatie konnte nur mit Argumenten arbeiten, die die Gegenseite verstand. Deren Interesse mussten sie stets finden, wachhalten, oft erst wecken, um überhaupt einen Geschäftspartner zu haben. Es trifft deshalb nie die Sache, wenn man diplomatische *captationes benevolentiae* für die bare Münze von Überzeugungen hält. Wenn Pius XII. am 24. April 1940 dem Diktator Italiens einen freundlichen Brief schrieb, in dem er von dessen «edlen Muten» um die Vermeidung und später die Lokalisierung des Krieges, von dem «hohen Verdienst, die Geissel des Krieges in bestimmten Grenzen zu halten», sprach, so ist dies kein historisches Dokument, das eine eifernde Nachwelt zum Nachweis einer Freundschaft zwischen dem Papst und dem Diktator benutzen könnte.

Die Weltkirche hatte mit einer Vielzahl gesellschaftlicher Faktoren zu rechnen, die in den vielerlei Sprachregelungen der vatikanischen Diplomatie ihren Ausdruck finden. Diplomatie gibt sich oft *ad usum delphini*, operiert mit *argumenta ad hominem*; sie muss das heisseste Herz mit dem kühlestem Kopf zu vereinbaren wissen. Oft muss in der Ökonomie der menschlichen Gaben da, wo es auf den kühlen Kopf ankommt, ein laues Herz in Kauf genommen werden, was vielleicht der Fall des Nuntius Orsenigo war. Man musste anders zum deutschen Militärbefehlshaber von Rom als zu irischen Bischöfen, anders sprechen zu anglikanischen Unterhausabgeordneten als zu Vertretern der italienischen Widerstandsbewegung, anders zu holländischen Liberalen, zu ungarischen Konservativen oder zu katholischen Kanada-Franzosen. Der Vatikan musste den Sonderbotschafter Roosevelts ebenso zu treffen wissen wie Herm von Weizsäcker, und diese mussten abermals ihren Regierungen die Intentionen des Papstes annehmbar machen. Anhand der wenigen Dokumente, die die beiden Publikationen von Alberto Giovannetti («Il Vaticano e la guerra», 1960; «Roma Città aperta», 1962) entgegen der sonstigen Gepflogenheit der vatikanischen Archive uns dankenswerterweise zugänglich machen, lassen sich diese Sprachregelungen als grosse Leistungen der päpstlichen Diplomatie, ja des menschlichen Geistes erweisen. Pius XII. musste unter den vom Krieg entfachten Leidenschaften allen Parteien der Welt ein achtenswerter Verhandlungspartner bleiben und zugleich für alle Katholiken die religiöse Autorität wahren.

Es war ein kaum lösbares Problem, noch Argumente zu finden, die gegen den finsternen Wahn des Antisemitismus aufkamen. Es musste ständig von Fall zu Fall abgewogen werden, womit man drohen und womit man schmeicheln konnte, um Verfolgungen zu verhindern, und man musste stets mit der Auslösung des Skandals durch die Verfolger selber rechnen, auch wenn man ihnen den Skandal, den ihre Handlungen erregten, voraussagte. Wie oft und bei welchen Anlässen der öffentliche Protest angedroht wurde, wissen wir nicht. Erwiesen ist, dass Bischof Hudal, der Rektor der Anima, bei der Razzia auf die

Juden Roms damit gedroht hat. Alle Hilfe für die Juden musste im stillen geschehen und durchaus unter den Augen der Deutschen, die auch schweigen konnten, wenn die Durchkreuzung ihrer Absichten ihre Autorität nicht antastete. Aber dass sie im verborgenen geschah, war die Bedingung, unter welcher die Verwirklichung des christlichen Liebesgebots von der Gegenseite konzedierte wurde. Es war geradezu ein Glück, dass die nationalsozialistischen Machthaber der aufrechterhaltenen Neutralität des Heiligen Stuhls auch weiterhin politischen Wert beimassen. Denn dieser war in der Tat ohnmächtig; und Stalins berüchtigte Frage nach den Divisionen des Papstes entsprach einer Realität, die vor aller Welt offenbar war.

Gewiss hat es Schwankungen in der Härte einzelner Reichsinstanzen gegeben. So wach jedoch die vatikanische Diplomatie auf jede Nuance in der Einstellung ihrer Kontrahenten, was wir voraussetzen dürfen, aufmerksam war, so gewiss konnte sie in manchem Fall die Möglichkeiten, die ihr gegeben waren, auch einmal übersehen. Wagte man sich weit hinaus, so war immer ein Risiko damit verbunden; man hätte den Bogen auch überspannen können. Wie die Dinge auf der anderen Seite aussahen, dafür möge als Beispiel die Rede des Reichsministers Frank auf einer Polizeisitzung im Generalgouvernement vom 30.5.1940 dienen: «Wenn wir... das Ziel der vollkommenen Beherrschung des polnischen Volkes in diesem Raum erreichen wollen, dann müssen wir die Zeit nutzen. Am 10. Mai begann die Offensive im Westen, das heisst, an diesem Tage erlosch das vorherrschende Interesse der Welt an den Vorgängen hier bei uns. Was man mit der Greuelpropaganda und den Lügenberichten über das Vorgehen der nationalsozialistischen Machthaber in diesem Gebiet in der Welt angerichtet hat – nun, mir wäre es vollkommen gleichgültig gewesen, ob sich die Amerikaner oder Franzosen oder Juden oder vielleicht auch der Papst darüber aufgeregt hätten –, aber für mich und für einen jeden von Ihnen war es in den Monaten furchtbar, immer wieder die Stimmen aus dem Propagandaministerium, aus dem Auswärtigen Amt, aus dem Innenministerium, ja sogar von der Wehrmacht vernehmen zu müssen, dass das ein Mordregime wäre, dass wir mit diesen Greueln aufhören müssten usw. Dabei war es natürlich klar, dass wir auch die Erklärung abgeben mussten, wir würden es nicht mehr tun. Und ebenso klar war es, dass bis zu dem Augenblick, wo das Weitscheinwerf erlicht auf diesem Gebiet lag, von uns ja nichts Derartiges in grossem Ausmasse geschehen konnte. Aber mit dem 10. Mai ist uns nun diese Greuelpropaganda in der Welt vollkommen gleichgültig. Jetzt müssen wir den Augenblick benutzen, der uns zur Verfügung steht... Ich gestehe ganz offen, dass das einigen tausend Polen das Leben kosten wird, vor allem aus der geistigen Führerschicht Polens... Wir brauchen diese Elemente nicht erst in die Konzentrationslager des Reiches abzuschleppen, denn dann hätten wir nur Scherereien und einen unnötigen Briefwechsel mit den Familienangehörigen, sondern wir liquidieren die Dinge im Lande.» («Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg», Band

XXIX, 1948, S. 442-44). Als diese Rede gehalten wurde, war die Apparatur der Verfolgung noch längst nicht auf der Höhe ihrer Wirksamkeit angelangt.

Ebensowenig stichhaltig ist die Behauptung, wenigstens innerhalb der Kirche hätte ein öffentlicher Protest des Papstes die wünschenswerte Wirkung gehabt. Schon die Bereitschaft des Heiligen Stuhles zum Abschluss des Konkordats mit dem Deutschen Reich war durch eine Rückfrage beim deutschen Episkopat bestärkt worden, der zugeben musste, dass die Katholiken Deutschlands den Belastungen eines Kirchenkampfes nicht gewachsen waren. Es ist ein Irrtum, sich die Weltkirche als eine in sich widerspruchslose Einheit vorzustellen. Die *«acies bene ordinata»* ist durchaus geistlich zu verstehen. Im Zeitlichen ist Zwiespalt und Irrtum möglich – man vergegenwärtige sich beispielsweise die Polemiken zwischen den französischen und deutschen Katholiken während des Ersten Weltkriegs. Schon dass der gläubige Katholik der jeweiligen staatlichen Gewalt gehorchen soll, impliziert ein vielfach widersprüchliches Geschichtsbild.

Durch welche Nachrichtenmittel übrigens hätte der Papst die Deut sehen während des Krieges noch erreichen können? Im Wesentlichen durch die gleichen, vor allem durch den Londoner Rundfunk, durch den die freie Welt ohnehin zu den Deutschen sprach. Zudem war es jedem Hörer von Radio London klar, dass das Papsttum gegen die Barbarei des Dritten Reiches stand und dass die Verfolgung der Juden, erst recht ihre Ausrottung gegen elementare Gebote der religiösen Moral verstießen. Gewiss war es für die alliierte Publizistik leicht, jedes Zitat aus vatikanischer Quelle, das hierfür einstand, in wirkungsvoller Aufmachung unzweideutig im Sinne der Gegnerschaft gegen die Massnahmen des Dritten Reiches wiederzugeben. Auch hätte es nicht in der Macht des Papstes gestanden, seinen Protest zu formulieren, dass die Propaganda Berlins zur Entgegnung gezwungen gewesen wäre. Auch der Protest des Königs von Dänemark ist nur durch alliierte Nachrichtenmittel den Deutschen bekannt geworden.

Die Machtfülle des nationalsozialistischen Reiches und deren Unbeeinflussbarkeit durch die moralischen Urteile der ihnen unterworfenen Menschen (und wären diese Urteile auch in die Form des glühendsten Appells gekleidet gewesen) sind uns heute oft nicht mehr gegenwärtig. Beim Wort genommen predigte jeder Stein und jeder Baum die Verwerflichkeit der Wahnideen Hitlers. Ein jeder wäre fähig gewesen, aus einem Vers der Bibel, aus den Fragmenten einer durchschnittlichen Erziehung, aus einem moralischen Satz Kants, einem Vers Goethes oder einer Passage Mozarts die Gesinnung der Menschlichkeit zu schöpfen. Nicht an letzter Stelle wären in dieser Aufzählung die Enzykliken des Papstes und seines Vorgängers selber zu nennen. Eines besonderen Appells hätte es für niemanden bedurft, der einer Gewissensregung fähig war. Hochhuths Drama verschiebt eine Frage an den Menschen unserer Zeit auf eine spektakuläre Autorität.

Die Schwäche der moralischen Strukturen der mitteleuropäischen Gesellschaft und die Brüchigkeit ihrer rechtlichen Sicherung wird von Hochhuth

nicht der gesamten Kirche oder jedem einzelnen Gläubigen, nicht dem deutschen Klerus und nicht dem deutschen Episkopat, dessen Kundgebungen von denen des Heiligen Stuhls sehr wohl zu unterscheiden sind, nicht einmal dem Papsttum schlechthin (er bemerkt ausdrücklich und für sein Nichtverstehen geschichtlicher Zusammenhänge bezeichnenderweise, dass Pius XI. anders gehandelt hätte als sein Nachfolger), sondern einer einzigen Person aufgebürdet. Er hat nicht begriffen, dass diese Person, ganz abgesehen von ihrer seelischen Verfassung, im historischen Sinne selber ein Opfer war. Das höchste Amt der römisch-katholischen Kirche ist notwendig von den Verhältnissen in Mitleidenschaft gezogen worden, denen das Ganze der Gesellschaft unterlag. Die Kirche und ihre Repräsentanten können nicht in wesentlich anderer Lage sein als dieses Ganze. Je fester der totalitäre Machtapparat etabliert war, desto schwieriger liess sich erkennen, wer innerlich zu ihm hielt und wer nicht. Die Anschaulichkeit eines Protestes gegen unwürdige Verhältnisse ist in der Maschinerie des totalitären Staates nicht zuletzt darum so schwierig zu gewinnen, weil dieser seinen Gegnern nicht einmal die Ehre der öffentlichen Hinrichtung widerfahren lässt. Schwieriger hat es Bürgertugend vielleicht nie gehabt. Dies deutlich zu erfassen, ist die Aufgabe der menschlichen Vernunft und eines weltlichen Denkens, das absehen muss von dem als religiöse Innerlichkeit zu achtenden Anspruch des Glaubens, in Pius XII. den Stellvertreter Christi zu sehen. Der Gewissensfall, der sich aus dessen Weisungen für den Glaubenden ergibt, ist mit den Mitteln der Erkenntnis von Geschichte nicht zu entscheiden.

Hochhuth sammelt seine Argumente wie ein Kind die Wurfgeschosse in einem grossen Sack, aus dem es sie wahllos wieder herauspurzeln lässt. Ihm kommt es darauf an, zu treffen, gleichgültig womit. Ihm fehlen die Massstäbe. Sie lassen sich auch durch ein Zitat aus Kierkegaards Polemik gegen Bischof Mynster nicht gewinnen. Kierkegaard war seiner glaubwürdigen Intention nach wirklich ein einzelner und nicht auf Publizität bedacht. Aus vorwiegend richtigen Quellen zeichnet Hochhuth ein falsches Bild, weil das wirkliche Geschichtsbild des Europa der Jahre 1942 bis 1944 ihm nicht gegenwärtig ist. Er verwendet richtige Details, die in ein Tableau gehören, dessen Ausmass er nicht kennt; und er stückt diese Details, deren Stellenwert für ihn im dunkeln bleibt, zu einer widersinnigen Figur zusammen. So geschickt er dabei im einzelnen verfährt, so ahnungslos ist das ganze Unternehmen. Deshalb ist ihm auch nicht damit beizukommen, dass man den Wert seiner Details in Frage stellt. Demgegenüber wird er, wie das Interview im «Spiegel» (24. April 1963, Nr. 17) zeigt, nicht bereit sein, sein Gesamtbild zurückzunehmen. Die unklaren Quellen, aus denen er schöpft, sind nicht die der Dokumente, sondern die des eigenen falschen Bewusstseins. Pius XII. muss ihm als eine Person unfasslicher Grösse erschienen sein, als ein weit über den Sterblichen stehender Zauberer, dessen Bild er zertrümmert wie der Mensch mythischer Vorzeit das Götterbild, das nicht wirksam war. Freilich kommt dieser Einstellung eine gewisse kirchliche Publizistik entgegen.

Hochhuth gibt sich im Quellenteil auf die sorgloseste Weise. Schon die einfache Höflichkeit dem Leser gegenüber hätte es geraten sein lassen, bei gedruckten Quellenausügen die Belegstellen anzugeben. Bloss spitzfindig und keineswegs scharfsinnig verbrämt er die Dokumentenauszüge mit assoziativen Einfällen. Ein Detail kann man spitzfindig präsentieren – darauf hat sich Karl Kraus verstanden –, aber es muss dann zugleich so scharfsinnig geboten werden, dass es als subjektiver Geist bestehen kann.

Dem Stück sei das Verdienst zugestanden, dass es uns mit zeitgeschichtlichen Fragen konfrontiert. Allerdings deckt es die dadurch mögliche Einsicht wieder zu, indem es nahelegt, ein wenig Entschlussfreudigkeit, Mut und Selbstlosigkeit würden die Dinge schon ins Lot bringen. Der langwierige Zivilisationsprozess erfordert jedoch eine geduldigere Arbeit – moralische Appelle und subjektive Anklagen können kaum zu ihm beitragen.

,Frankfurter Allgemeine Zeitung', 11. Mai 1963

Rolf Hochhuth

Ein Gesamtbild gibt es nicht

Antwort an Wilhelm Alff

Der Historiker Golo Mann hat in der Festschrift zum 80. Geburtstag seines Lehrers Karl Jaspers sich noch einmal in den Gedanken vertieft, mit dem er 1959 sein Huldigungs-Essay über Schiller als Historiker abschloss: «... Dass Erzählen selbst dessen, was sich wirklich begeben, immer auch Dichtung ist, weil es so, wie es wirklich gewesen, in seiner formlosen Unendlichkeit sich ja doch nicht ergreifen lässt.»

Das ist die weise Selbstbescheidung eines Mannes, der selbst Geschichte schreibt, nicht nur Kritiken – und der sich entscheiden musste für «das Kunstwerk..., Wirklichkeit erscheinen zu lassen, die er als Ganzes nicht weiss und nicht hat». *Une mer à boire* – er mag wie sein Vater oft an diese Zeile gedacht haben, als er unter der Last stand, die deutsche Geschichte der letzten 150 Jahre zu erzählen, und er weiss deshalb um die «Unfassbarkeit des Ganzen, das nur Annäherungen zulässt und, kommt es zu den Wertungen, stets mehr Fragen offenlässt».

Hat mein Kritiker nie diese Erfahrung gemacht? Er nämlich glaubt, das «Gesamtbild» zu besitzen; er erst ist fähig, meine «richtigen Einzelheiten» (und andere Quellen als ich nennt auch er nicht) in das «wirkliche Geschichtsbild des Europa der Jahre 1942 bis 1944» massstabgerecht einzustücken, während er mir und meinem «falschen Bewusstsein» den absurden Vorwurf macht, dem Papsttum durch Überschätzung seiner realen Macht «einzig und letztlich die Schuld an den historischen Übeln, die uns getroffen haben», zuzuschreiben. «Er verwendet richtige Details», sagt Alff, «die in ein Tableau gehören, dessen Ausmass er nicht kennt.»

Solche Behauptungen untermauert er durch Beschimpfungen: ich sei nur ein Kind, das seine Argumente als Wurfgeschosse in einem grossen Sack sammelt, aus dem «es sie wahllos wieder herauspurzeln lässt». Dieses Kind bleibt dann, wie gesagt, auch viele Antworten schuldig, während Alff ein «Gesamtbild» vortäuscht, ohne beispielsweise den ganz entscheidenden Komplex «Ostpolitik» des Vatikans auch nur zu berühren, jene Bestrebungen, die 1942 der damals repräsentativste deutsche Jesuit, Peter Erich Przywara, in den Satz zusammenfasste, Hitler sei heute «wider Willen das Kaiserschwert der Christenheit». Im Drama wird dem Papst die Forderung gestellt, entweder auf diplomatischem Wege oder durch öffentlichen Protest Hitlers «Endlösung» anzuklagen, um wenigstens einmal zu *versuchen*, die Mordaktionen einzudämmen. Herr Alff aber weiss, was kein Mensch ausser ihm wissen kann: dass ein solcher Versuch des Papstes nicht das geringste bewirkt hätte. Hinweise auf erfolgreiche Interventionen hoher Geistlicher gegen die «Euthanasie» oder gegen Deportationen aus Balkan-Staaten, verwirft er als «nicht schlüssig»; Alff weiss sogar, dass «innerhalb der Kirche... ein öffentlicher Protest des Papstes wirkungslos» geblieben wäre.

Dieser Sicherheit des Urteils entspricht die Tatsache, dass bereits der Ausgangspunkt seiner Kritik auf einem Irrtum basiert: Es ist nicht wahr und in keiner Zeile des Dramas abzulesen, dass ich – wie Alff voraussetzt – behaupte: «Hätte der Papst öffentlich gesprochen, so wäre die weitere Ausrottung der Juden verhindert worden.» Ich/behaupte nur: Er hätte einen *Versuch* machen müssen. Und ich bin der Meinung des Historikers Schoenberner, den mir Léon Poliakov in Paris als den besten Kenner der Dokumente zur «Endlösung» bezeichnet hat. Schoenberner schrieb in der «Zeit»: «Ich halte es für denkbar, dass zumindest die Deportationen aus Westeuropa dadurch erheblich gestört oder völlig beendet worden wären.» Da aber Pius XII. auch nur einen solchen Versuch nie gemacht hat, sooft das Weisse Haus und London ihn darum gebeten haben, so ist es müssig, ständig die Frage nach dem Erfolg eines Protests hochzuspielen oder sie gar zum einzigen Kriterium zu erheben. Das ist auch nicht sehr christlich. Der Katholik Bertold Graf Stauffenberg, ein später hingerichteter Bruder des Attentäters, schrieb kurz vor dem 20. Juli 1944 an seine Frau: «Das Furchtbarste ist, zu wissen, dass es nicht gelingen *kann* und dass wir es dennoch versuchen müssen.»

Der Papst hätte es *versuchen* müssen, das finde ich allerdings – und sehr weit entfernt davon, leichtsinnig zu konstatieren, wie Alff dem Drama unterstellt, dass «ein wenig Entschlussfreudigkeit, Mut und Selbstlosigkeit... die Dinge schon ins Lot» gebracht hätten, kann man doch mit zahlreichen Fakten belegen, dass Hitler, wenn auch kaum im Frieden, so doch während des Krieges durchaus Respekt vor der Kurie hatte.

Übrigens haben die Auseinandersetzungen um die historischen Grundlagen des «Stellvertreter» bisher nur zwei Dokumente zutage gefördert, die mir vor der Premiere nicht bekannt waren: Erstens den Brief Pius' XII. an den Berliner Bischof Graf

Preysing vom 30. April 1943. Der Papst gibt die Weisung, die «an Ort und Stelle tätigen Oberhirten» sollten selbst abwägen, ob und bis zu welchem Grade «die Gefahr von Vergeltungsmassnahmen und Druckmitteln im Falle bischöflicher Kundgebungen» es ratsam erscheinen lasse, «*ad maiora mala vitanda*, Zurückhaltung zu üben», da er selbst 1942 schlechte Erfahrungen gemacht habe. Bei künftigen Inszenierungen werde ich dem Papst diese Sätze in den Mund legen. Da sich dieser Brief aber inhaltlich und auch stilistisch so völlig bruchlos der übrigen Argumentation Pacellis im vierten Akt einfügt, so werden gewisse Kritiker in diesem Zitat, das sie dann vielleicht ebensowenig als solches herausfinden wie andere auch, möglicherweise wieder nur eine Verzeichnung des Papstes sehen...

Das zweite Dokument, das erst jetzt ans Licht kam, ist ein Augenzeugenbericht des Historikers Kühner-Wolfskehl, Verfasser eines Lexikons der Päpste, der als Direktor der Bibliotheca Germanica während des Krieges Pius XII. öfter gesprochen hat und in Rom einer Widerstandsgruppe angehörte, «deren Aufgabe darin bestand, Verfolgte, ob Juden oder nicht, zu verstecken». Kühner schreibt: «Ein demonstrativer päpstlicher Aufruf hätte spätestens an dem Tage erfolgen müssen, an dem die ersten Tausende jüdischer römischer Bürger in ihren qualvollen Tod fuhren. Die Todeszüge, soviel glaubten wir damals aus der unmittelbaren Kenntnis der Situation heraus zu wissen, hätten bei persönlicher Intervention des Papstes mit allen Konsequenzen Rom nicht verlassen, so wie auch die Verhaftungen sofort abgebrochen worden wären. Wenn er wollte, so wie bei den Bombardements Roms, konnte Pius XII. überraschend schnell an Ort und Stelle erscheinen. Doch beim Abtransport der jüdischen Bürger haben wir im Widerstand vergebens auf das Erscheinen auch nur eines Kardinals gewartet. Deutlich darf heute gesagt werden – und hier urteilt Hochhuth richtig –, dass die Drohung mit dem Interdikt und der Kündigung des unseligen Konkordates ... eine in ihrer Bedeutung nicht abzuschätzende Wirkung gehabt hätte. Hitlers Botschafter von Weizsäcker, an dessen so sorgfältig gepflegten Widerstandnimbus wir nicht zu glauben vermögen, ist von Hochhuth in allen Phasen seiner Tätigkeit richtig gezeichnet worden. Ganz ohne Zweifel hätte er angesichts des Ansehens, das er im Vatikan und beim Papst persönlich genossen hat, in der Stille seinen ganzen Einfluss zugunsten der Juden geltend machen können, hätte er es auch nur einen Augenblick lang wirklich gewollt.»

Nun sind nach der Premiere noch weitere Berichte über erfolgreiche Hilfsmassnahmen der Kirche zutage gekommen – alles Fakten, die aber nur die entscheidende These des Dramas untermauern: dass nämlich vieles, ja Grosses bewirkt werden konnte, wenn der höhere Klerus, sei es der Bischof von Münster, sei es Graf Preysing (in Zusammenarbeit mit dem Protestanten Wurm), sei es der Nuntius in Pressburg oder Ungarn, sei es Bischof Hudal in Rom oder auch der Marschall Mannerheim oder der König von Dänemark, entschlossen zum Schutze der Verfolgten auftraten. Dagegen ist nur ein Fall bekannt – und ich habe auch ihn im Stück ausführ-

lich abgehandelt –, wo ein bischöflicher Protest die Deportation von Klosterinsassen ausgelöst hat. Auf diese Tatsache allein stützen meine Kritiker heute ihre Behauptung, dass ein Protest die Situation verschlimmert hätte; sie ignorieren dabei die zahlreichen Gegenbeispiele und fügen niemals hinzu, dass diesen Protest holländischer Bischöfe weder der päpstliche Nuntius noch der Vatikan noch der Papst persönlich unterstützt haben. Dies aber ist genau der springende Punkt: Als nämlich in Rom ein Bischof protestierte, befahl Himmler ohne Zögern, «in Anbetracht des besonderen Charakters Roms» hätten weitere Verhaftungen zu unterbleiben.

Dieser «besondere Charakter» Roms aber war zu jenem Zeitpunkt (Mussolini war längst gestürzt) einfach die Tatsache, dass hier der Papst residiert – der Papst, der sonst möglicherweise «aus seiner Reserve herausgedrängt» werde, wie Bischof Hudal seinem auch von mir erwähnten Brief hinzugefügt hatte. Diese Drohung allein, die leider in Holland nicht ausgesprochen wurde, obwohl von dort 15 Nonnen und Mönche zur Vergasung verschickt wurden, genügte immerhin, Himmler einzuschüchtern bekanntlich sogar, ohne dass «der Papst sich aus seiner Reserve» hatte herausdrängen lassen und etwa die Freilassung der noch in Rom befindlichen Verhafteten auch nur einmal versucht hätte. Alff erwähnt in seinen Anmerkungen zahlreiche unbestrittene Fakten, nennt die Zahl der versteckten Juden, die Intervention des Salvatorianer-Abtes, des Bischofs Hudal, die Briefe Weizsäckers nach Berlin; er betont, dass Pius XII. nie zum Kreuzzug gegen Russland aufgerufen hat – und dennoch führt er die Zeitungsleser, die mein Stück nicht kennen, bewusst in die Irre, weil er ihnen verschweigt, dass alle diese Tatsachen, oft als bedeutsame Handlungselemente, im dritten und vierten Akt meines Stückes eingebaut wurden – bis zu den Worten eines Kardinals: «Der Papst persönlich hat auch niemals zum Kreuzzug gegen Russland aufgerufen.» Das ist unfair.

Zu einigen Einzelheiten, mein Platz wurde begrenzt:

1. Es ist nicht wahr, dass die «Euthanasie», wie Alff behauptet, nach ihrer offiziellen Beendigung auf Grund kirchlicher Proteste «in noch erschreckenderem Ausmass weiter betrieben» wurde. Einzelne Mörder unter den Medizinern, z.B. in einer Anstalt in Mecklenburg, «arbeiteten» weiter und töteten sogar Heimbewohner, die nur wegen ihres hohen Alters aus bombengefährdeten Städten evakuiert worden waren. Der industriell betriebene Serienmord aber unterblieb, Hitler zog den Befehl zurück.

2. Es ist nicht wahr, dass «der grausame Wahn der Judenfeindschaft» im Gegensatz zur Euthanasie «die sofortige und unmittelbare Befriedigung verlangte. Erst die fast kompliziertere Gleichgültigkeit des Auslandes gegenüber den Juden noch nach der Kristallnacht, liess die potentiellen Mörder selber herausfinden, was alles ihnen gestattet werden würde. Allmählich erst wurden Aussiedlungspläne, etwa das Madagaskarprojekt, endgültig ad acta gelegt. Und während die Tötung der Geisteskranken bereits im ersten Kriegsmonat Führerbefehl geworden war, weil – makabre Ironie –

schon der vom späteren Heiminsassen Nietzsche antizipierte Plan der Tötung unwerten Lebens selbstverständlich ebensosehr wie die Judenfeindschaft ins Zentrum der blonden Rasse- und Gesundheitsprotzerei gehörte, wagte man sich erst zwei Jahre später, nach Beginn des Russlandfeldzuges, an die Massenvernichtung der Juden. Man lese die von Alff zitierte Klage des Reichsministers Frank vor seinen Polizeihunden! «Wie furchtbar» sei es doch in den vergangenen Monaten für ihn gewesen, «immer wieder die Stimmen aus dem Propagandaministerium, aus dem Auswärtigen Amt, aus dem Innenministerium, sogar von der Wehrmacht vernehmen zu müssen, dass... wir mit diesen Greueln aufhören müssten.» Noch diese Rede beweist, für wie gefährlich an höchster Stelle in Berlin ein weltweit vernehmbarer Protest gegen die Morde gehalten wurde – ein Protest, der nicht kam. *Dass* er nicht kam, dass während des ganzen Krieges weder der Papst noch Maglione noch Orsenigo das fatale Wort Jude offiziell in den Mund nahmen, ermutigte schliesslich zum Äussersten und setzte selbst einen Goebbels gegenüber einem Frank als «zu ängstlich» ins Unrecht.

3. Es ist nicht wahr, dass – wie Alff behauptet – «die von Hochhuth angeführten Erfolge der Nuntiatoren in der Slowakei, in Ungarn und in Rumänien» nicht auch Erfolge der Reichsinstanzen gewesen seien. Sophisterei: wäre denn Tiso, nachdem der Pressburger Nuntius gegen die Vergasung slowakischer Juden protestiert hatte, in der Lage gewesen, die Einstellung der Deportationen anzuordnen? Die Deutschen ordneten sie an.

4. Es ist nicht ehrlich, in einem «Gesamtbild» zu verschweigen, dass Kardinal Maglione auf Bitten Weizsäckers Ende Oktober 1943 – also unmittelbar nach dem Abtransport der römischen Juden – «ein offizielles Kommuniqué im ‚Osservatore Romano‘ an erster Stelle» veröffentlichte, das den Deutschen vor aller Welt bescheinigte, die Kurie und die Vatikanstadt mustergültig respektiert zu haben. «Die Propaganda unserer Gegner», schreibt Weizsäcker, «suchte die deutschen Soldaten als Schänder Roms und als Gefangenenerwärter des Papstes hinzustellen.» Kardinal Mantini, damals engster Mitarbeiter Magliones, könnte heute sicherlich erklären, warum die Kurie dieses Führungszeugnis ausstellte, das für die Mörder unbezahlbar war, die zwar nicht Rom schändeten, sondern nur die Juden Roms. Wieder einmal zahlte mit diesem Zeugnis die Christenheit, diesmal ihre höchste Instanz, dem jüdischen Volk den Judaskuss heim – genau im gleichen Augenblick, da in den Nachbarstrassen von San Pietro die meist recht armen Judenfamilien für Auschwitz zusammengetrieben und dann in Termini einwaggoniert wurden.

5. Hat ein «Historiker» schon keine besseren Quellen als ein Laie, so will er wenigstens das «richtigere Bewusstsein» haben. Na schön. Dann sollte er aber nicht, kaum dass er zugab, der Papst sei ein allen Parteien der Welt «achtenswerter Verhandlungspartner» gewesen, Stalins ironisches *mot* bei einem Frühstücksglase, wie viele Divisionen der Papst denn habe, als Beweis für die völlige Ohnmächtigkeit des

Vatikan heranziehen. Als seien es jemals in jüngerer Geschichte seine «Divisionen» gewesen, die einem Papst Respekt verschafft haben! Warum ignoriert Alff, dass Roosevelt mit gleichem Eifer die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Kreml und Vatikan beim Heiligen Stuhl empfahl, wie er dort das Konkordat mit Japan zu hintertreiben suchte? Warum ignoriert er, dass Msrg. Giovannetti an Hand vieler Beispiele «die Bedeutung» bestätigte, «die man während des Krieges von allen Seiten dem Heiligen Stuhl beimass. Man konnte in der Schweiz in jenen Tagen nicht zu Unrecht von einem wahren Kampf um die Eroberung des Vatikans seitens der beiden kriegführenden Blocks sprechen: es war ein Kampf um den Papst – ein diplomatisches Ringen um die Gunst des Vatikans.»

Zugegeben, mein Stück verdankt seine Resonanz, was Alff ihm vorwirft, «nicht der historischen Erkenntnis, sondern der erlebten und erlittenen Geschichte». Wie hoch aber sind die «historischen Erkenntnisse» und das «Gesamtbild» eines Mannes einzuschätzen, der zwar meinen «richtigen Details» keinen Erkenntniswert beimisst, der aber doch die Gelassenheit auf bringt, in der Verzichterklärung des Heiligen Stuhls auf Einmischung in «weltliche Streitigkeiten», wie sie im Artikel 24 des Lateranvertrages vom Februar 1929 festgelegt ist, eine Begründung dafür zu sehen, dass der Papst zur Ausrottung eines ganzen Volkes in Europa schwieg? Hitlers «Endlösung» – eine «weltliche Streitigkeit»? Alff urteilt über mich: «Die unklaren Quellen, aus denen er schöpft, sind nicht die der Dokumente, sondern die des eigenen falschen Bewusstseins.» Hat *er* denn das «richtige» Bewusstsein, nur weil er die Nerven hat, noch ausdrücklich zu loben, dass man sich zu Rom, selbst angesichts dieser apokalyptischen Vorgänge, «im Rahmen der diplomatischen Gepflogenheiten» hielt? Nein, dieses richtige Bewusstsein habe ich nicht. Ich habe auch nicht die Fähigkeit, die 4'500 Juden, die in 155 kirchlichen Gebäuden Roms versteckt wurden, mit wahrhaft Hegelscher Abgeklärtheit aufzurechnen gegen die unbekannte Anzahl jener, die sich in Westeuropa erwiesenermassen ahnungslos zur Registrierung für die Todesfahrt anmeldeten – auch deshalb, ich sage: auch deshalb, weil selbst der Papst, der grosse Neutrale, der einzige Glaubwürdige, nie versucht hat, diesen Menschen zu sagen, dass die schauerlichen Gerüchte keine Greuelpropaganda der Alliierten seien.

Wer zugunsten eines «Gesamtbildes», das er zu haben vorgibt, einzelnen Fakten, die da nicht hineinpassen, die Beweiskraft abspricht, der schreibt auch rasch hin: «Hochhuth bemerkt ausdrücklich und für sein Nichtverstehen geschichtlicher Zusammenhänge bezeichnenderweise, dass Pius XII. anders gehandelt hätte als sein Nachfolger.» Nun, ich äussere diese Vermutung, weil selbst Prälat Adolph und Professor Leiber und die Diplomaten von Weizsäcker, Ciano, Beza u.a. diese gleiche Vermutung schriftlich ausgesprochen haben und weil ich die tapferen und unverschlüsselten Proteste dieses Papstes bewunderte.

In Konsequenz seiner Betrachtungsweise, die das einzelne zugunsten eines ne-

bulösen Ganzen als bedeutungslos verwirft, bezeichnet Alff dann auch noch Pius XII.' persönlich als Opfer dieser heillosen Zeit. Ich finde das blasphemisch angesichts der wahren Opfer der Kirche, der 3'000 europäischen Priester, für die Pacelli persönlich – wahrlich ein Vater – bei seinem Konkordatspartner Hitler keinen Finger rührte. Finde es auch blasphemisch angesichts der jüdischen Opfer aus Rom, die in Birkenau verbrannt wurden und denen Herr von Weizsäcker im «Gesamtbild» seiner Memoiren keinen Buchstaben widmet, während Alff immerhin dieser «Einzelheiten» noch in einem Nebensatz gedenkt.

„Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 30.5.1963

Wilhelm Alff

Entgegnung auf Hochhuth

Hochhuths Antwort (FAZ vom 30. Mai) auf meine historischen Anmerkungen zu seinem Schauspiel bringt uns keinen Schritt weiter. Er leugnet, dass wir uns ein Gesamtbild der Jahre 1942 bis 1944 machen können. Ich habe annäherungsweise eines zu geben versucht und darf den aufmerksamen Leser auf meine Darstellung in der Ausgabe der F.A.Z. vom 11. Mai zurückverweisen. Dieses Gesamtbild entbehrt selbstverständlich der Kenntnis der vatikanischen Akten – es ist darum nicht unbedingt falsch. Es ist umrisshaft und muss Vermutungen zu Hilfe nehmen, aber diese sind nicht willkürlich gewählt. Dass Hochhuth sich nun auf «die weise Selbstbescheidung» des Historikers Golo Mann beruft, der mit Recht auf den dichterischen Einschlag des Erzählens selbst wirklicher Begebenheiten hinweist, enthebt ihn nicht der Pflicht, bei der Komposition seines Gesamtbildes des Papstes Pius XII. und der Politik des Heiligen Stuhles angesichts der Verbrechen des Dritten Reiches nicht nach Belieben und Willkür zu verfahren. Denn ein Gesamtbild gibt Hochhuth durchaus, die Bühne drängt es geradezu dem Zuschauer auf und es ergibt sich dem Leser aus der gedruckten Fassung des Schauspiels: nur ein Gesamtbild, das die Wertung einschliesst, konnte den Streit, den wir erleben, veranlassen. Er füllt übrigens ein Fass ohne Boden. Denn der integrierende Faktor zu Hochhuths Gesamtbild besteht in einem absolut gesetzten religiösen Gebot.

Das grösste Verbrechen der jüngst vergangenen Zeit, ein Verbrechen, dessen Zeugen wir noch sind, wird in einen Zusammenhang gebracht mit einer höchsten religiösen Autorität, vertreten durch eine Person, deren Zeitgenossen wir waren. Der Abgrund, der zwischen dem Verbrechen und der religiösen Autorität klafft, wird mit nichts anderem gefüllt als mit einem moralischen Appell, wodurch das mit allen nur möglichen historischen Details krass realistisch aufgebaute Drama zusätzlich den Charakter eines «christlichen Trauerspiels» gewinnen soll. In Wirklichkeit kann so jedoch der für den Betrachter der Geschichte bestehende Abgrund gar nicht gefüllt werden, da die absolute

moralische Forderung selber leer bleibt, indem sie nämlich nur konkret, und schon gar nicht im Nachhinein und für andere als mich nur in äusserst schwieriger Vermittlung, von der hier nicht zu handeln ist, erhoben werden kann.

Absolute Moral lässt sich solcherweise *ad libitum* verarbeiten. Sie ist eine grossartige Waffe, die gegen jeden gekehrt werden kann. Gegen einen Papst, und dazu in der Öffentlichkeit geführt, muss sie das grösste Aufsehen erregen. Hochhuths Anliegen wäre glaubwürdiger, hätte er seine Fragestellung mit einer unbedeutenden Zentralfigur und in bescheidenerem Milieu durchkomponiert. Es musste auch nicht der Mord an den Juden sein, um den verbrecherischen Charakter des Nationalsozialismus darzutun. Auf die «zündende Idee», Auschwitz und den Papst zu kombinieren, wäre der Erforscher der Zeitgeschichte fürwahr nicht gekommen. Die historische Anreicherung dieses Einfalls, mag sie noch so fleissig erarbeitet sein, ist deshalb ihrem wahren Wert nach eine Zutat, ein Aufputz. Deshalb wiegen die vielen richtigen Details, die Hochhuth bringt, nicht allzu schwer, und noch die Geschmacklosigkeiten aus der Kammerdienerperspektive finden so die Erklärung.

Der sachlichen Richtigstellung mögen des Weiteren folgende Bemerkungen dienen:

1. Ich habe Hochhuth nicht den Vorwurf gemacht, dem Papsttum die Schuld an den historischen Übeln zuzuschreiben, die unsere Generation getroffen haben. Vielmehr wurde nur auf den sozialpsychologischen und unbewussten Grund für den Aufruhr hingewiesen, den die Fragestellung des «Stellvertreters» erregen musste.

2. Die «Ostpolitik» des Heiligen Stuhles stellt in der Tat ein wesentliches Problem zukünftiger Geschichtsforschung dar. Ich habe lediglich deutlich zu machen versucht, dass der Heilige Stuhl auch der Sowjetunion gegenüber nicht den Rahmen der ihm vorgeschriebenen politischen Neutralität verlassen hat – und überhaupt ist Neutralität ein positives Ingrediens einer von fanatischen Gegensätzen zerrissenen Welt. Zu vermuten ist, dass die Irrtümer und Fehleinschätzungen einzelner vatikanischen Akteure hinsichtlich der historischen Bewertung des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion sehr vorübergehender Natur gewesen sind.

3. Dass London und Washington den Papst um eine öffentliche Kundgebung baten, der Papst diesem Drängen jedoch nicht nachgab, ist nur der Ausdruck der Nichtidentität der Ziele der alliierten Politik im Kriege und der Aufgaben des Heiligen Stuhles. Gerade dieser Hinweis Hochhuths macht deutlich, wie sehr vermittelt nur christliche Liebe historisch in Erscheinung zu treten vermag. Historisch lässt sie sich nicht unmittelbar anschaulich demonstrieren.

4. Wenn Berthold Graf Stauffenberg vor dem 20. Juli 1944 geäussert hat, man müsse trotz der Gewissheit des Nichtgelingens handeln, so waren die führenden Schichten Deutschlands und überhaupt die Deutschen sehr wohl den Beweis zu erbringen schuldig, dass sie mit den Verbrechen des Dritten Reiches nichts gemein hatten. Der Papst jedoch war diesen Beweis nicht schuldig.

5. Kühner-Wolfskehls Erwartung eines Erfolgs der Drohung mit dem Interdikt und der Kündigung des Konkordats ist so wenig schlüssig wie alle Erörterungen bloss möglicher Erfolge. Hochhuth führt diesen neuen Zeugen an, obwohl er den Erfolg nicht zum Kriterium seines «christlichen Trauerspiels» erheben will. Ich versuchte demgegenüber, die realistische Redlichkeit der vatikanischen Politik zu zeigen, der nur begrenzte Mittel zur Verfügung standen. Diese Redlichkeit diente der Erfüllung des christlichen Gebots der Liebe im Rahmen einer Kasuistik des Möglichen. Allerdings erscheint mir alle kasuistische Moral als eine Errungenschaft von Humanität. Allzuoft nur verträgt sich Rigorismus mit Menschenfeindlichkeit.

6. Selbstverständlich lag es mir völlig fern, «die Zeitungsleser, die mein Stück nicht kennen», wie Hochhuth sagt, «bewusst in die Irre» zu führen, indem ich ihnen verschwiegen hätte, was das Schauspiel an richtigen Einzelheiten bringt. Das wird allein schon durch die Überschrift meines Aufsatzes bezeugt.

7. Was schliesslich die Hegelsche Gelassenheit angesichts der Opfer der Geschichte betrifft, so darf ich das persönliche Bekenntnis in diesem Zusammenhang vermeiden. Auch kann ich meinem Engagement in der erlebten und erlittenen Geschichte nicht durch die Beschuldigung eines Unschuldigen Ausdruck geben.

8. Es ist dabei zu bleiben, dass Pius XII. selber ein Opfer der Verhältnisse war, die mit dem Rückfall Deutschlands in die Barbarei gegeben waren. Es ist eine Simplifikation, nur in den Hingemordeten Opfer zu sehen; und die Kirche ist keineswegs, wie Hochhuth dies annimmt (in seinem Interview mit dem «Spiegel», 24. April 1963), «nahezu schadlos» aus der furchtbaren Prüfung hervorgegangen.

Leserbrief in 'Frankfurter Allgemeine Zeitung' vom 13./14. Juni 1963

Alexander Rüstow

Verfehlte Kritik am «Stellvertreter»

Hochhuths «Stellvertreter» hat zunächst aufregend und aufwühlend gewirkt, weit mehr als irgendeine andere deutsche Erscheinung seit dem Zweiten Weltkrieg. Die katholische Seite sollte neben ihrer als Oberflächenreaktion begrifflichen und wohl unvermeidlichen Entrüstung sich vielleicht auch einmal fragen, wo es denn heute schon jemanden, noch dazu Nichtkatholiken, gibt, der die Kirche und ihr Haupt so ernst genommen und sich mit so leidenschaftlichem, ja wühlendem Ernst den Kopf darüber zerbrochen hatte, wie ein Papst gehandelt hat oder hätte handeln sollen. Und das zu einer Zeit, wo auch bei uns eine rückhaltlos engagierte Literatur (sie sei denn kommunistisch oder prokommunistisch) sehr selten geworden ist und viele Bücher mit einem unverbindlichen Achselzucken enden. Wer nimmt denn heute überhaupt noch etwas wirklich ernst?

Neuerdings runzeln sich nun viele Stirnen, und es beginnen auch von ernsthafter und unparteiischer Seite die kritischen Stimmen zu überwiegen. So auch Wilhelm Alff «Historische Anmerkungen zum Stellvertreter von Rolf Hochhuth», F.A.Z. vom n. Mai. Aber ich halte den Ansatz dieser Kritiken fast durchweg für verfehlt. Was Hochhuth in Wirklichkeit vorzuwerfen wäre, ist, dass er das Problem sozusagen auf ein Rechenexempel reduziert, ob nämlich die Zahl der von den Nazis ermordeten Juden kleiner gewesen wäre, wenn der Papst in der von Hochhuth für richtig gehaltenen Weise eingegriffen hätte. Diese Frage lässt sich aber nicht einmal mit irgendeinem Grad von Wahrscheinlichkeit beantworten. Denn wir haben dafür sehr viel mehr Unbekannte als Gleichungen.

Die entscheidende Frage scheint mir eine Frage des Bekenntnisses zu sein. Es ist nicht zu bezweifeln, dass der Abschluss des Konkordats durch Pius XII. eine höchst wirkungsvolle moralische Aufwertung des Nationalsozialismus für die ganze Welt bedeutete. Nun könnte man sagen – und hat es gesagt –, dass der Nationalsozialismus seinen teuflischen Pferdefuss damals noch nicht so unzweideutig und brutal gezeigt habe. Seitdem aber war das überreichlich geschehen, und die Frage war nun, ob es zu verantworten war, dass der Vatikan als die höchste institutionelle Autorität auf westlicher Seite fortfuhr, den Nationalsozialismus als gleichberechtigt und bündnisfähig zu behandeln, nachdem er seinen teuflischen Charakter unzweideutig bewiesen und einen Vertrag nach dem andern, oft unmittelbar nach dem Abschluss, in zynischster Weise gebrochen hatte.

Daraus ergibt sich die Frage, ob der Papst als Stellvertreter Gottes auf Erden nicht die Pflicht gehabt hätte, sich von dieser konzentrierten Verkörperung des Bösen und Teuflischen unzweideutig zu distanzieren. Was die mögliche Form einer solchen öffentlichen Distanzierung betrifft, die zugleich unzweideutig hätte sein müssen, ohne doch der Gegenseite einen Vorwand zu gefährlichen Gegenmassnahmen zu bieten, in solchen Fragen hatte ja gerade die Kurie eine so lange Erfahrung und Übung, dass wir uns darüber den Kopf nicht zu zerbrechen brauchen. Eine solche Stellungnahme hätte das schon vielfach unsicher gewordene Selbstvertrauen des Guten in der ganzen Welt erheblich gestärkt und den Übermut des Bösen gedämpft. Ob dadurch letzten Endes die Zahl der ermordeten Juden vielleicht vermindert worden wäre, ist sehr schwer zu sagen – möglich ist es.

Auch wir deutschen Emigranten damals in der Türkei warteten auf eine solche entschiedene Stellungnahme des Papstes. Wir selber konnten bei einer Gelegenheit auf diplomatischem Wege 1'200 Juden retten. Wir waren immer wieder schockiert, wenn wir in den Zeitungen lasen, dass der Papst wieder schwarz uniformierte SS-Offiziere in Audienz empfangen und gesegnet hatte. Unser Gesamteindruck war, dass Pius XII. den Bogen um das Martyrium herum etwas reichlich gross genommen hatte.

Leserbrief in 'Frankfurter Allgemeine Zeitung' vom 16.3.1963

Erich Kuby

Wer von Auschwitz gewusst hat

In zwei Punkten möchte ich zu den Ausführungen Herrn Dr. Deimels [Leserbrief in der FAZ vom 29. Mai, zu dessen Abdruck Dr. Deimel nicht seine Genehmigung erteilte, FJR] Stellung nehmen:

1. Diese Ausführungen wollen den Eindruck erwecken, der Widerstand gegen die Euthanasiemorde seitens der katholischen Kirche sei wirkungslos geblieben. Herr Dr. Deimel sagt, die Aktion sei nicht zum «Stillstand» gekommen. Wenn er damit meint, es seien noch einzelne Fälle vorgekommen, hat er recht. In Wahrheit ist die Aktion im grossen mit Rücksicht auf die durch katholische Geistliche informierte Öffentlichkeit im ganzen beendet worden. Das für diese Art Mord eingebaute Personal wurde neuen Aufgaben zugeführt, es bildete die erfahrene «Stammmannschaft» für die Bedienung der nun zu entwickelnden Anlagen für die Vernichtungslager. Interessanterweise wurde diese Gruppe bis zum Schluss organisatorisch besonders behandelt. Man kennt die Aufgabengebiete der Beteiligten und kann an Hand ihres «Einsatzes» genau feststellen, zu welchem Zeitpunkt und wo und auf wessen Veranlassung die Mordaktion gegen Geistesranke eingestellt wurde. Der ursächliche Zusammenhang mit der Information der Öffentlichkeit ist unbestreitbar, und meines Wissens ausser in dem Brief Dr. Deimels noch nie bestritten worden.

2. Herr Dr. Deimel macht sich die altbekannte These zu eigen, die Judenvernichtungen hätten sich in «hermetischer Abgeschlossenheit» vollzogen, und will allen Ernstes behaupten, die von ihm genannten Dokumente seien die einzigen Nachrichten gewesen, die etwa über Auschwitz vor Befreiung des Lagers nach aussen gedrungen seien. Ich darf darauf hinweisen, dass wir seit Jahr und Tag mit der Sammlung des dokumentarischen Materials beschäftigt sind, welches zur Grundlage eines Buches, «Auschwitz und die Deutschen» dient. Ein Hauptaugenmerk ist der Frage gewidmet: Wer wusste was? Die Anhänger der Theorie, niemand habe etwas gewusst, die nur psychologisch als Verdrängungsprozess erklärbar ist, mit dem historischen Sachverhalt aber so gut wie nichts zu tun hat, werden Enttäuschungen erleben. Für den Augenblick sei nur gesagt, dass der Eindruck, den Herr Dr. Deimel hervorrufen will: die Auschwitz-Lager seien gleichsam auf dem Mond gelegen, verrät, dass der Verfasser Auschwitz nie gesehen hat. Die Lager füllten eine im Wesentlichen baumlose Mulde, einen flachen Teller, der von allen Seiten einzusehen war. An einer Seite schneidet eine Eisenbahnlinie auf erhöhtem Bahndamm den Tellerrand, und wer da vorbeifuhr, hatte einen guten Platz, die Mulde zu überblicken. Die Aufmerksamkeit der Reisenden – es fuhren täglich drei Schnellzugpaare vorbei, von Lokalzügen ganz zu schweigen –, musste schon lange bevor sie die Mulde erreichten, geweckt werden, denn es stank 'auf zwanzig Kilometer im Umkreis nach verbrann-

tem Fleisch. Man brauchte sich darüber natürlich keine Gedanken zu machen, aber man machte sie sich nur nicht, wenn man schon so viel wusste, dass man sie sich nicht machen wollte. Herr Dr. Deimel scheint sich auch keine Vorstellung davon zu machen, wieviel Zehntausenden von Nichthäftlingen jeder Art, von Fabrikdirektoren bis zum letzten SS-Mann, in Auschwitz sich lange oder kürzere Zeit aufgehalten haben. Er weiss nicht, dass ein halbes Jahr, nachdem Auschwitz Vernichtungslager geworden war, in ganz Polen niemand mehr lebte, der nicht gewusst hätte, was «Auschwitz» war. In Polen lebten nicht nur Polen, sondern Hunderttausende von Deutschen, und die Vorstellung, zwischen Besatzung und Volk habe es keine Kontakte gegeben, hat nichts mit der Wirklichkeit zu tun. Ich werde ein Mosaik zusammensetzen, aus dem zum Beispiel hervorgeht, dass deutsche Eisenbahner in der Bretagne sehr genau wussten, was «Auschwitz» war. Die Zulieferorganisation hatte einen Umfang, mit dem verglichen die heutige Touropa ein bescheidenes Unternehmen ist.

Glaubt der Schreiber des Briefes, dass die Auschwitz bewohnenden Nicht-häftlinge, die mit der Lagerverwaltung, -bewachung und bei den Fabriken beschäftigt waren, täglich volle Züge durch den Zaun fahren sehen konnten, leere Züge heraus, ohne sich Gedanken zu machen, wo denn die Hunderttausende blieben? Sie wussten es alle, und sie behielten ihre Kenntnisse nicht für sich. Der katholische Klerus Polens war so gut informiert, wie wir es heute sind. Unterstellt Herr Dr. Deimel, er hätte sein Wissen für sich behalten? Wenn ja, so wäre ein neuer Hochhuth fällig – aber es war nicht so. Die illegale Lagerleitung hatte eine eigene «historische Abteilung» ins Leben gerufen, deren Aufgabe es war, Dokumente zu sammeln und zu sichern, und, soweit möglich, der polnischen Widerstandsorganisation zur Verfügung zu stellen. Dies ist in einem erstaunlichen Umfang gelungen, und der polnische Widerstand hatte die Genugtuung, seine Informationen über BBC verbreitet zu hören. Ich behaupte natürlich nicht, der Papst habe diese Sendungen gehört. Aber zu glauben, der Vatikan sei auf diese paar Dokumente angewiesen gewesen, die der Verfasser nennt, ist einfach absurd.

Ungemein bezeichnend für die Tendenz, mit der dieser Brief geschrieben wurde, ist der Hinweis, am 2. November 1944 sei die Vernichtungsstätte Birkenau gesprengt worden, «damit jede Spur der Vernichtungsaktion vom Erdboden getilgt würde». Hinsichtlich der Spurenverwischung hatte die Sprengung der Gaskammern, die nur in sich zusammengefallen sind, nicht den allergeringsten Effekt. Herr Dr. Deimel scheint nicht zu wissen, dass man in Auschwitz wie in dem Tagebau eines Bergwerkes ganze Schichten von Menschenasche wegschaufeln kann, und ebenfalls ganze Schichten der letzten, den Ausgeladenen und Selektierten verbliebenen Geräte: Löffel vor allem. Spatentiefe Schichten verrosteter Löffel aus ganz Europa!

Um mich dem Problem noch von einer anderen Seite, sozusagen von oben zu nähern, möchte ich abschliessend zeigen, dass die Herren nicht schüchtern

waren, über ihre Absichten zu sprechen – und zu schreiben. Am 13. Oktober 1942 schreibt der Justizminister an Bormann und andere Dienststellen des Reiches. «Betr.: Strafrechtspflege gegen Polen, Russen, Juden und Zigeuner»: «Unter dem Gedanken der Befreiung des deutschen Volkskörpers von Polen, Russen, Juden und Zigeunern und unter dem Gedanken der Freimachung der zum Reich gekommenen Ostgebiete als Siedlungsland für das deutsche Volkstum beabsichtige ich, die Strafverfolgung gegen Polen, Russen, Juden, Zigeuner dem Reichsführer SS zu überlassen. Ich gehe hierbei davon aus, dass die Justiz nur in kleinem Umfange dazu beitragen kann, Angehörige dieses Volkstums auszurotten...»

Das war die Sprache, die im deutschen Herrschaftsgebiet gesprochen wurde. Das war normal, das galt als sittlich, als richtig, als höchstens ein wenig «ausserhalb der Legalität.» Der Gestank von Auschwitz durchdrang ganz Europa. Und Auschwitz war nur ein Lager von Tausenden.

Leserbrief in ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘ vom 4.6.1963

Hans Peter

Der Geschichtslehrer hat es schon 1942 erzählt

Herr Dr. Robert Ingrim in Chardonne/Waadt (Schweiz) sagt in seiner Erwiderung auf den in der FAZ vom 4. Juni erschienenen Leserbrief von Erich Kuby unter anderem, die ersten Meldungen über die schaurigen Vorgänge in Auschwitz usw. seien erst während der militärischen Besetzung Deutschlands – also 1945 – ins Ausland und in die Presse der westlichen Länder gelangt; sie seien derart neu gewesen, dass sogar bittere Feinde Deutschlands sie anfänglich für Greuelpropaganda gehalten hätten (F.A.Z. vom 7. Juni). Wenn Herr Dr. Ingrim ernsthaft diese Auffassung vertritt, dann hat er entweder vor zwanzig Jahren noch nicht im schweizerischen Kanton Waadt gewohnt oder ist das Opfer eines schlechten Gedächtnisses geworden. Obwohl mir im Augenblick eine lückenlose Dokumentation mit genauen Daten nicht zur Verfügung steht, möchte ich seinem Gedächtnis etwas nachhelfen – nicht aus Rechthaberei oder zur Anschwärzung von Papst Pius XII., sondern allein im Interesse der geschichtlichen Wahrheit.

Für die an der neueren Geschichte interessierten deutschen Leser ist es vielleicht nicht ganz wertlos, etwas vom Gang der Dinge in der Schweiz zu vernennen.

Da sei zunächst festgehalten, dass im Juni und Juli 1944 in den schweizerischen Zeitungen ausführliche Berichte über das Vernichtungslager Auschwitz erschienen sind, Berichte, die wahrscheinlich auf die tschechischen Juden Voba und Wetzl (vgl. den Leserbrief von Herrn Dr. Deimel, FAZ vom 29. Mai) zurückgehen. Der Zeuge Dr. B. Sagalowitz hat vor einem Jahr die Zeitungsausschnitte dem Frankfurter Schwurgericht im Huntsche-Prozess vorgelegt (UPI-Meldung vom 2. Juli 1962); dieser Punkt ist also durch Akten belegt.

In Wirklichkeit hat aber in der Schweiz schon mindestens anderthalb Jahre früher ein grosser, ständig wachsender Personenkreis Kenntnis davon gehabt, was mit den aus allen Ländern Europas verschleppten Juden im sogenannten Generalgouvernement geschah.

In den Zeitungen der Jahre 1942 und 1943 wird man zwar wahrscheinlich keine diesbezüglichen Meldungen finden oder dann nur in Linksblättern («Der Aufbau», Zürich; «Die Nation», Bern), deren Auflage klein war. Aber der Zeit-historiker, der heute vielleicht die Kriegsjahrgänge der «Neuen Zürcher Zeitung» nach Meldungen über die Vernichtungslager durchgeht, darf nicht vergessen, dass die schweizerische Presse von 1939 bis 1945 einer strengen Aufsicht unterstand. Die deutsche Diplomatie hatte eben den Behörden in Bern erfolgreich suggeriert, das Schicksal der auf allen Seiten von den Achsenmächten eingeschlossenen Schweiz hänge von einer «braven» Haltung ihrer Presse ab, und der oberste Zensor der Schweizer Zeitungen, der Freiburger Mathematikprofessor Michel Plancherel, sorgte mit seinem militärischen Stab wirksam dafür, dass nichts gedruckt wurde, was Hitler zu sehr hätte erregen können. In die so entstandene Informationslücke traten aber – neben dem Londoner Rundfunk – seit dem Sommer 1940 Vorträge, die die Armee organisierte, und private, meist hektographierte Nachrichtendienste.

In einem solchen, wöchentlich erscheinenden Informationsdienst habe ich schon im Herbst 1942 einen detaillierten Bericht über Auschwitz gelesen, und der Geschichtslehrer meiner Gymnasialklasse, der den gleichen Informationsdienst erhielt, hat damals sogleich die ganze Klasse über das grausige Geschehen aufgeklärt. (Der Bericht kam, wie ich später erfuhr, direkt aus dem Kreis um Admiral Canaris; die Annahme von Herrn Dr. Ingram, die Männer des 20. Juli hätten nie von den Todesfabriken gesprochen, trifft also nicht zu.) Was so 19jährige Abiturienten in Zürich schon 1942 erfuhren, was Parlamentarier, Offiziere, Lehrer usw. aller Parteirichtungen in vertraulichen «Informationen» lasen, das sollte noch 1944 dem päpstlichen Nuntius in Bern und dem in der gleichen Stadt weilenden Chef des amerikanischen Nachrichtendienstes, Allan Welsh Dulles, völlig unbekannt gewesen sein? Herr Dr. Ingram erkundigte sich doch einmal bei Dr. Ernst von Schenck von der Basler «National-Zeitung» über die damals in die Schweiz gelangten Nachrichten!

Nun aber ein zweiter Punkt, der mit dem Vorwurf Hochhuths in engerer Beziehung steht. Im Jahre 1943, nach der deutschen Besetzung Südfrankreichs, kamen jüdische Flüchtlinge aus allen Ländern Westeuropas in ständig wachsender Zahl in die Schweiz. Es waren meines Wissens rund 100'000 Personen, jedenfalls Zehntausende, die in dem oft gelobten gastfreundlichen Land ein Asyl und damit die Rettung vor der Deportation und dem Tode fanden; es waren aber wohl fast ebenso viele, die ein solches Asyl vergebens suchten. Denn da Privatquartiere nicht in genügender Zahl angeboten wurden, brachten die

schweizerischen Behörden die Flüchtlinge in behelfsmässigen Internierungslagern in den Dörfern unter. Die Bauern, durch Anbaupflichten und Grenzdienst angespannt, haben dabei die vielen neuen Gäste, die nach Jahren der Entbehrung und wochenlanger Flucht oft für körperliche Arbeit noch zu schwach waren, begreiflicherweise nicht immer gern gesehen. Und was geschah da, wohl im Winter 1943/44? Im katholischen Aargauer Freiamt veranstalteten die Bauernführer Protestversammlungen, an welchen der Ruf ertönte: «Wir wollen keine Juden mehr.» Jedermann wusste damals, dass der Übertritt in die Schweiz für die in Frankreich lebenden Juden die einzige Rettung vor dem Todeslager war, und ein Wink der örtlichen Geistlichkeit hätte genügt, um jene lauten Protestversammlungen abzusagen, wobei der Wunsch nach einer Beschränkung der Aufnahme von Flüchtlingen immer noch auf einem stilleren Wege hätte nach Bern geleitet werden können. Dieser Wink aber unterblieb, zur Beschämung vieler Schweizer jeder Konfession, genau wie der öffentliche Protest des Papstes ausgeblieben ist.

Der Schweizer Bundesrat hat dann, zur Hauptsache wegen der gespannten Versorgungslage des Landes, aber gewiss auch im Hinblick auf solche Proteste der Bauernführer, die Grenze mit Frankreich gesperrt und die weitere Aufnahme von Flüchtlingen verboten. In den schneebedeckten Bergen des Neuenburger und des Waadtländer Juras mussten die Schweizer Soldaten die Flüchtlinge mit vorgehaltenem Bajonett zurückweisen, Männer, Frauen und Kinder, alle vom «Führer» dazu verdammt, in Auschwitz zu sterben. Der Öffentlichkeit konnten diese Dinge nicht verborgen bleiben; sie sind noch während des Krieges in der schweizerischen Presse und im Parlament besprochen worden, und der Fall der zurückgewiesenen jüdischen Mutter, die ihr kleines Kind über die Schweizer Grenze warf, bevor sie nach Frankreich zurücklief, hat die Runde durch die Zeitungen gemacht. Wie unter diesen Umständen jemand, der in Chardonne (Waadt) wohnt, heute behaupten kann, die 1945 in der Weltpresse veröffentlichten Meldungen seien vollkommen neu gewesen und zunächst als Greuelpropaganda empfunden worden, ist mir schlechthin unerklärlich. Gegenüber der Kritik der schweizerischen Linkskreise an der erwähnten Sperrung der französischen Grenze hat sich ein Mitglied des Bundesrates öffentlich mit dem bekannten Argument verteidigt, wer in einem überfüllten Rettungsboot sitze, dürfe die Schwimmenden, die auch noch ins Boot klettern wollten, zur Rettung seines Lebens zurück ins Wasser stossen. Eine gründliche, vom Basler Strafrechtslehrer Carl Ludwig durchgeführte und im Bundesblatt veröffentlichte Untersuchung hat nach dem Krieg die Frage geprüft, ob die Flüchtlingspolitik der Berner Behörden nicht zu hart und zu ängstlich gewesen sei; das Argument vom Rettungsboot aber konnte nur deshalb verwendet werden, weil 1943 und 1944 jedermann in der Schweiz wusste, dass auf die zurückgewiesenen jüdischen Flüchtlinge der Tod in Polen wartete.

Gewiss haben die Herren Dr. Deimel und Dr. Ingrim in dem Sinne recht, dass zuverlässige Nachrichten über den genauen Standort der Vernichtungslager und über

die verschiedenen Mordwerkzeuge (Gas, Schusswaffen usw.) erst mit einiger Verspätung über die Grenzen des von Hitler beherrschten Gebietes hinausdrängen, und dass die Zeitungen der freien Welt in grösserem Umfang erst 1944 und – mit allen Einzelheiten – in den ersten Monaten von 1945 Berichte über die Todesfabriken veröffentlichen konnten. Auf diese Einzelheiten aber kommt es für das Gesamtbild nicht entscheidend an. Das Wesentliche, die Verschleppung und Ermordung von Millionen, war in der freien Welt frühzeitig bekannt; wer es wissen wollte, der konnte es wissen. Was dann im Frühjahr 1945 in Buchenwald und Auschwitz zum Vorschein kam, waren, wie Victor Gollancz mit Recht sagte, keine «Enthüllungen» mehr für diejenigen, «die ständig von 1933 an versucht hatten, ein lässiges uni. skeptisches Publikum aufzurütteln und für die Männer und Frauen... in diesen Lagern zu sprechen».

Wer den Verlauf des Krieges von der Schweiz aus mit wachen Augen beobachtet hat, kann dem Urteil von Gollancz nur beipflichten, auch wenn ein Historiker wie Golo Mann («Deutsche Geschichte 1919 bis 1945», Taschenbuchausgabe, Seite 174) die gegenteilige Auffassung vertritt.

Warum allerdings die amtlichen Stellen in London und Washington, namentlich auch in ihrer Rundfunkpropaganda, ihr Wissen über die Ausrottung der Juden so spät und mangelhaft verwendet haben, das ist ein besonderes Kapitel, das wohl nur im Zusammenhang mit anderen Fragen – der alliierten Haltung gegenüber dem deutschen Widerstand und der Politik der bedingungslosen Kapitulation – richtig erklärt werden kann. Man hat diese Zurückhaltung damals auch in der Schweiz sehr bedauert; ein zuverlässiger Landsmann, der 1942 als einer der ersten jenen Bericht aus Berlin erhielt, schreibt mir noch dieser Tage: «Man ging fast zugrunde daran, dass man das Wissen um diese Dinge allein verkraften musste, dass unsere grossen Zeitungen nichts schreiben durften und dass der wortgewaltige Sefton Delmer (von der BBC) nun nicht hauptsächlich in diese Kerbe schlug.»

Vielleicht war man in London und Washington gerade deshalb misstrauisch, weil die ersten Informationen über Auschwitz aus Kreisen des Widerstandes in der deutschen Wehrmacht ins Ausland gelangt sind? Oder vielleicht wusste der englische Informationsminister schon im Jahre 1943, dass nicht nur die polnischen und jüdischen Berichte über Auschwitz der Wahrheit entsprachen, sondern auch – was damals die Linkskreise in England nicht glauben wollten – die deutschen Berichte über die Gräber von Katyn?

Leserbrief in ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘ 20.6.1963

[Nachbemerkung zum Abdruck im vorliegenden Buch:](#)

Der obenstehende Brief an die Herausgeber der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» ist zur Hauptsache auf Grund blosser Erinnerungen und einer brieflichen Auskunft aus der Schweiz geschrieben worden. Erst nach der Veröffentlichung erhielt ich die massgebende amtliche Dokumentation über die behandelten

Fragen, nämlich das Buch «Die Flüchtlingspolitik in der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart» (Bern, Verlag der Bundeskanzlei, o. J. [aber 1957], 416 S.), dessen erster Teil ein umfangreicher «Bericht an den Bundesrat zuhanden der eidgenössischen Räte» von Professor Dr. Carl Lüdwig bildet. Für alle Einzelheiten verweise ich den Leser auf diese wertvolle Geschichtsquelle; sie wird ihm zeigen, in welchem – für das Gesamtbild unwesentlichen – Nebenpunkten mir kleine Irrtümer unterlaufen sind, und enthält u.a. genaue Zahlen über die von der Schweiz aufgenommenen jüdischen und nicht-jüdischen Flüchtlinge.

H.P.

Der Papst schwieg

In Verbindung mit dem Drama «Der Stellvertreter» des jungen deutschen Autors Rolf Hochhuth, das zur Zeit in der Inszenierung von Erwin Piscator in einem Berliner Theater gespielt wird, ist eine öffentliche Diskussion über die Haltung Papst Pius' XII. zur Ausrottung der europäischen Juden in den Jahren des Vernichtungsturms der Nazis aufgeflammt.

Das Drama beschuldigt den Papst, geschwiegen zu haben; es beschuldigt ihn, keine scharfe und klare Verdammung des Massenmordes an den Juden ausgesprochen zu haben; es beschuldigt ihn vor allem, das Konkordat mit Hitler nicht aufgelöst zu haben, um dadurch das Naziregime zu zwingen, mit der Vernichtung der Millionen Juden, mit Deportation und Vergasung einzuhalten; Hochhuth beschuldigt den Papst, dies aus politischen und taktischen Motiven unterlassen zu haben («weil nunmehr Hitler allein Europa gegen den Bolschewismus verteidigt») und weil der verstorbene «Stellvertreter Christi» in erster Linie Politiker war (ehe er Papst wurde, leitete Pius XII. die Aussenpolitik des Vatikans). Das Drama beschreibt auch, wie der katholische Priester Riccardo Fontana den Papst anfleht, sich öffentlich gegen die Abschachtung der Juden zu erklären; nachdem dies keinen Erfolg hat, legt der Priester den gelben Davidstern an und schliesst sich einem für Auschwitz bestimmten Transport an, um dort mit den Juden zu sterben. Der Priester geht anstelle des Papstes nach Auschwitz, weil dieser seine Pflicht nicht getan hat.

Wie zu erwarten war, hat Hochhuths Drama einen Sturm des Protests und wütende Angriffe aus katholischen Kreisen, vor allem Berlins, hervorgerufen; man beschuldigt ihn, «Geschichtsfälschung» zu treiben; man beschuldigt ihn des Vorurteils und der Feindschaft gegen die katholische Kirche (Hochhuth ist Protestant); man beschuldigt ihn, einen «Verbrecher» aus diesem Papst gemacht zu haben, der gleich nach dem Krieg geholfen habe, die Leiden Berlins und Deutschlands zu mildern. Lange Erklärungen sind erschienen, in denen von Radioansprachen des Papstes die Rede ist, die dieser gegen die Unmenschlich-

keit gehalten habe, von der Hilfe, die der Vatikan Flüchtlingen geleistet habe etc. Auch unbestätigte jüdische Äusserungen zugunsten Pius' XII. werden zitiert.

Das symptomatischste Statement kam aus Rom von dem früheren Sekretär und engen Mitarbeiter Pius' XII., dem Jesuiten Professor Robert Leiber. Er bestreitet nicht, was Hochhuths Drama unterstellt. Er versucht vielmehr, die Haltung des Papstes zu rechtfertigen. Er stellt fest, dass Pius XII. es sich zum Prinzip gemacht habe, Ungerechtigkeit und Grausamkeiten nur generell zu verdammen; «im Zweiten Weltkrieg und in der Zeit danach» seien von fast allen Beteiligten unbeschreibliche Grausamkeiten begangen worden, und wenn der Papst hier in jedem Einzelfall protestiert hätte, so hätte man ihm unterstellen können, er ergreife die Partei einer bestimmten Seite, und er wäre aus dem Protestieren überhaupt nicht mehr herausgekommen. Abgesehen davon, so deutet Leiber an, hätten Proteste des Papstes gegen die Judenmorde die Lage eher verschlechtert, wie es zum Beispiel nach den Protesten der holländischen Bischöfe der Fall gewesen sei.

Mit anderen Worten: Wenn wir Professor Leiber folgen, so hat Pius XII. die systematische Ausrottung von Millionen Juden – die ohne Beispiel ist in der Weltgeschichte – den anderen Grausamkeiten «im Zweiten Weltkrieg und in der Zeit danach» gleichgestellt und es darum nicht für notwendig gehalten, hier speziell zu protestieren. Dies also sei der wirkliche Grund für sein Schweigen gewesen und nicht die von Hochhuth unterstellte Tatsache, dass Pius XII. die Juden nicht liebte und darum keine ausreichende Veranlassung sah, wegen ihres furchtbaren Schicksals einen Streit mit Hitler vom Zaun zu brechen.

Die Art und Weise, in der Professor Leiber das Schweigen Pius' XII. zu rechtfertigen versucht, ist – gelinde gesagt – scheinheilig. Erstens kann man die Abscheu erregende Vernichtung der Juden den anderen Grausamkeiten des Zweiten Weltkrieges oder der folgenden Jahre nicht gleichstellen. Ebenso wenig kann man die Wirkung des Protestes holländischer oder auch deutscher Bischöfe nicht dem Effekt gleichsetzen, den ein klarer Protest des Papstes gehabt haben könnte – ganz gleich, ob er das Konkordat gelöst hätte oder nicht. Auch die Andeutung, ein päpstlicher Protest könnte möglicherweise die Lage der Juden verschlechtern haben, klingt wie eine Verspottung. Auf welche Weise hätte denn die Lage der ohnehin zum Tode verurteilten Juden überhaupt verschlechtert werden können?

Es ist eine Tatsache, dass Pius XII. der einzige Mensch war, der in den Jahren des über die jüdischen Menschen hinwegbrausenden nazistischen Vernichtungssturmes vielleicht hätte dem Schlachten Einhalt gebieten und so Millionen das Leben retten können. Dies war auch die Ansicht der alliierten Regierungen.

Aber trotz dringender Appelle weigerte sich Pius XII., den Massenmord an der europäischen Judenheit öffentlich zu verdammen. Stattdessen begnügte er sich mit allgemein gehaltenen Erklärungen gegen Verstöße gegen die Moral in Kriegszeiten. Der Vatikan beschränkte sich auch – mit oder ohne Wissen

des Papstes – darauf, prominenten Juden Obdach zu gewähren und Flüchtlingen aus der Hitler-Diktatur bescheidene finanzielle Hilfe angedeihen zu lassen.

Die Haltung Pius' XII. ist eine traurige historische Tatsache, die auch durch diplomatische Geheimdokumente bestätigt wird, die das amerikanische Ausenministerium veröffentlicht hat. Diese Dokumente berichten von den Bemühungen Washingtons, das Schicksal der europäischen Juden mit Unterstützung des Vatikans zu erleichtern. Der amerikanische Botschafter in der Schweiz hat damals mehrfach im Vatikan interveniert, um den Papst zu einem öffentlichen Protest gegen die von den Nazis begangenen Scheusslichkeiten zu veranlassen – erfolglos. Erfolgos blieb auch eine ähnliche Intervention Brasiliens beim Heiligen Stuhl, aber der amerikanische Aussenminister Cordell Hull wies seine Botschafter an, ihre Bemühungen fortzusetzen. Am Ende wurde Cordell Hull am 16. Oktober 1942 offiziell davon unterrichtet, dass der Vatikan den diplomatischen Bemühungen Amerikas ablehnend gegenübersteht. Mr. Myron Taylor, der amerikanische Gesandte am Vatikan, hat nach Washington berichtet, der Vatikan versuche, das Problem dadurch zu umgehen, dass er behauptet, es sei nicht möglich, die Nachrichten über die Judenmorde auf ihre Richtigkeit zu überprüfen. Diese Antwort wurde erteilt, nachdem Myron Taylor dem Vatikan Dokumente unterbreitet hatte, die exakte Details über jene furchtbaren Morde enthielten.

Soweit Hochhuths Drama betroffen ist, interessiert uns nicht so sehr seine Qualität, seine dramatische Kraft oder seine Bühnenwirksamkeit. Oder auch ob es erfolgreich inszeniert worden ist. Seine überwältigende Bedeutung liegt vielmehr vom jüdischen Standpunkt aus in der Tatsache, dass es ein deutscher Dramatiker war, der den Mut hatte, die Öffentlichkeit mit der unerfreulichen historischen Wahrheit über Pius XII. zu konfrontieren. Es verdient auch Anerkennung, dass Hochhuth eine Frage gleichsam wieder auf den Terminkalender der öffentlichen Meinung in aller Welt gebracht hat – sein Drama hat weltweites Echo gefunden –, die manche Leute gern als eine Art Tabu betrachten würden: der Massenmord an jüdischen Menschen unter dem Naziregime.

Die Tatsache, dass Hochhuth drei Jahre lang Material gesammelt hat und an seinem Drama geschrieben, beweist, dass er dieses schreckliche Thema mit dem nötigen Ernst angepackt hat. Wir schliessen uns der Ansicht eines Teils der deutschen Presse an, die festgestellt hat, es sei unfair, Hochhuths Drama als anti-katholisch zu bezeichnen, da er ja schliesslich nur einen bestimmten Papst kritisierte. Ein so prominenter katholischer Schriftsteller wie der Franzose François Mauriac hat in der Vergangenheit Pius XII. wegen seiner Untätigkeit angesichts der Vernichtung der europäischen Judenheit kritisiert, und es war derselbe Mauriac, der in gewisser Beziehung Hochhuth ermutigt hat, sein Drama zu schreiben.

Clementine Borner

Besuch auf der Berliner Nuntiatur

Es war ursprünglich nicht meine Absicht, in die Diskussion über den «Stellvertreter» einzugreifen, möchte nun aber doch eine Unterredung wiedergeben, die ich nach der Kristallnacht 1938 im Hause des damaligen Nuntius von Berlin in seinem Amtssitz Rauchstr. 10 hatte.

Als man neben anderen Schändlichkeiten ander jüdischen Bevölkerung Berlins auch ihre Synagogen anzündete und demolierte – Gotteshäuser, in denen die Juden zum gleichen Gott beten wie die Christen in den Kirchen –, fragte ich mich, kann denn dazu die Kirche schweigen, an der Spitze die grosse katholische Kirche und ihr Nuntius? Ich dachte an die mutigen Adventspredigten, die s. Z. Kardinal Faulhaber in München gegen den Nationalsozialismus gehalten hatte und die neben der dankbaren Zustimmung der Bevölkerung ein weltweites Echo fanden; ich dachte an die nicht weniger mutigen Sonntagspredigten von Pfarrer Niemöller, zu denen Christen wie Juden hinströmten, um sich Mut und Hoffnung zu holen, bis er an der Kirchentüre durch die Gestapo verhaftet wurde; ich dachte an das segensreiche Hilfswerk von Pfarrer Dr. Grüber, der, soweit er konnte, Juden wie Christen Geld und Pässe besorgte, mit denen sie ins Ausland flüchten konnten und sie so dem Zugriff der Gestapo entzog, bis man auch ihn in ein Konzentrationslager brachte; und ich dachte an die vielen kleinen Arbeiter, die unter Lebensgefahr Verfolgte und Bedrohte in ihren kleinen Lauben versteckten. In all diesen Tagen fragte ich mich immer wieder, und was tut die katholische Kirche?

Als nichts erfolgte, beschloss ich, selbst zum Nuntius zu gehen, um ihm die Frage zu stellen.

Ich schrieb ihm, dass ich ihn dringend zu sprechen wünsche, und er möge mich, da ich als angestellte Krankenschwester nur einen halben freien Tag in der Woche habe, an dem von mir bestimmten Tag empfangen.

Ich fuhr zu seinem Amtssitz, wo mir ein 16–17-jähriger junger Mann das Portal öffnete. Ich nannte ihm meinen Namen und dass ich mich angemeldet hätte. Er ging erst fragen, ob er mich einlassen dürfe, kam aber sehr schnell zurück und führte mich in eine kleine Bibliothek im Hochparterre, wo ich warten sollte. Nach einiger Zeit erschien ein Herr, etwa vierzig Jahre, in hochgeschlossenem schwarzem Amtsanzug. Er sagte, dass der Herr Nuntius leider verhindert sei, mich zu empfangen, aber er sei sein Sekretär, und ich könne auch ihm alles sagen, was ich auf dem Herzen habe.

«Ich habe sehr viel auf dem Herzen», sagte ich ihm. «Mich beschäftigt die Frage, wo die katholische Kirche, an ihrer Spitze der Herr Nuntius, bei all dem Greuel, der sich vor seinen Augen abspielt, steht und warum er dazu schweigt? Ich habe noch von keiner Seite gehört, dass in irgendeiner Form dagegen ein-

gegriffen worden ist, obgleich die katholische Kirche durch Kanzel und Beichte doch des Öfteren bewiesen hat, wie leicht es ihr fällt, ihre Gläubigen zu lenken.»

Der Herr Sekretär hörte sich alles ruhig an und sagte dann nur: «Wir wissen und sehen alles, aber wir können nicht eingreifen, täten wir es, hätten alle den Schaden, wir können nicht einmal etwas für unsere Konvertiten tun. Aber die Kirche hat schon manchen Kampf zu bestehen gehabt, sie wird auch ohne ihr Eingreifen den Nationalsozialismus überleben.»

«Ja, glauben Sie denn nicht, dass in der Zwischenzeit noch Tausende Unschuldiger verhaftet und gefoltert werden?» rief ich (damals glaubte ich an Tausende). «Glauben Sie denn, dass Sie den Mob später wieder zurückpfeifen können, wenn Sie ihm jetzt, da er sich vorerst nur an Juden und politisch Missliebigen vergreift, weiter freie Hand lassen? Wenn Sie jetzt nichts unternehmen, gibt es kein Einhalten mehr!»

Der Herr Sekretär sagte nur: «Wir tun, was wir können, aber offiziell eingreifen können wir nicht.» Ich bat daraufhin, ob es denn nicht doch möglich sei, dass ich persönlich mit dem Nuntius sprechen könne. Die Antwort war, dass es leider unmöglich sei, auch könne ich keine andere Antwort bekommen, als die jetzt gehörte.

«Dann werde ich mich eben an den Papst in Rom wenden!» rief ich. Das brachte den Herrn Sekretär zum erstenmal aus seiner Ruhe, und er sagte sehr erregt: «Lassen Sie den Heiligen Vater aus dem Spiel.»

Mit den Worten: «Das werde ich mir noch sehr überlegen», ging ich aus dem Zimmer, wissend, dass ich gar nichts erreicht hatte, auch in Rom nichts erreichen würde, denn dort musste man ja längst alles wissen.

Nie in meinem langen Leben war ich je deprimierter als nach dieser Unterredung, und als ich mich in meiner Niedergeschlagenheit einen Moment an die Treppe mauer lehnte, sprach mich eine vorübergehende Nonne in ihrer grossen weissen Flügelhaube an, ob mir nicht wohl sei und sie mir helfen könne. Ich dankte ihr und verliess dann schnell das Haus.

Das war mein vergeblicher Versuch in der Nuntiatur 1938.

Ich möchte diesem Bericht noch etwas beifügen, was mir zwar schon bekannt war, mich aber, als ich es kürzlich in einem Leserbrief der «Welt» las, in meiner Abneigung bestärkte.

Dort schilderte ein Leser, was der Papst für Juden getan habe, u.a. habe er auch dem Oberrabbiner von Rom Asyl gewährt, als dieser von den Nazis bedroht war. Zum Dank für seine Rettung sei der Rabbiner dann zum Katholizismus übergetreten. Das war kein Ruhmesblatt für den Papst, dass er diesen «Führer» in seine Gemeinde aufnahm und seinen Segen dazu gab, statt ihn auf seine elementarste Pflicht aufmerksam zu machen, seine Gemeinde in ihrer bittersten Not nicht zu verlassen. Das hätte z.B. Propst Grüber nie getan, ich weiss, dass er allen Juden sagte, die glaubten, ihrer Deportierung zu entgehen, wenn sie sich taufen liessen: «Bleiben

Sie Ihrem alten Glauben treu.» Er hat auch verzweifelten Juden, die vor der Verschickung standen, gesagt, wenn man sie verschickte, gehe er mit ihnen, und sein zweimaliger Versuch mit in das Camps de Guers zu kommen, endete mit seiner Verschickung ins KZ.

Stockholm

*An die ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘
gerichteter Leserbrief (nicht veröffentlicht);
von der Verfasserin zur Verfügung gestellt.*

Ludwig Schmitt

Der Papst und die Judenverfolgung

Während der 12 Jahre des «Tausendjährigen Reiches» wurde die katholische Kirche von zwei «Stellvertretern» regiert. Die ersten 6 Jahre der Hitler-Diktatur fallen noch in das Pontifikat Pius' XII., und vom März 1939 ab ist Pius XII. Papst. Beide Päpste haben in zahlreichen Äusserungen schriftlicher und mündlicher Art, immer vor grossem Auditorium, die Rassenideologie des Nationalsozialismus mit ihren Folgen des Rassenhasses und der Rassenvernichtung scharf verdammt. Diese Einstellung der obersten Leitung der Kirche kommt schon in einem Dekret des Heiligen Offiziums vom 25. September 1928 zum Ausdruck, in dem es heisst:... «Von dieser Liebe bewogen, hat der Apostolische Stuhl dieses Volk der Juden gegen ungerechte Misshandlungen in Schutz genommen, und wie er jeglichen Neid und jegliche Eifersucht unter den Völkern missbilligt, so verurteilt er ganz besonders den Hass gegen das einst von Gott auserwählte Volk, nämlich jenen Hass, den man gewöhnlich mit ‚Antisemitismus‘ zu bezeichnen pflegt.»

Die Juden in aller Welt haben diese Einstellung des Apostolischen Stuhles unter Pius XI. anerkannt, und die «Alliance Israélite universelle» schrieb in ihrer Trauerbotschaft zum Tode dieses Papstes am 14. Februar 1939: «Niemand wird sie die Güte und den Mut vergessen, mit denen Pius XII. alle Verfolgten, gleich welcher Rasse und Konfession, im Namen jener ewigen Grundsätze verteidigt hat, deren edelster Vertreter er auf Erden war... die jüdische Liga würde gegen ihre Pflichten verstossen, wenn sie im Herzen ihrer Glaubensgenossen nicht für die Wahrung des Gedächtnisses gegenüber dieser bewundernswürdigen Gestalt Sorge tragen würde. Bis in die Ewigkeit wird ihre unwandelbare Dankbarkeit Und unendliche Verehrung folgen.»

Wie war es nun unter dem Pontifikate Pius' XII.? Von 1929 bis 1939 war Eugenio Pacelli Kardinalstaatssekretär Pius' XII., nachdem er von 1917 bis 1929 als Nuntius in München und Berlin tätig war. Man darf mit Recht annehmen, dass Pacelli über den Nationalsozialismus und dessen Einstellung zum Judentum aus seinen Ämtern als Nuntius in Deutschland und Kardinalstaatssekretär umfassend unterrichtet war.

Dieser klardenkende und scharf beobachtende Diplomat hat sich auch als Papst ein unbestechliches Urteil gegenüber den braunen Machthabern bewahrt. Die geschichtlich bedeutsame Enzyklika Pius' XII. vom 14. März 1937 «Mit brennender Sorge» zeigt deutlich die gedankliche Mitarbeit des Kardinalstaatssekretärs Pacelli. Aber schon am 28. April 1935 ruft Pacelli als Päpstlicher Legat vor 250'000 Pilgern in Lourdes aus: «Sie (gemeint waren die Naziideologen) sind in Wirklichkeit aber nur klägliche Plagiatores, die mit neuem Flittergold sehr alte Irrtümer verkleiden. Es macht nichts aus, ob sie sich um die Fahnen der sozialen Revolution scharen, sich von einer falschen Auffassung der Welt und des Lebens leiten lassen, oder ob sie von dem Aberglauben der Rasse und des Blutes besessen sind.»

Der Kampf, den die deutschen Bischöfe einzeln oder gemeinsam gegen den Unrechtsstaat auch in seiner pervertierten Rassenlehre mit ihren so schauerlichen Folgen geführt haben, fand stets die uneingeschränkte Unterstützung Pius' XII. In seiner Rundfunkbotschaft an die Welt vom 24. Dezember 1940, wo der Papst über die Hilfsaktion für Kriegsgefangene, Flüchtlinge und Verschleppte spricht, heisst es: «Ein nicht geringer Trost ist es für Uns, dass Wir durch den moralischen und geistigen Beistand Unserer Vertreter oder durch das Scherflein Unserer Unterstützung eine grosse Menge Flüchtlinge, Heimatloser, Emigranten, auch unter den Nichtariern, trösten können.» Die moralische und karitative Hilfe, die Pius XII. dem Judentum hat zuteil werden lassen, und die Bewertung, die diese Hilfe in den Augen der Juden selbst erfahren hat, fasst der Grossrabbiner Elio Toaff im Namen der italienischen Juden beim Tode dieses Papstes in die Worte: «Mehr als alle anderen haben wir Gelegenheit gehabt, die Güte und Edelmütigkeit des Papstes während der Jahre der Verfolgung und des Schreckens kennenzulernen. In einer Zeit, da es schien, dass für uns keine andere Hoffnung mehr bestand.»

Für den Kenner dieses traurigen Kapitels deutscher Geschichte sind die «Bruchstücke eines grossen Zornes» (vgl. FAZ vom 22. Februar 1963) erbärmliche Geschichtsklitterungen. Zur dramatischen Bearbeitung zeitgeschichtlicher Phänomene gehört eben mehr, als nur jung und zornig zu sein.

Leserbrief in 'Frankfurter Allgemeine Zeitung' vom 4.3.1963

Sehr geehrter Herr Hochhuth!

Als jüdischer Mischling «bloss» 2. Grades, aber mit stets gegenwärtiger und widerwärtiger Vergangenheit habe ich mit atemlosem Interesse Ihren «Stellvertreter» gelesen und möchte Ihnen sagen (ganz egal, wie viele Briefe Sie bekommen), dass Sie eine grossartige Arbeit geleistet haben, zu der ich und meinesgleichen laut «ja» sagen können, nein, müssen. Ich bewundere Ihre Leistung; sehr wahrscheinlich ist Ihnen bei jeder Zeile, die Sie niederschrieben, geradezu übel geworden: stellenweise, wo es nötig war, haben Sie den Tenor so haarscharf wiedergegeben, dass

man tagelang nicht mehr essen mag – so nahekommt, wieder all das Ekelhafte auf einen zu.

Ich beglückwünsche Sie zu dieser Arbeit und danke Ihnen im Namen vieler, die zu müde geworden sind, um noch ein Wort zu all dem sagen zu können. Uns hat man «schon in der Schule für die anderen mitgeprügelt» – so ähnlich drücken Sie es aus. Stimmt genau. Ich bin heute 40, fühle mich aber ständig geprügelt.

Oder sind es die alten Wunden –?

Mit sehr schönen Grüßen und den allerbesten Wünschen
Bergalingen bei Säckingen/Baden, Mai 1963 Marianne Hassebrauk

Sehr geehrter Herr Hochhuth, ich möchte Sie nicht lange aufhalten. Die Zahl der Briefe, die Sie erreichen wird, muss erschreckend sein.

Mir wurde vor wenigen Tagen der Text einer Rede gezeigt, die der Abt von Maria Laach «mir zu Ehren» hielt... und ich war gar nicht unter den Zuhörern. In dieser Rede beschäftigte sich der Abt auch mit Ihnen, wie sollte das anders sein? Da hiess es ungefähr: es wird eine Ausgabe von Wilhelm Busch mit allen antisemitischen Äusserungen geplant, der Herausgeber heisst Hochhuth. Das ist alles, was ich über den Verfasser des Stellvertreters zu sagen habe, wenn Sie mich darauf ansprechen wollten.

Nun kann wirklich mit dieser Bemerkung der «Stellvertreter» nicht abgetan werden, auch wenn Sie Wilhelm Busch herausgeben würden. Aber ich möchte gerne wissen, ob das überhaupt stimmt. Ich traue in Deutschland keinem Menschen.

Zum Schluss darf ich vielleicht doch noch sagen, wie tief mich Ihr «Stellvertreter» beeindruckt hat, wie tief deprimierend ich es aber zugleich empfinde, dass Ihnen aus Angst von jüdischer Seite kein positives Echo entgegenkommt. Beispielsweise wurde eine Besprechung Ihres Buches von mir durch die Allgemeine Wochenzeitung der Juden * abgelehnt.

Es gibt ein jüdisches Grusswort, das am Ende eines jeden der fünf Bücher Moses in der Synagoge gesagt wird: Sei stark, bleib fest!

Mit vielen guten Wünschen und ergebenen Grüßen Ihr
Düsseldorf, 31.5.1963 *Rabbiner Robert Raphael Geis*

Robert Weltsch

Ein Deutscher klagt den Papst an

Zweifellos gibt es Grund für schwere Beschuldigungen, aber der Angeklagte ist das ganze Menschengeschlecht. Die Tatsache, dass diese Katastrophe vor sich gehen konnte und nicht die konzentrierte Macht der zivilisierten Welt dagegen aufstand, ist ein Schandfleck der Menschheit.

* Die Rezension erschien inzwischen am 28.6.1963.

Freilich, wir wissen, dass ein Krieg tobte, und dass es für die vereinigten Kräfte fast aller Nationen schwer genug war, Hitler zu besiegen. Die Staatsmänner der Welt waren bedrückt von der Sorge um die wirkungsvolle Führung des Krieges, um nicht selbst vernichtet zu werden. Und vor dem Krieg waren stets diplomatische Bedenken, die eine wirksame Aktion verhinderten. Die Angst vor dem Krieg hinderte die Mächte, zu intervenieren, solange noch Zeit war. Derartige Überlegungen übten ihren Einfluss sogar noch mitten im Krieg aus. Dies ist ein Aspekt der Tragödie, der nur selten beachtet wird, obwohl in England die Politik des *appeasement* mit Hitler ein Trauma in der Seele des Volkes geblieben ist...

Nun ist ein junger deutscher Autor, Rolf Hochhuth, mit einem scharfen Angriff hervorgetreten in seinem Drama «Der Stellvertreter», das eine so stürmische Debatte heraufbeschworen hat... Dieser junge Mann hat das erschütterndste und eindrucksvollste Werk der bisherigen Nach-Hitler-Literatur geschrieben. Er stellt nicht nur dar und klagt nicht nur an, sondern er schürft in die Tiefe der menschlichen und gesellschaftlichen Probleme und gibt dadurch seinem Drama eine viel weitere Bedeutung. Vor allem ist dies ein Schauspiel des Teufelstanzes und eine Anklage gegen die Judenverfolgungen und gegen alles, was mit dem Namen Auschwitz verknüpft ist. Aber es ist auch eine Anklage gegen ein System der sozialen Verhältnisse, das gestattet, kühle diplomatische Überlegung über das Gebot der Menschlichkeit zu stellen, und eine Fülle von Ausreden denen darbietet, die sich einfacher sittlicher Menschenpflicht entziehen wollen. Beispiele dieser Art finden wir allerdings an jedem Ort und zu jeder Zeit, wenn auch nicht immer so deutliche wie in dem Fall der jüdischen Katastrophe, die schon in ihren Dimensionen über das Mass gewöhnlicher Grausamkeit hinausgeht.

Um die Moral besonders zu unterstreichen, wählte Hochhuth als sein Angriffsziel eine Institution, die als höchste und verantwortlichste in der christlichen Welt betrachtet wird, die nicht eine materielle oder militärische Macht darstellt, sondern eine geistige und moralische: den Vatikan. Es scheint, dass der Verfasser sich gerade auf diesen Gegenstand konzentriert hat, um seine These in einer besonders provozierenden Form deutlich zu machen. Wenn das Haupt der Kirche, nach Meinung des Verfassers, in dieser fürchterlichen Prüfung versagt hat, was kann man von anderen erwarten!

Man darf sich nicht wundern, dass die Vertreter der Kirche sich zur Wehr gesetzt und Hochhuth der Entstellung von Tatsachen beschuldigen. In dem verbreiteten Material wurde unter anderem auch ein Brief vom Jüdischen Welt-Kongress zitiert, der nach dem Tode von Papst Pius XII. an den Vatikan geschickt wurde, und worin anerkannt wird, was der Papst in der Notzeit für Juden getan hat. Demgegenüber muss man freilich feststellen, dass Hochhuth nicht geleugnet hat, dass der Papst individuellen Juden geholfen hat und auch veranlasste, dass die Klöster ihre Tore für Flüchtlinge öffnen. Er wendet sich dagegen, dass der Papst keine öffentliche feierliche Protesterklärung gegen die Massenmorde ab-

gegeben hat, und dass er sich aus diplomatischen oder anderen Gründen geweigert hat, dies zu tun, d.h. aus Überlegungen, die nach Meinung des Verfassers irrig waren. Es genügt, diese Komplikationen zu erwähnen, um zu zeigen, dass es sich hier um eine heikle und verwickelte Problematik handelt, aber sie ist – und das ist vielleicht für den Autor das wichtigste – charakteristisch für alle derartigen Überlegungen zur Zeit einer so schweren Krise, und sie ist einer der Gründe, warum der Lauf der Tatsachen nicht aufgehalten wurde, und warum einzelne nichts zu erreichen vermochten, sogar bei schwersten Opfern und Martyrien.

Hochhuth klagt nicht das Christentum an und nicht die Kirche. Das Drama ist nicht anti-christlich. Im Gegenteil, er klagt einzelne Menschen an, weil sie nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe standen, weil sie das Gebot des Christentums, das Gebot der Nächstenliebe nicht erfüllt haben, sondern stattdessen sich in Politik einliessen... Man muss auch hervorheben, dass bei Hochhuth der Papst keinerlei anti-jüdische Motive hat. Er errichtet für sich ein Gedankengebäude, das die ganze tragische historische Situation einbezieht, und kommt zu dem Ergebnis, dass er schweigen muss, um noch fürchterlichere Exzesse zu verhüten, vor allem auch die völlige Auflösung der zivilisierten Welt. Er ist überzeugt, dass er die Ehre Deutschlands nicht antasten darf, damit jemand da ist, mit dem man schliesslich Verhandlungen führen kann. Er ist daher auch gegen das Schlagwort «bedingungslose Kapitulation» und steht den Amerikanern nicht weniger kritisch gegenüber als den Deutschen... In einem früheren Stadium setzte der Papst sogar Hoffnungen auf Hitler, besonders während des russisch-finnischen Krieges 1940, aber später erkannte er, dass Hitlers Sieg ein Unglück wäre... Aber seine wirkliche Feindschaft ist gegen Stalin gerichtet, und Pius XII. – im Theaterstück – hoffte immer, dass der Westen mit Deutschland ko-operieren wird, um die Russen aus Zentraleuropa fernzuhalten. Er will auch seine Neutralität bewahren, um, wenn die Stunde kommt, als Vermittler zwischen den beiden Kriegsparteien auftreten zu können.

... Vom dramatischen und künstlerischen Standpunkt hat das Stück seine Schwächen. Aber man kann nicht leugnen, dass dieses Drama ein erschütterndes Dokument ist, dass den Makel für diese Untaten auch an das Verhalten jener Faktoren heftet, die die Macht gehabt hätten, etwas zu tun, und auch an die Gleichgültigkeit der ganzen Welt, vor allem aber an das teuflische System mit seinen psychologischen Folgen, welches menschliche Wesen zu Werkzeugen der Bosheit gemacht hat und das ganze Menschengeschlecht erniedrigt in solcher Weise, dass es sich von dieser Schmach schwer wieder erheben kann.

... Es scheint, dass die Sache für die katholische Kirche zu einem Ehrenpunkt wurde. Vertreter des offiziellen Katholizismus verteidigen die Haltung von Pius XII.; sie haben damit getan, was Hochhuth anscheinend vermeiden wollte, wenn man nach den in dem Stücke selbst gesprochenen Worten schliessen darf: sie identifizieren Pius XII. mit der Kirche, und identifizieren sich selbst mit ihm. Das macht es verständlich, dass die Erörterung des Komplexes erschwert wird,

denn die katholische Kirche ist eine grosse und echte Macht, und auch nach der Meinung vieler, die ihr nicht angehören, hat sie in der letzten Epoche viel Gutes gewirkt. Viele glauben, dass ein grosser objektiver Wert in der Tatsache liegt, dass eine universalistische Institution wie das Papsttum existiert. Paradoxerweise ist dies ja auch die Meinung von Hochhuth, andernfalls könnte er ja nicht diesen bestimmten Papst anklagen; seine Behauptung ist es, dass Pius XII. nicht auf der Höhe seines Amtes stand, und gerade in dieser Anklage drückt sich der Glaube aus, dass das Amt so gross ist, dass es seinen Träger zu Taten verpflichtet, die ein anderer Mensch, der nicht einen derartigen Status genießt, nicht ausführen könnte. Aber diese Unterscheidung zwischen dem Manne und dem Amte wurde anscheinend von der Mehrheit der katholischen öffentlichen Meinung nicht akzeptiert ... Man kann verstehen, dass die katholische Kirche immer den Argwohn hat, dass die «Häretiker» es auf die Kirche selbst abgesehen haben, und dass sie die Haltung eines bestimmten Papstes nur darum angreifen, um damit das katholische Prinzip als Ganzes zu treffen. Denen, die nicht glauben, dass irgendetwas menschliches Wesen, sei er auch der grösste Weise, nicht irren kann, scheint es, dass diese Lehre der Unfehlbarkeit eine zu grosse Bürde dem Menschen auferlegt, der das Amt innehat. Wir müssen annehmen, dass die Kirche ihr Oberhaupt mit aller erdenklichen Sorgfalt und Strenge wählt, und dass der Mann, dem diese Rolle zuteil wird, zu den besten gehört. Aber auch der beste Mann kann irren, und wenn man argumentiert, dass in einem bestimmten Moment ein Mann nicht auf der erforderlichen Höhe stand, weil er die politische Weltlage nicht richtig einschätzte, liegt darin keine Beleidigung der Kirche. Die nicht-katholische Welt hat im Allgemeinen eine respektvolle Einstellung zum Papst; der gegenwärtige Träger des Amtes (Johannes XXIII.) erfreut sich einer offenkundigen Sympathie und grosser Verehrung von Seiten der ganzen Öffentlichkeit. Zweifellos ist besonders für Juden eine Stellungnahme gegenüber der Kirche eine sehr delikate und verantwortliche Angelegenheit, schon weil die Möglichkeit eines Missverständnisses dabei grösser ist als bei anderen. Hat doch lange Zeit hindurch die Kirche die Juden als Feind betrachtet, und wenn sie in der letzten Epoche diese Haltung geändert hat, liegt darin eine grosse Verbesserung, zumal da die Erfahrung der Hitler-Zeit gezeigt hat, welche Folgen ein ungezügelter Antisemitismus haben kann, der sich auch im Mittelalter jahrhundertlang entwickelt hat, nicht ganz ohne Mitwirkung der Kirche. Wenn sich die Kirche vom Antisemitismus abgrenzt, ist das ein gewaltiger Fortschritt. Wenn also die Kirche in der gegenwärtigen Kontroverse über Hochhuth sich mit grosser Erregung gegen den Vorwurf des Autors verteidigt, dass sie angeblich nicht alles, was in ihrer Macht stand, getan habe (aber in Wirklichkeit beschuldigt Hochhuth ja nur *einen Mann* und nicht die Kirche), um die anti-jüdischen Greuelthaten der Nazis zu verhindern, so liegt darin eine indirekte Anerkennung, dass eine solche Verpflichtung ihr oblag, und dass sie nur ohnmächtig war angesichts der bestehenden Umstände.

Ein katholischer deutscher Professor sagte, dass ein offener Protest des Pap-

stes, wenn Pius XII. ihn erlassen hätte, die römische Kirche und den Papst zu einer Höhe erhoben hätte, wie sie sie seit dem Mittelalter nicht innehatten. Die Tatsache, dass ein solcher Protest nicht hörbar wurde, lässt sich nicht verwischen. Dies scheint uns der Kernpunkt des Dramas, und daran ändern auch die nichts, welche die persönlichen Motive des Papstes günstig auslegen. Niemand von uns hat ein Recht, ihre Worte anzuzweifeln, besonders niemand, der den Mann zu seinen Lebzeiten nicht gekannt hat. Aber ihre Einwendung widerlegt nicht die Schlussfolgerung, die der Autor aus der schrecklichen Tragödie gezogen hat.

(Vom Autor gekürzt)
„Haaretz“, Tel Aviv, 8.4.1963

Auf der Tagesordnung: Die Diskussion um Pius XII.

Die Diskussion um das starke und unvergessliche Drama «Der Stellvertreter» des jungen deutschen Dramatikers Rolf Hochhuth, in dem Papst Pius der Zwölfte zum «Verbrecher» gestempelt wird, weil er angesichts des sechsmillionenfachen Mordes am jüdischen Volk während der Nazizeit geschwiegen habe, geht in der deutschen Öffentlichkeit weiter. Sie scheint einen immer bittereren und leidenschaftlicheren Charakter anzunehmen. Die Angelegenheit hat sogar schon zu einer Anfrage im Bonner Parlament geführt. Rolf Hochhuth hat in seinem Drama ein rot glühendes Eisen angerührt, das so schnell nicht abkühlen wird.

Symptomatisch aber ist, dass in der Polemik in Deutschland die Stimmen derjenigen fehlen, die die Hauptopfer der nazistischen Mord-Maschine gewesen sind, und deren millionenfacher Tod durch eine klare, kategorische und energische Intervention des angeklagten Papstes sehr wahrscheinlich hätte verhindert werden können – es fehlen die Stimmen von Juden, autoritative jüdische Stimmen. Es stimmt, da und dort haben auch einige Juden ihre Meinung geäußert, aber sie waren zu vereinzelt, um als der Ausdruck einer bestimmten jüdischen Haltung in dieser Diskussion charakterisiert werden zu können. Das Fehlen einer jüdischen Stellungnahme ist auch in deutschen Kreisen schon bemerkt worden und ein Leser des bekannten deutschen Nachrichten-Magazins «Der Spiegel» hat seine Verwunderung darüber in einem Leserbrief zum Ausdruck gebracht.

Die öffentliche Zurückhaltung seitens berufener jüdischer Instanzen und führender jüdischer Persönlichkeiten in der Frage Pius des Zwölften und seiner Haltung angesichts des nazistischen Mordes am jüdischen Volk, ist gewiss nicht das Resultat fehlenden Interesses an der Auseinandersetzung. Gewiss sind die Juden an der historischen Wahrheit interessiert – und sie kennen auch die historische Wahrheit über die Stellung Pius des Zwölften: dass er in den Jahren des jüdischen Völkermordes geschwiegen hat, als er der einzige Mensch war, der möglicherweise Mil-

lionen hätte erretten können. Keinerlei Protest und keinerlei Schönfärben können diese Tatsache verschleiern. Aber das Nicht-Teilnehmen bestimmter jüdischer Kreise an der Diskussion, die jetzt in der deutschen Öffentlichkeit entbrannt ist, kann auch mit politischer Zweckmässigkeit erklärt werden: Man will vielleicht gerade jetzt und gerade über dieses heikle Thema weder beim Vatikan noch bei den herrschenden katholischen Kreisen in Deutschland eine Verstimmung hervorrufen. Dazu kommt bestimmt auch die Meinung, dass für Juden die ganze Debatte von geringem Nutzen und wenig tröstlich sei. Juden können mit gewissem Interesse diese Diskussion zwischen Deutschen verfolgen, aber nicht als aktive Teilnehmer.

Man kann verschiedener Meinung über diese Haltung berufener jüdischer Instanzen und führender jüdischer Persönlichkeiten zu der Auseinandersetzung um Pius den Zwölften sein. Man kann sie ablehnen, man kann ihr auch ein gewisses Mass von Verständnis entgegenbringen. Auf der anderen Seite aber hat dieser Zustand vielleicht auch dazu geführt, dass gewisse deutsche Kreise, in ihren Bemühungen, die Kritik an Pius dem Zwölften abzuwehren, sich freudig des «Arguments» bedienen, dass auf seinem Konto eine ganz gewaltige Hilfeleistung für die verfolgten Juden in der Nazizeit gutzubringen sei. Kein anderer als der Bonner Aussenminister hat in seiner Antwort auf die Anfrage von zwanzig Abgeordneten der Adenauerschen «Christlich-Demokratischen Partei» gesagt, dass «mit Papst Pius dem Zwölften eine Persönlichkeit angegriffen worden sei, die nicht nur Juden aktiv in der Verfolgungszeit geholfen habe». Wie diese «aktive Hilfe» in Wirklichkeit ausgesehen hat, weiss man. Sie war nichtig, um der Pflicht genügt zu haben – ebenso wie seine nichtssagenden Erklärungen bezüglich der «Angriffe auf die Moral in der Kriegszeit». Der Bonner Aussenminister ist bestimmt nicht der berufene Mensch, darüber Zeugnis abzulegen. Die historische Wahrheit spricht in einer klaren und unzweideutigen Sprache dagegen.

Und zum Schluss muss man das wiederholen, was wir in unserem ersten Kommentar über Hochhuths Drama «Der Stellvertreter» («Auf der Tagesordnung» vom 8. März 1963) schon gesagt haben: «Seine überwältigende Bedeutung liegt vielmehr vom jüdischen Standpunkt aus in der Tatsache, dass es ein deutscher Dramatiker war, der den Mut hatte, die Öffentlichkeit mit der unerfreulichen historischen Wahrheit über Pius XII. zu konfrontieren. Es verdient auch Anerkennung, dass Hochhuth eine Frage gleichsam wieder auf den Terminkalender der öffentlichen Meinung in aller Welt gebracht hat – sein Drama hat weltweites Echo gefunden –, die manche Leute gern als eine Art Tabu betrachten würden: der Massenmord an jüdischen Menschen unter dem Naziregime.»

,Neue Jiddische Zeitung', München, 10.3.1963

Erklärung zur Kontroverse Hochhuth-Sellenthin

In die Diskussion um den «Stellvertreter» hat auch Herr H. G. Sellenthin, der Pressereferent und Leiter der Jüdischen Volkshochschule der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, eingegriffen. Hierbei sind teils richtige, teils unrichtige Einzelheiten über dessen Lebensgeschichte publiziert worden.

Herr Sellenthin ist kein Jude und war niemals Jude. Richtig dagegen ist, dass er seinen Glauben gewechselt hat. Herr S. ist gebürtiger Protestant und während des Krieges zum Katholizismus übergetreten.

Es könnte bei unseren nicht jüdischen Mitbürgern der bedauerliche Eindruck entstehen, dass die gesamte Berliner Judenheit Herrn S. als «ihren Pressereferenten» und seine Äusserungen als solche der Jüdischen Gemeinde ansieht.

Schon der Werdegang des Herrn S., der sich nach dem Zusammenbruch unberechtigterweise des Dr.-Titels bediente, als auch seine eigenartigen Vorstellungen bei christ-katholischem Glaubensbekenntnis dem Judentum in seiner Weltanschauung und in seiner Arbeit sich verbunden zu fühlen (Tagespiegel v. 12.3.1963) lassen ihn uns nicht als die geeignete Person erscheinen.

Die ‚Unabhängige Jüdische Vereinigung (UJV)‘ sieht es als ihre Pflicht an, zu erklären: Die UJV hat stets der Anstellung des Herrn Sellenthin ihre Zustimmung verweigert und wiederholt seine Entlassung gefordert, da sie grundsätzlich die Ansicht vertritt, dass konfessionelle Kulturarbeit nur von einem Angehörigen der betreffenden Konfession glaubhaft vertreten werden kann. Die UJV fühlt sich aber verpflichtet, sich in aller Öffentlichkeit von den Äusserungen des Herrn Sellenthin zu distanzieren, der keinesfalls im Namen aller Juden Berlins sprechen darf.

Zu dem «Abrücken des Herrn Galinski von den Äusserungen seines Pressereferenten Sellenthin» – (Artikel in der Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland v. 13.3.1963 – Berliner Seite «Papst Pius XII. und die Juden») schliesst sich die UJV der Fragestellung des «Telegrafs» v. 13.3.1963 an:

«Aber darf man fragen, warum der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, der verantwortlich für die Berliner Seite der Jüdischen Allgemeinen Zeitung, Düsseldorf, zeichnet, seinen zum katholischen Glauben übergetretenen Pressereferenten darin spaltenlang über die katholische Dokumentation schreiben liess?»

Unabhängige Jüdische Vereinigung (Fraktion der Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin), 14.3.1963

Fritz J. Raddatz

Geschichte aus Taschenspielerhand

Auszüge aus einem Artikel von Msgr. Erich Klausener

Im «Rheinischen Merkur» erschien am 1.3.1963 ein grosser Aufsatz von Monsignore Erich Klausener unter dem Titel «Geschichte aus Taschenspielerhand»; der Verfasser konnte sich auf Anfrage nicht entschliessen, dem Verlag die Nachdruckgenehmigung zu erteilen, «da der Rowohlt Verlag bei der Herausgabe dieses Taschenbuchs zur Hochhuth-Diskussion auch selbst allzu sehr engagiert ist».

Es muss hier also – weil dem Verlag gerade daran gelegen ist, auch Einwände gegen Hochhuths Stück wiederzugeben – in kürzerer und auszugsweiser Form angedeutet werden, was dieser Aufsatz besagte. Klausener lehnt sich vor allem gegen Hochhuths Charakterisierung des Papstes als «aristokratisch, kalt und hart» auf und gegen die im Bild verdeutlichten Finanzmanipulationen des Heiligen Vaters. Klausener hält Hochhuths Papstbild für ein Zerrbild und glaubt nicht an sorgfältiges historisches Quellenstudium des Autors (FJR):

Wie sah diese historische «Forschungsarbeit» aus? Einer der wichtigsten Zeugen für ihn wäre Pater Leiber, der Sekretär Pius' XII., gewesen. Aber als Hochhuth in Rom war, hielt dieser sich gerade in Deutschland auf. Das ist bedauerlich. Indes, 1959 gab es schon sicheren Postverkehr. Doch darauf liess sich Herr Hochhuth nicht ein. Er war – nach Aussagen seines Verlegers – vielmehr beruhigt, als in den «Stimmen der Zeit» Pater Leibers Aufsatz über «Pius XII. und die Juden in Rom» erschien; dadurch habe sich ein Interview erübrigt. Ob der Autor eines 210-Seiten-Stückes nicht noch einige Fragen an den Autor eines 8-Seiten-Aufsatzes hätte haben müssen, wenn dieser Spitzenzeuge für das Hauptthema seines Stückes sein könnte?

Noch bezeichnender ist, dass Pater Leibers Aufsatz erst im März 1961 erschien, während Hochhuth nach Aussage seines Verlegers schon im Herbst 1959 «in einer Bibliothek im Vatikan die erste Skizze seines Stückes geschrieben» hat. Hochhuths Meinung über Quellen und Ereignisse lag offenbar fest, ehe er seine Quellen genau kannte. So nimmt er denn auch in Pater Leibers Aufsatz einfach nicht zur Kenntnis, was ihm nicht passt.

So wird kein Beitrag zur Zeitgeschichte geleistet, sondern so fabriziert man Legenden. Und Hochhuth produziert eine schlechte Legende: er verfestigt alte antikatholische Ressentiments und macht seinen Zuschauern die angestrebte Bewältigung etwas zu leicht, da sie nun in dem Papst als Sündenbock ein Alibi für alle eigene Schwäche haben. Dagegen haben in einem Studentenkreis bezeichnenderweise Ausländer protestiert: für einen deutschen Autor sei das zu billig!

Es gibt in der Geschichte Pius' XII. eine echte Tragik. Vielleicht ist sie auch der Stoff für ein Drama. Aber von dieser Tragik hat Hochhuth nicht einen Hauch

verspürt. Denn für ihn ist Pius nur Politiker. Der Zugang zur religiösen Persönlichkeit dieses Papstes blieb ihm verschlossen – wenn er ihn je gesucht hat.

Da Hochhuth den wirklichen Konflikt des Papstes in seinem Stück auslöst, *erfindet* er einen unwahren. Doch das stimmt nicht. Nicht Hochhuth hat den Ruhm, als erster ein «Tabu» durchbrochen zu haben. Viele seiner Thesen stehen schon bei M.M. Scheinmann «Der Vatikan im Zweiten Weltkrieg», herausgegeben vom Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften der UdSSR (deutsch im Dietz-Verlag, Berlin, 1954). Da heisst es: «Während des Krieges hatten die Würdenträger des Vatikans keine Neigung, gegen die Verbrechen der faschistischen Okkupanten, mit denen sie durch gleiche Ziele verbunden waren, öffentlich zu protestieren. Im äussersten Falle hielten sie diese Verbrechen für ein ‚unvermeidliches Übel‘, das vom Standpunkt der Machthaber des Vatikans durch die Absichten der Hitler-Leute, die sozialistische Arbeiterbewegung zu erdrosseln und die UdSSR zu erschlagen, gerechtfertigt wurde.»

Bei Hochhuth sagt der «Papst» in der eingangs erwähnten Szene: «Hitler allein... verteidigt jetzt Europa... Der Westen sollte ihm Pardon gewähren, solange er im Osten nützlich ist.»

Seinen Nuntius Orsenigo lässt Hochhuth in der Eingangsszene des Stückes sagen, Hitler werde eines Tages wie Franco und Mussolini begreifen: «Nur mit uns, mit der Kirche, nicht gegen sie, ist der Faschismus unbesiegbar.»

Scheinmann dazu: «Die Würdenträger begannen sich (1940) offen der ‚Neuordnung‘ Hitlers in Europa anzupassen... Nicht ohne Grund rechnete der Vatikan darauf, dass die räuberische ‚Neuordnung‘ Hitlers eines religiösen Segens bedürfe.»

In Hochhuths Buch spielt der «Papst» selbst auf eine Verbindung zwischen Jesuiten und Hitler-Geheimdienst an; auf der Bühne sagt SS-Mann Gerstein offen zu Pater Riccardo: «Sie wären ja der erste Priester nicht, der für die Henker Spitzeldienste leistet.»

Bei Scheinmann steht: «Tatsächlich arbeiteten denn auch die Jesuiten den ganzen Krieg hindurch mit dem deutschen Geheimdienst und der Gestapo zusammen.»

In einem Punkt geht allerdings Hochhuth noch über Scheinmann hinaus. Der sagt zwar, die Kirche habe ihre «umfangreichen» Kapitalien in allen Arten von gewinnbringenden Unternehmen «fast stets ohne Rücksicht auf den sittlichen Charakter der Betriebe angelegt; folglich ist die Kirche an dem Profitssystem sehr stark interessiert».

Aber der sowjetrussische Autor behauptet doch nicht wie Hochhuth, dass kirchliche Stellen, wie die Jesuiten, während des Krieges auf beiden Seiten der Front Geschäfte gemacht hätten und schon dadurch dem Papst der Mund verbunden gewesen sei!

Hochhuth widmet sein Stück Dompropst Bernhard Lichtenberg und dem polnischen Franziskanerpater Maximilian Kolbe, der in Auschwitz freiwillig für einen Mitgefangenen in den Tod ging. Diese beiden Blutzeugen sollen ihn zur Gestalt seines Paters Riccardo angeregt haben.

Riccardo versteigt sich – in einer nach billigster Kolportage riechenden – Szene zu dem Plan, den Papst zu ermorden. Dabei sucht Riccardo den General der Salvatorianer zu überreden, dass dieser nach dem Mord über Radio Vatikan verkünde, die SS habe den Papst ermordet, weil er für die Juden eintreten wollte. Dann werde – meint Hochhuths Riccardo – die ganze Welt gegen Hitler aufstehen. Und so rechtfertigt sich Riccardo: «Wissen wir denn – ob Gott dem Papst nicht deshalb einen Mörder schickt, weil er ihn nicht ganz verderben will? Der gesagt hat, ‚ich bringe nicht den Frieden, sondern das Schwert‘, muss auch damit gerechnet haben, dass es einmal den ersten der Seinen trifft... Hat Judas sich verweigern dürfen? Er wusste, er werde in Ewigkeit verdammt – sein Opfer war grösser als das des Herrn.»

Diese Blasphemie und der Gedanke an Lichtenberg oder Kolbe sind so unvereinbar, dass jedes weitere Wort zuviel wäre.

Rolf Hochhuth

Antwort an Msgr. Erich Klausener

Muss man Msgr. Klausener wirklich glauben – beispielsweise –, dass er als Pressechef des katholischen Bistums Berlin nicht weiss, dass der grosse entscheidende Artikel zur Charakterisierung Pius' XII. aus der Feder seines Sekretärs, Professor Leiber, bereits 1958 in «Stimmen der Zeit» erschienen ist? Dabei ist der von ihm zitierte spätere Artikel von Professor Leiber über die Judenverfolgung in Rom von 1961 überhaupt erst hervorgerufen worden durch die bereits vorliegende, die Kurie stark belastende Dokumentation in den Sammlungen von Poliakov-Wulf und von Gerhard Schoenberner...

Es ist ermutigend, dass auch praktizierende Katholiken, wie der Münchener Publizist Carl Amery (SZ vom 2.3.1963), zugunsten des Dramas in die Diskussion eingreifen. Würden sie es wohl tun, wenn ich, wie Msgr. Klausener behauptet, «die Hilfsaktionen der Nuntiaturen und Episkopate in Ost- und Westeuropa sowie die Auswanderungshilfe des Päpstlichen Hilfswerks unter den Tisch wischen» würde? Dies ist eine der zahllosen, entstellenden Behauptungen des Pamphlets, das schmeichelhafterweise zum sogenannten «Fall Hochhuth» hochgespielt wurde. Untersuchen wir doch einmal den Wahrheitswert dieser ersten besten von unzähligen ähnlichen Unterstellungen:

Bereits in der ersten Szene des Dramas wird an *fünf* Stellen gesagt, dass der Berliner oder der Pressburger Nuntius und der Bischof von Münster gegen Verbrechen der Nazis eingeschritten sind. In der zweiten Szene, obwohl sie nur ein SS-Gelage zeigt, wird *viermal* von entscheidenden Widerstandstaten der katholischen Kirche gegen die Mörder gesprochen. Da wird gesagt, dass der päpstliche Nuntius in der Slowakei die Deportationen durch seinen Widerstand unmöglich macht; dass der in Rumänien ebenfalls «schon anfängt zu hetzen».

Dass Graf Galen die «Euthanasie» nahezu unmöglich macht; dass das Propagandaministerium *aus Angst vor dem Vatikan* gegen das Mischlingsgesetz protestiert hat. Dritte Szene: der Protestant Gerstein versteckt in seiner Berliner Wohnung einen Juden, der von einem Jesuitenpater Pass und Soutane erhält, um fliehen zu können. Hier wird davon gesprochen, dass Dompropst Lichtenberg im Gefängnis ist, weil er für Juden gebetet hat; dass er bereit ist, ihr Schicksal im Osten zu teilen; dass die Nonne Edith Stein «mit anderen Ordensmitgliedern aus Holland deportiert wurde; dass die holländischen Bischöfe dagegen protestiert haben – alles dies im ersten Akt! Ich könnte ähnliche Belege aus jeder Szene des Stückes aufzählen, mit Ausnahme der Auschwitz-Szene. Kein Platz. Es kann ja auch jeder selber nachlesen.

Zählen wir aber noch auf, was alles in der Papst-Szene an Material vorgebracht wird, um diesen Satz Klauseners zu widerlegen. Da sagt der Papst persönlich: der Nuntius in Pressburg habe erreicht, dass keine Juden mehr nach Polen abgeschoben würden; dass die Kirche Hunderte von Juden in Rom versteckt, Tausenden Pässe ausgestellt hat. Der Kardinal fügt hinzu, man habe eigens Ämter errichtet, Büros und Komitees, nur um zu helfen, um zu retten. (In einer anderen Szene sieht man diesen Kardinal in einem Kloster, wo er auf einem Speicher versteckte Juden, Kommunisten und so weiter besucht hat.) Der Papst sagt, er habe sich bereit gefunden, den Juden Roms sehr viel Gold zu spenden, das die Nazis als Lösegeld erpressen wollten. Und dann wird ungekürzt (und allerdings nicht zum Ruhm der Kurie!) der Aufruf des «Osservatore Romano» zitiert, der aufzählt, was Pius XII. zur Verhinderung des Krieges und zur Linderung seiner Härten alles getan hat.

Hält man es nach dieser noch immer sehr lückenhaften Aufzählung für möglich, dass Msgr. Klausener *versehentlich* meine zahlreichen Textstellen übersehen hat, die seiner Behauptung entgegenstehen? Dies zu seiner Methode. Nun zu einigen Fakten: Weder er noch der sachliche Prälat Adolph konnten beweisen, dass ein Protest des Papstes die Lage verschlimmert hätte, wenn man überhaupt der Meinung ist (die Deportierten waren sicherlich kaum dieser Meinung), irgendetwas hätte noch verschlimmert werden *können*. Zugeben, dass in Holland erst in die Klöster eingebrochen wurde, *nachdem* die Bischöfe protestiert hatten. Das habe ich aber weder im Stück verschwiegen, noch ist damit die Frage beantwortet, ob nicht doch *der Papst* oder wenigstens der Vatikan hätten eingreifen sollen, als man dort sogar Nonnen deportierte. Wohin das geführt hätte?

Andere Vorkommnisse sprechen dagegen, dass ein bedrohliches Vorgehen der Nuntiatoren wirkungslos blieb. Beispiele: Wir haben gehört, was der slowakische Nuntius erreicht hat. Wir wissen, was sogar in Deutschland die beiden Kirchen im Hinblick auf das Mischlingsgesetz erreichen konnten: buchstäblich die Rettung für Zehn- oder Hunderttausende. Selbst alles das, was Prälat Adolph meinen Zitaten aus Goebbels' Tagebüchern noch hinzugefügt hat, bestätigte Wort für Wort meine immer wieder bewiesene These, dass sich

die Nazis während des Krieges hüteten, mit den deutschen Bischöfen – von Rom ganz zu schweigen! – Händel zu suchen. Wie sagte Goebbels, als eine bischöfliche Denkschrift sogar in der amerikanischen Presse abgedruckt wurde: «Man könnte vor Wut zerplatzen, wenn man sich vergegenwärtigt[^] dass wir heute keine Möglichkeit haben, die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen.»

Und da wäre ein Einspruch des *Papstes* völlig wirkungslos geblieben? Wie erklärt man dann, dass ein vergleichsweise wehrloser Mann, der Marschall Mannerheim, die finnischen Juden retten konnte? Pius XII. hat sich nicht einmal vor die Juden seiner eigenen Diözese Rom gestellt. Wer Glück hatte, entkam zu den Alliierten, die damals bereits am Volturno standen, oder erhielt ein Versteck in den Klöstern oder einen Pass und Geld von der Kirche. Der Papst aber hat mit keinem Wort, während des ganzen Krieges nicht, auch nur *versucht*, die Ausrottung zu verhindern.

„Der Tagesspiegel“, Berlin, 6.3.1963

Albrecht v. Kessel

Der Papst und die Juden

Da die Diskussion über das kürzlich in Berlin aufgeführte Stück «Der Stellvertreter» zurzeit Wellen schlägt, muss ich mich wohl in die Debatte, nicht über das Stück, sondern seine Hintergründe einschalten. Ich tue dies zögernd, weil man alles Entsetzliche, das gegen Ende des Krieges vor sich ging, im Grunde nicht in Worte kleiden kann – «der Rest ist Schweigen», heisst es im Hamlet.

Da aber dies Schweigen nun von anderer Seite gebrochen worden ist, muss auch ich den Mund auftun. Nicht etwa deswegen, weil mein Name in dem Stück erwähnt wird, und ganz und gar nicht, um Herrn von Weizsäcker erneut, wie in Nürnberg, zu verteidigen. Er war einer der nachdenklichsten und, man verzeihe mir das grosse Wort, edelsten Männer, die mir in meinem langen und bewegten Leben begegnet sind. Er bedarf keiner Verteidigung.

Ich breche das Schweigen nur, weil ich in jenen Monaten, von denen das Stück «Der Stellvertreter» handelt, Mitglied der Deutschen Botschaft beim Heiligen Stuhl war und weil ich aus meinen Erfahrungen in der zwölfjährigen nationalsozialistischen Periode des Schreckens glaube, etwas zur Beurteilung der römischen Ereignisse beitragen zu können.

Wer je als Diplomat unter einem totalitären und verbrecherischen Regime ausgeharrt hat – warum, steht hier nicht zur Debatte –, kennt verschiedene Stufen der Glaubwürdigkeit:

Schriftliche Äusserungen sollte man ausschliesslich unter dem Gesichtspunkt der Taktik beurteilen. Sie bezwecken oft das genaue Gegenteil von dem, was der naive Leser in sie hineinlegt. So gab es etwa den Fall des Gefreiten in der Einheit eines meiner Freunde. Dieser Gefreite redete sich fast um Kopf und

Kragen, wurde aber durch eine schriftliche Erklärung meines Freundes gerettet, er sei stets ein fanatischer Anhänger des «Führers» gewesen, worauf er auf Grund dieses Schriftstückes zwei Jahre später von den Amerikanern prompt als Obernazi eingesperrt wurde. Die Dokumente aus jener Schreckenszeit bestehen also häufig, um es schlicht zu sagen, aus lauter Lügen. Man muss nach den Motiven forschen, aus denen heraus ein Schriftstück verfasst wurde, anstatt umgekehrt die Motive aus dem Schriftstück herauslesen zu wollen.

Mündliche Äusserungen, soweit sie korrekt überliefert sind, was viel seltener der Fall ist, als der Laie glaubt, stehen unter dem gleichen Gesetz, dass sie sehr oft nur taktische Lügen enthalten. Nur wenn derjenige, der das Gespräch aufzeichnet, sehr präzise vermag, die Lage in ihrer Vielschichtigkeit zu übersehen und sich in die Psychologie des Beteiligten hineinzuversetzen, ist die Wiedergabe derartiger Unterhaltungen von Wert. In dieser Hinsicht ist das von Professor Carl J. Burckhardt aufgezeichnete Gespräch mit Attolica, dem italienischen Botschafter in Berlin, über die Haltung Weizsäckers ein geniales Dokument.

Dies vorausgeschickt, möchte ich mich mit aller gebotenen Selbstbeschränkung und Zurückhaltung zu den durch das Stück «Der Stellvertreter» aufgeworfenen Problemen äussern: Als die italienische Regierung im September 1943 mit den Alliierten einen Waffenstillstand schloss und damit die Seiten wechselte, wurde Rom von deutschen Fallschirmjägern besetzt. Noch am Abend dieses Ereignisses und erst recht am folgenden Tag beriet sich Herr von Weizsäcker mit mir, wie man den Juden helfen könne. Nach unserer Überzeugung, die leider von vielen Wohlmeinenden wieder einmal nicht geteilt wurde, stand Schlimmstes bevor. Es galt daher, die Juden so rasch und so eindringlich wie möglich zu warnen und ihnen ein Sich-Verstecken oder Fliehen anzuraten. Die Italiener waren, auch soweit sie zuverlässige Gegner des Dritten Reiches waren, wegen ihres unbefangenen Plauderns hierfür nicht zu brauchen. Ihnen gegenüber galt das Sprichwort: Gott bewahre uns vor unseren Freunden, vor unseren Feinden schützen wir uns selber!

Schliesslich fiel mir ein, dass der Schweizer Generalsekretär des Instituts für Internationales Privatrecht, den ich verhältnismässig gut kannte, für diese Mission geeignet sein könnte. Mit Einverständnis von Herrn von Weizsäcker suchte ich ihn noch am gleichen Abend in seiner Wohnung auf. Er übersah meine Lage und das Risiko, das ich einging; ihn brauchte ich also gar nicht erst um Diskretion zu bitten. Daher fragte ich ihn ohne Umschweife, ob er führende Juden in Rom kenne. Als er dies bejahte, bat ich ihn, sie sofort aufzusuchen und ihnen folgenden Rat zu geben: sie müssten schnellstens ihre Wohnungen verlassen und irgendwo Unterschlupf suchen. Angesichts der in Rom herrschenden, recht chaotischen Zustände, angesichts des Widerwillens der römischen Polizei gegen die Nazis sowie der allgemeinen Korruption genüge es vielleicht, wenn die Juden sich in der gleichen Strasse, ja im eigenen Haus bei Bekannten und Freunden versteckten. Noch besser wäre es allerdings, wenn

sie in irgendwelchen Kleinstädten oder Dörfern der Umgebung Unterkunft finden könnten, wo sie als normale Flüchtlinge, deren es Zehntausende gab, und nicht als Juden angesehen würden. Mein Schweizer Bekannter sagte mir zu, die ihm bekannten Juden in diesem Sinne zu beraten. Ich ging erleichtert nach Hause in der Überzeugung, meine Pflicht getan und, abgesehen von vielleicht einigen Einzelfällen, Unheil verhütet zu haben.

Wer beschreibt Herrn von Weizsäckers und mein Entsetzen, als wir nach einigen Tagen feststellten, dass diese Warnung in den Wind geschlagen worden war und führende Juden mit der inzwischen eingetroffenen SS ein Arrangement treffen wollten. Ich suchte meinen Schweizer Bekannten erneut auf, der mir mit der ganzen Naivität eines Mannes, der nie unter einen Terrorregime gelebt hatte, folgendes erklärte: Es sei doch kein Anlass zu übertriebenen Besorgnissen, inzwischen seien Ruhe und Ordnung wiederhergestellt und «die» Deutschen benähmen sich äusserst korrekt. Er beging den typischen Fehler des nichtsahnenden liberalen Bürgers, zu glauben, dass Terror mit Chaos identisch ist beziehungsweise nur im Chaos gedeiht, während meist das genaue Gegenteil der Fall ist. Ich fürchte, diesen sehr kultivierten und sensiblen Mann in jener Stunde angeschrien zu haben. Wenn die Juden, so erklärte ich, sich nicht sofort und endgültig «verkrümelten», so würden sie samt und sonders deportiert werden. Soweit ich mich erinnere, habe ich gesagt: «Ihr Blut wird, wenn sie zugrunde gehen, über mich und meine Freunde kommen – und das haben wir nicht verdient. Ich beschwöre Sie, meinen Rat Ernst zu nehmen und Ihren ganzen Einfluss auf die Juden in Rom geltend zu machen!» – Das Ergebnis ist bekannt.

Hinzufügen möchte ich noch, dass alles, was ich in den Monaten der Nazi-Herrschaft in Rom getan habe – es war zu wenig, denn ich hatte Angst, von der Gestapo gefoltet zu werden, und obendrein war es oft noch erfolglos –, dass dies alles teils auf Anregung von Herrn von Weizsäcker geschah, teils, soweit der Einfall von mir stammte, mit seinem ausdrücklichen Einverständnis. Es gab zwischen ihm und mir kein Geheimnis und auch nicht den Schatten einer Meinungsverschiedenheit, wenn auch Unterschiede des Temperaments.

Die Rolle unserer Vatikanbotschaft, das heisst Herrn von Weizsäckers und seiner Vertrauten, war, milde ausgedrückt, nicht einfach. Hitler, wie ein von der alliierten Meute gestelltes Raubtier, war zu jedem – um es noch einmal ganz deutlich zu sagen –, zu jedem Akt der Hysterie und des Verbrechens fähig. Erwägungen, den Papst gefangenzunehmen, ihm einen Zwangsaufenthalt im «Grossdeutschen Reich» anzuweisen, haben bei ihm vom September 1943 bis zum Juni 1944, also bis zum Einzug der Alliierten in Rom, immer wieder eine Rolle gespielt. Hätte sich der Papst, wie wir auf Grund eindeutiger Informationen erwarteten, dieser Aktion widersetzt, so war sogar mit der Möglichkeit zu rechnen, dass er «auf der Flucht erschossen» würde.

Wir waren daher der Ansicht, es sei unsere oberste Pflicht, wenigstens dies

Verbrechen, das wiederum im Namen unseres Volkes begangen worden wäre, zu verhindern. Herr von Weizsäcker musste also an zwei Fronten kämpfen: Er musste dem Heiligen Stuhl, das heisst dem Papst, den Rat geben, keine unbedachten Aktionen zu unternehmen, das heisst Aktionen, über deren letzte, vielleicht tödliche Folgen er sich nicht im Klaren wäre.

Und ebensowenig musste Weizsäcker die Nazis, das heisst Hitler, durch eine subtile Berichterstattung davon überzeugen, der Vatikan sei gutwillig, mithin in Hitlers Sicht schwach. Die zahllosen Einzelaktionen des Vatikans zugunsten der Juden seien so bedeutungslos, dass man sie nicht ernst zu nehmen habe.

Schliesslich waren wir, das heisst sämtliche Mitglieder der Deutschen Botschaft beim Vatikan, trotz aller sonstigen Differenzen in der Beurteilung der Lage ohne Ausnahme in einem Punkt einig: Ein flammender Protest Pius' XII. gegen die Judenverfolgungen hätte vermutlich ihn selbst und damit die Kurie in höchste Gefahr gebracht, bestimmt aber zum damaligen, sehr späten Zeitpunkt, nämlich im Herbst 1943, keinem einzigen Juden das Leben gerettet. Hitler, das umstellte Raubtier, würde umso grausamer reagieren, je mehr er Widerstand spürte.

Gegenüber dem Vatikan, der Kurie, also dem Papst, stand uns allerdings nur zu, vor unbedachten Äusserungen und Schritten zu warnen. Zu radikalen Entscheidungen im Sinne eines Märtyrertums Stellung zu nehmen, wäre für uns Deutsche, deren Staatsoberhaupt ein Verbrecher war, ganz und gar unangemessen gewesen. Auch darf niemand von seinem Nächsten, im biblischen Sinne gemeint, erwarten, dass er Märtyrer werde.

Bestimmt hätte ein flammender Protest des Papstes, um es noch einmal zu sagen, 1943 keinem einzigen Juden mehr das Leben gerettet. Aber wäre es nicht im Zeichen der menschlichen Würde, der Christenheit und der katholischen Kirche besser gewesen, wenn Pius XII. sich die im Praktischen sinnlose Märtyrerkrone aufs Haupt gesetzt hätte, etwa im Geiste der Geschwister Scholl in München? Aus diesem politisch sinnlosen Opfer hätte vielleicht eine fruchtbare Saat aufkeimen können, die wir heute entbehren.

Pius XII., den ich schon als Staatssekretär und 12 Jahre später als Papst gekannt habe, war eine grosse Gestalt, die allerdings, das war damals meine Überzeugung und ist es auch heute, unter der Gewissensnot fast zusammenbrach. Er hat, ich weiss es, Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat um die Antwort gerungen. Keiner konnte ihm die Verantwortung für diese Antwort abnehmen. Wer kann heute, 20 Jahre danach, behaupten, der Papst habe die falsche Antwort gefunden, als er dem Märtyrertum auswich? Und wer darf, selbst wenn die Antwort des Papstes wirklich falsch gewesen sein sollte, den ersten Stein auf ihn werfen?

Der Autor des Stücks «Der Stellvertreter» vertritt Ansichten, anständige, ja idealistische (denn ich billige ihm guten Glauben zu), wie ich sie in seinem

Alter, vor 30 Jahren, genauso vertreten hätte. Möge ihm, wenn er so alt ist wie ich, auf Grund von inzwischen eingetretenen Ereignissen erspart bleiben, wortkarg feststellen zu müssen: Gott sei meiner Seele und meinem armen Volke gnädig!

Rolf Hochhuth

Eine Entgegnung auf Albrecht v. Kessel

Es ist keine Frage des Jahrgangs, ob man das Stossgebet sprechen muss, mit dem Herr v. Kessel seinen Aufsatz beschliesst. Wir alle haben Veranlassung, so zu sprechen. Und da sogar er, den man noch heute im Päpstlichen Staatssekretariat als hilfsbereiten Anti-Nazi in Erinnerung hat, seine Angst vor der Folter durch die Gestapo eingesteht, so habe ich das natürlich erst recht zu tun: ich hätte vor Angst vermutlich niemandem geholfen. Was aber soll bei einer solchen Auseinandersetzung die uninteressante Person des Autors?

Fakten sind da in Fülle, 40 engbedruckte Seiten Dokumentation immerhin konnte ich abdrucken – ist es da nicht belanglos, ob ich «guten Glaubens» gehandelt habe? Natürlich stimme ich zu, wenn Herr v. Kessel sagt (was auch im Stück steht), niemand, und schon gar nicht ein Deutscher, dürfe von seinem Nächsten erwarten, auch vom Papst nicht, dass er Märtyrer werde.

Aber ich halte es für ausgeschlossen, und auch im Vatikan hielt man das 1943 und 1959 für ausgeschlossen, dass Hitler den Papst «zum Märtyrer gemacht» hätte. Und es ist einfach nicht wahr, dass ein «flammender Protest» des Papstes, wie Herr v. Kessel schreibt, «keinen einzigen Juden gerettet hätte».

Ich wiederhole einige Fakten aus dem Anhang zum Stück: aus vier verschiedenen Jahren vier Beispiele, dass geholfen werden konnte, ohne dass Helfern ein Haar gekrümmt wurde.

1941 hat Hitler nicht einmal den Bischof von Münster zum Märtyrer gemacht, ja, ihn nicht einmal dann verhaftet, als schon englische Flugzeuge Galens Brandreden über Deutschland abwarfen. Im Gegenteil: Hitler stellte den Euthanasie-Mord weitestgehend ein, nicht völlig.

1942 stoppte der päpstliche Nuntius in Pressburg, der erfahren hatte, dass man die bis dahin Deportierten bei Lublin vergast hatte, durch seine Forderung nach einer Untersuchung alle weiteren Deportationen aus der Slowakei – zwei volle Jahre.

1943 drohte der protestantische Bischof Wurm, gemeinsam mit den Katholiken, gegen das geplante Mischlingsgesetz, das den jüdischen Ehepartner zur Deportation verurteilt hätte, von allen Kanzeln Proteste verlesen zu lassen. Ergebnis: «Da die nationalsozialistischen Regierungsstellen eine starke Beunruhigung der Bevölkerung fürchteten, die in der Zeit des beginnenden militärischen Niedergangs doppelt gefährlich war, trat das Gesetz nie in Kraft.»

(Berliner Petrusblatt)

1944: Am ersten Tag der Deportationen aus Ungarn macht der Nuntius Horthy darauf aufmerksam, dass «die ganze Welt genau wissen würde, was sie zu bedeuten hätten». Aber erst sechs Wochen später übergibt er Horthy eine Botschaft des Papstes, die zum «Ausgangspunkt eines weltweiten Apells an das Gewissen des Reichsverwesers» wird. Aber obwohl Rom und damit der Vatikan nun bereits unter dem Schutz alliierter Truppen stehen, obwohl Auschwitz die höchste Tagesquote der Ermordungen erst soeben erreicht: der Papst, genauestens informiert, dass kürzlich 380'000 Ungarn dort hin deportiert worden sind, protestiert auch jetzt noch nicht bei Hitler, die Ungarn werden verbrannt. Sechs Wochen später übergibt der Nuntius dem Reichsverweser Horthy eine Botschaft Pius' XII., die den Protestanten Horthy ausserordentlich einschüchtert und zum «Ausgangspunkt des weltweiten Apells an das Gewissen des Reichsverwesers wird, da sich die Amerikaner, der König von Schweden und das Rote Kreuz dem Protest anschliessen, so dass Himmler die Deportationen tatsächlich einstellen lässt».

Zu diesem Zeitpunkt aber hätte Hitler den Papst wahrhaftig nicht mehr zum Märtyrer machen können – wenn er das je gewollt hatte. Hitler aber hat niemals erwogen, 35 Millionen deutsche Katholiken und fast alle seine Verbündeten, auch die seit 1942 durch Konkordat mit Rom verbundenen Japaner, gegen sich aufzuputschen durch die Nachricht, er habe' den Papst «auf der Flucht erschossen». Diese Formulierung, Herr v. Kessel, klingt doch mehr als abenteuerlich. Sie steht auch in krassm Widerspruch nicht nur zu allen deutschen Dokumenten, zum Beispiel dem Tagebuch von Goebbels und den Memoiren Weizsäckers, sondern sogar zu dem Bericht Pater Leibers über die deutsche Besetzung in Rom.

Weizsäcker erzählt von seiner Abschiedsvisite bei Hitler, Frühjahr 1943: resümierte ihm meinen Plan für Rom so: Gegenseitige Nichteinmischung, keine grundsätzliche Diskussion, keine Händel. Hitler stimmte zu. Er sprach dann von Bismarck, der im Kulturkampf unterlegen sei, weil er nicht wie der Priester das Ohr des einfachen Mannes gehabt habe. Nach dem Krieg wollte Hitler die Kirche als Werkzeug des Staates fortexistieren lassen, anders aber nicht. Nebenbei bemerkte Hitler, in Rom gäbe es drei Männer, den König, den Duce und den Papst. Von diesen sei der letzte entschieden der stärkste.»

Ich habe im Anhang zum Stück über die Besetzung Roms, die dortige Judenjagd und den Papst ausführlich berichtet. Hier daraus nur ein Zitat: Hitler hat, als er im intimsten Kreis seiner Wut Luft machte über die Verhaftung Mussolinis, auch für einen Moment erwogen, bei der Inhaftnahme der verantwortlichen Männer in Rom auch den Vatikan mit in Anspruch zu nehmen. Himmler, Goebbels und Ribbentrop wandten sich sofort stärkstens dagegen. «Ich glaube nicht, dass es notwendig ist, in den Vatikan einzubrechen, halte aber andererseits eine solche Massnahme für ausserordentlich verhängnisvoll in Bezug auf die Weltwirkung unserer Massnahmen.» Noch am gleichen Tag

ergänzte Goebbels diese Tagebucheintragung: «Jedenfalls sind sich jetzt alle, auch der Führer, schon einig darüber, dass der Vatikan bei den von uns zu treffenden Massnahmen ausgenommen werden muss.»

Bevor die Deutschen im September Rom besetzten, fragte dann der Vatikan offiziell über Weizsäcker an, ob seine Rechte auch gewahrt würden. Hitler liess diese Anfrage bejahen. Nach dem Einzug der Deutschen nahm der Stadtkommandant General Stahel mit dem Vatikan Verbindung auf und stellte Wachen, die den Befehl hatten, jede Verletzung des vatikanischen Gebietes zu unterbinden. Der deutsche Botschafter am Quirinal, Rahn, schloss seinen Bericht im Hauptquartier über die Lage im besetzten Rom: «,Im Übrigen vergass ich zu berichten, dass ich mit dem Vatikan ein kleines Sonder-Konkordat abgeschlossen habe.»

Bormann, der bittere Feind der katholischen Kirche, fuhr hoch, und Hitler schaute mich überrascht an. Im Stil seiner kaufmännischen Darstellung gab ich dann Bericht über die Verdienste des Vatikans um die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung in Rom, für die unsere einzig verfügbaren zwei Sicherungskompanien allein nie ausgereicht hätten. Dazu sei ich natürlich genötigt gewesen, Sorge zu tragen, dass die Person des Papstes, der römische Klerus und die Kirchengüter unter allen Umständen geschützt würden. ‚Das ist ein Geschäft! schloss ich, ‚und der Saldo ist mindestens ebenso zu unseren Gunsten wie zu jenen des Vatikans.« Der Ton schien richtig gewählt. Hitler sagte: ‚Ja, auf Geschäfte verstehen sich die römischen Herren‘.»

Fassen wir zusammen: Selbst, wer allen diesen hier angedeuteten Fakten jegliche Beweiskraft abspricht, *eine* Tatsache wird er nicht ableugnen wollen: der Papst würde Zahllose gerettet haben, wenn er sie wenigstens gewarnt hätte. Juden können erzählen, dass sie das ganz Unglaubliche «natürlich» nicht glauben konnten: Was deutschfeindliche Sender über die Judenmorde sagten, das klang angesichts des weitgehend disziplinierten und menschlichen Verhaltens der deutschen Besatzungsmacht in Westeuropa ebenso märchenhaft wie das dumme Pn' pagandamärchen von abgehackten Händen belgischer Kinder im Ersten Weltkrieg. Dem Papst und seinem Sender aber hätte man doch geglaubt, nur dem Papst, dem grossen Neutralen. Er wusste bei Weitem nicht alles, vielleicht hat man ihn sogar mit Details des Schreckens «verschont?». Aber er wusste, dass die Deportierten nicht im Osten angesiedelt wurden. Keiner seiner Informanten konnte ihm eine Deportierten-«Siedlung» nennen. Er wusste schon im Juli 1942, dass allein in Polen mindestens 700'000 Menschen umgekommen waren. Und wenn selbst er nicht hätte «überprüfen» können, ob diese Menschen, trotz der deutschen Pflege, vielleicht nur aus Mangel an Kalorien, verendet waren: er hätte den Juden Westeuropas sagen müssen: Glaubt nicht an Umsiedlung, versteckt euch, wenn ihr könnt, flieht. Viele, viele hätten es gekonnt, hätten es versucht. Viel mehr Christen würden dann auch geholfen haben. Der ganze Jammer dieses Trauerspiels packt einen an, wenn man die Fotos (aus Holland) sieht: Da melden sich völlig Ahnungslose zur Deportation, pflichteifrig, gutgläubig, und sie haben ihren Kindern Spielzeug in die Hand

gedrückt, und gepflegte alte Damen gehen ohne Schrecken zur Bahn... Nicht einmal Pius XII. hatte sie gewarnt, so oft die westlichen Alliierten ihn auch darum gebeten hatten. Es bleibt dabei: Nimmt man die Kirche ernst, misst man ihre Wirklichkeit an ihrem eigenen Anspruch, so war das Schweigen des Papstes ein Verbrechen.

„Die Welt“, Hamburg, 6.4.1963

Kurt Plachte

Offene Wunde der katholischen Kirche

Darf ich als evangelischer Christ zum «Stellvertreter» etwas sagen? Mir scheint, man müsste die Atmosphäre entgiften und die ganze Frage auf eine sachlichere Ebene heben. Im Vorspruch zu seinem Textbuch zitiert Hochhuth das Wort Kierkegaards über den Wahrheitszeugen. Es war gegen den Bischof Mynster gerichtet und besagt, dass ein guter Prediger oder Politiker noch keine Wahrheitszeuge ist.

Damit ist das Anliegen des Dichters getroffen. Es handelt sich um den Konflikt zwischen Staatsräson und Wahrheitszeugnis, wenn der Papst als Stellvertreter Christi aufgefordert wird, in einer öffentlichen Stellungnahme den Judenmord zu verurteilen. Dasselbe Problem hätte man im vorigen Jahrhundert im Blick auf die Preussische Staatskirche stellen können, die in ihrer Kopplung von Thron und Altar unglaublich wurde gegenüber der Arbeiterschaft, die dadurch den politischen Kampfwillen der Arbeiterbewegung lähmte, so dass Marx mit Recht in dieser Situation sagen konnte, Religion sei Opium des Volkes.

Eine evangelische Theologie entrüstet sich nicht über solche Angriffe, sondern sie gibt eine geschichtliche Schuld einfach zu. Sie hat nicht das Bedürfnis, eine Sache «stimmend» zu machen, sie ist nicht um ihre Autorität besorgt; denn sie empfängt ihre Vollmacht aus einer anderen Dimension. Wo die evangelische Kirche angegriffen wird, kann sie nur mit der Gelassenheit des Grafen Zinzendorf sagen: «Man dankt vor die Erinnerung und bessert.» Soviel über unsere Haltung.

Ich komme zur Wurzel des Problems. Was ist eigentlich «Religion» als geschichtliche Erscheinung? Sie ist (und zwar sowohl als heidnische wie als christliche Religion) eine Mischung von Priesterherrschaft, gesetzlicher Moral und göttlichem Mysterium. Dagegen wendet sich das Evangelium. Schon in der Urkirche gilt der Kampf des Apostels Paulus gegen Petrus der Befreiung von gesetzlicher Enge und falschen Machtansprüchen. Die Papstkirche ist, in evangelischer Sicht, durch ihren Griff nach der Macht ein Rückfall in die Religion. Dadurch gerät sie in den Konflikt zwischen Machtanspruch und Wahrheitszeugnis.

Wenn Pius XII. in seiner Entscheidung der Staatsräson Rechnung trägt, dann hat er politisch sehr klug gehandelt. Aber er hat nicht als Wahrheitszeuge

gesprochen, das heisst, er hat nicht seines Amtes gewaltet als «Stellvertreter», wir würden sagen: als Stimme deö Christus. Es geht hier gar nicht in erster Linie um persönliche Schuld (um die geht es auch, das versteht wohl jeder gute Katholik), sondern es geht um die Tragik der römischen Kirche, die in ihrer Verkoppelung von Macht und Wahrheit unglaublich wird. Durch diesen Konflikt wurde «Rom» gespalten, und der Protestantismus läuft als Riss quer durch die katholische Kirche.

Die evangelische Kirche ist keine Nebenkirche, sie ist die offene Wunde der katholischen Kirche: der *Una Sancta Catholica*. Diese Wunde offenzuhalten, ist die geschichtliche Sendung des Protestantismus. Das bedeutet nicht Kirchenspaltung, sondern Kirchenheilung. Wenn *pro-testari* bedeutet: Zeugnis ablegen für die Wahrheit (und nicht protestieren gegen...), dann ist Hochhuths «Stellvertreter» ein echtes Zeugnis des Protestantismus, nicht im Sinne einer kleinkarierten Polemik, sondern im Sinne einer geschichtlichen Verantwortung. Er trifft damit den Kern des Evangeliums, zumal ja der echte «Stellvertreter», nämlich der junge Pater, stellvertretend leidet und als Zeuge Christi ein Sühnzeichen aufrichtet.

Leserbrief in ‚Die Welt‘, Hamburg, vom 8.4.1963

Klaus Steinvorth

In Sprache und Form vergriffen

Erlauben Sie mir, dass ich als katholischer Student zur Diskussion über Hochhuths «Der Stellvertreter» Stellung nehme. Ohne Zweifel hat sich Rolf Hochhuth in seinem Stück «Der Stellvertreter» in Sprache und Form vergriffen. Auch ist seine Behauptung, Papst Pius XII. sei für die Vergasung der Juden verantwortlich, weil er öffentlich nicht dagegen protestiert habe, unhaltbar und einfach falsch.

Da aber der Papst keinen öffentlichen Protest gegen die Judenverfolgung erhoben hatte, bleibt immer noch folgende Frage bestehen: Sollte der Papst öffentlich die Wahrheit über Unrecht, Untaten und Verbrechen verkünden, selbst auf die Gefahr hin, dass diese dadurch vermehrt würden, oder aus taktischen Gründen auf einen lauten Protest verzichten, um dadurch die Ausbreitung des Unrechts zu verhindern oder zu verkleinern?

Wenn der Papst mit einem öffentlichen Protest den Juden indirekt solchen Schaden zugefügt hätte, dass der Protest gegenüber seiner unheilvollen Wirkung fragwürdig erschienen wäre, dann müsste man die Berechtigung eines päpstlichen Verzichts auf einen öffentlichen Appell anerkennen. Es ist aber durchaus nicht sicher, ob ein päpstliches Rundschreiben zur Verurteilung des Judenmordes solche unheilvollen Folgen hervorgerufen hätte/ Sicher ist jedoch, dass der Verzicht Pius' XII. viele Katholiken in ihren Gewissenskämpfen zur Frage der Judenverfolgung ohne kirchliche Hilfe liess, zumal es nicht we-

nige Katholiken waren, die in ihrer Stellungnahme zum Judenproblem schwankten oder sogar, wie man es jetzt behaupten hört, vom Judenmord überhaupt nichts wussten.

Leserbrief in ‚Die Welt‘, Hamburg, vom 8.4.1963

Friedrich Buchholz

Seit den Kirchenvätern

Die Diskussion um die Einstellung der römischen Kirche zur Judenfrage und zum Antisemitismus bedarf einer historischen Erweiterung, auf die man erstaunlicherweise bisher verzichtet hat.

Die im Hitlerstaat zum letzten Exzess hochgetriebene Woge des Antisemitismus bedroht das jüdische Volk schon seit den ersten nachchristlichen Jahrhunderten. Sie nimmt ihren Ausgang im Antijudaismus der Kirchenväter und ist ideologisch verankert bereits im Johannesevangelium.

So falsch und ungerecht es wäre, die Kirche in irgendeiner Weise direkt mitverantwortlich zu machen für die Ausrottungspolitik Hitlers, so wenig darf man übersehen, dass sie den Giftstachel des Judenhasses ins Volk gesenkt und den Hass jahrhundertlang genährt hat. Päpste, Bischöfe und Reformatoren, nicht zuletzt Luther, haben sich in Äusserungen eines blinden und fanatischen Judenhasses überboten, der immer wieder sich in erschütternden Massenmorden Luft gemacht hat.

Luther: «Ein solch verzweifelt, durchböset, durchgiftet, durchteufelt Ding ist's umb diese Jüden, so diese 1'400 Jahr unsere Plage, Pestilenz und alles Unglück gewest und noch sind. Summa wir haben rechte Teufel an ihnen.»

Im Jahre 1394, dem furchtbarsten Jahr für die Juden vor Hitler, töteten die Katholiken in mehr als dreihundertundfünfzig deutschen Gemeinden nahezu sämtliche Juden, meist durch Verbrennen bei lebendigem Leib. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bestand in Gegenden Deutschlands für alle Juden ein Grusszwang gegenüber Christen. Papst Gregor XIII. erklärte 1581, dass «die Schuld der Rasse, die Christus von sich gewiesen und gekreuzigt habe, mit jeder Generation nur grösser werde und alle ihre Glieder mit ewiger Knechtschaft belaste».

Der Leidensweg des Judentums als verfehmter Fremdkörper innerhalb der Christenheit ist eine Schmach und Schande für die Religion der Liebe.

Ohne diese Vorgeschichte wäre das Schicksal der Juden unter Hitler undenkbar gewesen.

Leserbrief in ‚Die Welt‘, Hamburg, vom 8.4.1963

Paul Feldkeller

Das Herz duldet keine Stellvertretung

Alles hat seinen «Stellvertreter», selbst die Gebote Gottes müssen uns durch andere stellvertretend vermittelt werden. Nur das Herz (die moralische Intelligenz des richtigen Wertens) duldet keine Stellvertretung, nur so kann es apodiktisch und kategorisch entscheiden (Kant, Fichte). Die Ehrenrettung Pius' XII. durch Pater Karl Hardt in der «Welt» und die Angriffe auf ihn im Berliner Studentenhaus gehen daher am Kern der Sache vorbei.

Die Integrität des edlen Papstes steht nicht zur Debatte. Die seit Jahrhunderten trainierten Glaubens- und Denkerexerziten des *Sacrificium intellectus et cordis*, der «Unterwerfung» unter die Gebote Gottes, der Methoden der «Apologie», der hinterherigen Rechtfertigung eines zum Voraus feststehenden Satzes (dass Papst und Kirche nicht Unrecht tun können) sind kirchlich legal und nicht Gegenstände der Erörterung. Denn es geht ja gar nicht um die Frage, der Vernünftigkeit und Zweckmässigkeit der (von Hochhuth am Papst bemängelten) Behandlung der Frage des Judenmordes, also des vermissten, nicht verklausalten, sondern staatspolitisch offiziellen Protestes *expressis verbis*, sondern um die Frage der fehlenden oder vorhandenen moralischen Intelligenz in einer eindeutigen geschichtlichen Testsituation, wie sie kein Laboratoriumspsychologe mit seinen Versuchsanordnungen und Versuchspersonen ausklügeln kann. Entrüstung ist ganz unangebracht.

Es handelt sich um zwei verschiedene Spezies Mensch, die aneinander vorbereiten und sich niemals verstehen können. Denn es gibt (abseits aller Taufscheinkonfession) den katholischen und den protestantischen Menschen. Jener fragt in jeder zur Entscheidung zwingenden Situation nach den durch Buch, Tradition, Institution (hier die Kirche) vermittelten und interpretierten Geboten Gottes. Die Institution, die «heilige Mutter der Kirche», steht ihm so hoch, dass nichts geschehen darf, was ihr schaden könnte. Hochhuths Riccardo aber ist, was ohne diese Testsituation der «Endlösung der Judenfrage» nie offenbar geworden wäre, trotz seines priesterlichen Gewandes, ein eindeutig unkatholisch empfindender, ein protestantisch wertender Mensch, dem der Mensch, der Nächste mehr bedeutet als die heiligste Institution. Denn er schlägt nicht in Büchern und Überlieferungen, sondern im eigenen Herzen nach, um zu wissen, was gut und böse ist und was er zu tun hat.

Genau wie Jesus, Jeanne d'Arc, Huss, Luther, um nur wenige zu nennen, entnimmt er die Massstäbe seines Wertens und Handelns der eigenen Brust. Denn sie sind mit diesen Menschen organisch «gewachsen» und nicht fremdgegeben «auferlegt». Der protestantische Mensch gar steuert sich auch moralisch selber (ganz nach Kants Beschreibung des «guten Willens»). Seine Haltung und Wertung bedarf keiner göttlichen oder kirchlichen Sanktion und soll ihrer nicht bedürfen. Der Schrei des Herzens gegen den Völkermord an den

Juden galt unabhängig von der Nützlichkeitsfrage und ward von dieser nicht berührt. Die Konsequenzen tangieren das Wert- und Rechtsgefühl nicht. Mit Politik und Kirchenregierung hat diese Ebene des Menschlichen nichts zu tun. Der Papst kann also politisch und juridisch nach katholischem Bewusstsein einwandfrei gehandelt haben und also ein «heiliger» Mann gewesen sein. Dass im anderen Falle heute Millionen ihn segnen und die «Kirche Christi» unendlich an Kredit in aller Welt gewonnen hätte, konnte er damals nicht voraussehen. Aber wir wissen es heute bestimmt.

Leserbrief in 'Die Welt', Hamburg, vom 8.4.1963

Hans Limmer

Kritik an der Amtsführung Pius' XII.

Hochhuth kritisiert die Amtsführung Papst Pius' XII. in einem nach seiner Meinung wichtigen Punkt. Woher will Hochhuth als evangelischer Christ wissen, welche Aufgaben das Oberhaupt der katholischen Kirche zu erfüllen hat? Diese Frage kann nur das Lehramt der katholischen Kirche authentisch beantworten. Oberster Lehrer der katholischen Kirche ist der Papst selbst. Hochhuth hat sich in seiner Kritik nach dem zu richten, was der Papst als seine Pflicht anerkennt; er kann am Aufgabenbereich des Papstes weder Abstriche vornehmen noch kann er diesem etwas hinzufügen. Damit geht Hochhuths Kritik am Kern der Sache vorbei.

Selbst Historiker von Weltruf kommen bei einem mit aller Akribie betriebenen Quellenstudium zu sich widersprechenden Darstellungen geschichtlicher Ereignisse. Noch häufiger muss die Geschichtsschreibung bei der Beurteilung von Motiven, die hinter einwandfrei geklärten historischen Tatbeständen stehen, versagen, weil es dem Historiker von heute trotz grösster Mühe meist unmöglich ist, sich vom derzeit herrschenden Zeitgeist vollkommen freizumachen und sich in die geistige und seelische Situation der in einer bestimmten Epoche Handelnden zu versetzen.

Nup gibt es aber noch lebende Kronzeugen, die Papst Pius XII., seine Umgebung und die menschliche und politische Situation, die damals im Vatikan herrschte/ aus persönlichem Erleben genauestens kennen. Alle diese Kronzeugen kommen bei der Beurteilung der damaligen Situation und des Verhaltens von Papst Pius XII. in so wichtigen Angelegenheiten, wie es die Verfolgung der Juden durch Hitler darstellt, zu ganz anderen, für den Papst viel positiveren Ergebnissen als Hochhuth. Seine Meinung muss jeden ehrlich nach geschichtlicher Wahrheit suchenden Menschen dem authentischen Urteil dieser Kronzeugen gegenüber als unbeachtlich erscheinen.

In einer Welt, in der die verschiedenen christlichen Konfessionen und die verschiedenen christlichen und nichtchristlichen Religionen bestrebt sind, friedlich miteinander auszukommen, muss Hochhuths unberechtigter Angriff

auf das Oberhaupt der katholischen Kirche als politische Brunnenvergiftung aufgefasst werden.

Leserbrief in ‚Die Welt‘, Hamburg, vom 19.4.1963

Andreas Biss

Einstellung der Deportationen in Ungarn

«Die Welt» hat nicht zu Unrecht einige Zeilen aus den Ausführungen Rolf Hochhuths vom 6. April ausgelassen. Herrn Hochhuths Informationen, die er in der «Welt» vom 10. April berichtet, sind irrig, und es handelt sich da um einen Mythos, der nicht den Tatsachen entspricht.

Der Reichsverweser Horthy erhielt im Jahre 1944 tatsächlich Aufforderungen verschiedener neutraler Mächte, des Roten Kreuzes und des Papstes, um die Juden-Deportierungen abstellen zu lassen. Doch war er viel zu sehr entmachteter und besass auch nicht den Mut dazu, diesen Schritt, der einen Absprung von Hitler bedeutete, ernsthaft zu unternehmen. Seine diesbezüglichen Anordnungen vom 26. Juni 1944 wurden von Eichmann und seinem Stabe, missachtet und wirkten sich gegen die Juden aus, da natürlich Horthy nunmehr als «verjudet» galt und hierfür die Juden büßen mussten. Später wurde Horthy, als er noch einmal so etwas wagte, ganz einfach hinweggefegt.

Die Einstellung der Deportationen gelang vielmehr dem jüdischen Rettungskomitee von Budapest. Es hatte Himmler, der bereits ebenfalls abspringen wollte, vorgetäuscht, dass der Präsident Roosevelt bereit sei, ihn als Nachfolger Hitlers zu akzeptieren. Himmler tarnte allerdings all dies vor seinen Untergebenen Kaltenbrunner, Eichmann und vor Hitler selber als sogenannte «Wirtschaftsverhandlungen» und behauptete diesen gegenüber, für die Juden kriegswirtschaftlich wertvolle Güter im Umtausch für ihr Leben erhalten zu können.

Am 5. Juli 1944 erhielt Eichmann von ihm den Befehl, die Deportierungen aus Ungarn zu stoppen. Dabei deportierte dieser noch zwei Transporte mit Juden, die er bereits in den Händen hatte – trotz heftigster Opposition Horthys, am 18. Juli 1944. (Prozess des Hauptsturmführers Huntsche, in Frankfurt.) Später entliess Himmler zwei von uns bezahlte «Musterzüge» mit Deportierten aus Bergen-Belsen in die Schweiz. (August und Oktober 1944.)

Im Oktober 1944 liess Himmler die Vergasungen in den KZ einstellen und verbot im Dezember desselben Jahres die Vernichtung des Ghettos von Budapest mit 84'000 Insassen. Im März 1945 wurde Eichmann, der all diese Verordnungen weitgehendst zu sabotieren versucht hatte, von der Leitung des Judenternates enthoben, und Himmler befahl, die noch in den KZ befindlichen Insassen den Alliierten lebend zu übergeben. Demgegenüber hatten Kaltenbrunner und Eichmann überhaupt keine lebenden Zeugen in den KZ hinterlassen wollen.

Mit all diesem hatten weder Horthy noch eine Intervention des Papstes ir-

gendetwas zu tun. Wohl aber war es unserem Komitee bereits im November 1944 geglückt, ein geheimes Zusammentreffen zwischen einem Delegierten Himmlers und dem Delegierten Roosevelts McClelland in Zürich zu arrangieren, was Himmler zu den oben erwähnten Massnahmen ermutigt hatte.

Schliesslich möchte ich noch erwähnen, dass der Hauptsturmführer Dieter Wisliceny, der als Adjutant Eichmanns die Deportierungen in der Slowakei und mehreren anderen Ländern geleitet hatte, kurz vor seiner Hinrichtung im Jahre 1948 in Bratislava in seinem eigenhändigen Selbstbekenntnis folgendes berichtet hat: «Die seit Frühjahr 1944 in Budapest laufenden Bemühungen von Vertretern des Joint Distribution Committee führten dann im Oktober 1944 zu einem Befehl Himmlers, der die Endlösung stornierte.»

Wisliceny hatte im Angesicht des Todes gar kein Interesse mehr, irgendjemanden irrezuführen.

Diebeiden von ihm erwähnten jüdischen Verhandlungspartner waren: Der im Jahre 1956 von verhetzten politischen Gegnern in Israel ermordete Dr. Rudolf Kastner und der andere war der Unterzeichnete.

Leserbrief in 'Die Welt', Hamburg, vom 19.4.1963

Georg Massion

Geburtsjahr nicht entscheidend

In der hitzigen Diskussion über das Schauspiel «Der Stellvertreter» wird bisweilen das Argument vorgebracht, der Verfasser habe wegen seiner Jugend keinen wirklichen Einblick in die Lebensverhältnisse des sogenannten Dritten Reiches gewinnen können und hätte schon deswegen besser die Beschäftigung mit einem explosiven Stoff aus dieser Zeit unterlassen sollen. Diese Auffassung klingt leicht in der Stellungnahme von Herrn v. Kessel an, sie wurde recht massiv vor Kurzem in einem Zeitungsaufsatz von einem Bonner Professor vertreten und tritt erneut in einem offenen Brief des evangelischen Bischofs von Oldenburg, Jacobi, zutage.

Falls der Hinweis auf ein Geburtsjahr überhaupt in Auseinandersetzungen über historische Fragen als sachliches Argument gelten soll – was ich bezweifle –, so ist er im Falle Hochhuth zweifellos unangebracht.

Wer heute rund dreissig Jahre alt ist, hat unstreitig in der Nazizeit gelebt und sie sehr wohl auch miterlebt. Im Jahre 1930 geboren, erinnere zum Beispiel ich mich der Kristallnacht im Jahre 1938. Im Alter von zehn Jahren, 1940, lernte ich in der «Deutschen Jugend», der Zwangsorganisation zur Vorbereitung auf die HJ, Lieder, deren Worte hier nicht wiederzugeben sind, deren grauenhafte Illustration aber jedermann in Werken wie «Macht ohne Moral» erfahren kann. Die geflüsterte Weitergabe der Stellungnahmen zum Beispiel des Bischofs von Münster gegen die Ermordung von Geisteskranken, die von Ekel und Gewis-

sensnot getragenen Berichte der Urlauber über das Treiben der SS und anderer Einheiten hinter den deutschen Frontlinien, die stillschweigende Unterscheidung aller «Volksgenossen» in Nazis und Antinazis – all dies steht mir lebendig vor Augen.

Mir scheint, dass gerade diejenigen, die die Zerrissenheit der Jahre des Hitlerregimes uneingeschränkt miterlebten, ohne zugleich schon als Soldat, Parteifunktionär oder anderwärts engagiert zu sein, zur Bildung eines Urteils auch aus dem eigenen Erleben durchaus legitimiert sind.

Leserbrief in 'Die Welt', Hamburg, vom 19.4.1963

Anton Paa

Erwiderung von Hochhuth bleibt Theorie

Es ist wohltuend, im Widerstreit der Meinungen um den «Stellvertreter» die sachlich fundierte Stellungnahme von Herm v. Kessel in der «Welt» vom 6. April zu lesen.

Die Erwiderung von Hochhuth auf die Darlegungen des Herm v. Kessel mögen in ihrer Argumentation zwar den Anschein der Sachlichkeit erwecken, bleiben aber Theorie und gehen von falschen Voraussetzungen aus. Erschütternd und geradezu leichtfertig ist sein Urteil, das Schweigen des Papstes sei ein «Verbrechen» gewesen.

Herr Hochhuth möge sich einmal mit der Geschichte der holländischen Judenverfolgungen beschäftigen. Er wird dabei auf folgendes Ereignis stossen, das seine Auffassung im Prinzip widerlegt.

Die bekannte deutsche Philosophin und Pädagogin Edith Stein, die 1922 vom jüdischen Glauben zur katholischen Kirche konvertierte und seit 1933 Ordensfrau im Kölner Karmel war, befand sich seit 1938 im Karmel zu Echt in Holland. Als die Ausschreitungen gegen die Juden in Holland immer heftiger und schrecklicher wurden und auch getaufte Juden nicht mehr sicher waren, erzog der Orden die Übersiedlung von Edith Stein in die Schweiz. Die Abreise in den Karmel des III. Ordens in Genf verzögerte sich, da zuerst die Erlaubnis von den Oberen in Frankreich eingeholt werden musste.

Gerade in diesen Tagen verschärften sich die Massnahmen gegen die Juden in Holland noch mehr. Da bekundeten die holländischen katholischen Bischöfe in einem Hirtenbrief, der in Utrecht am 26. Juli 1942 ausgegeben wurde, öffentlich ihre Entrüstung. Am 2. August 1942 wurde daraufhin von der Besatzungsbehörde der Befehl gegeben, in allen klösterlichen Gemeinschaften Hollands die nichtarischen Mitglieder zu verhaften. Am Nachmittag des gleichen Tages wurde Edith Stein von der Gestapo abgeholt. Noch am gleichen Abend erklärte Gauleiter Schmidt in einer öffentlichen Bekanntmachung, dass dieser Befehl die Antwort auf den Hirtenbrief vom 26. Juli sei.

Alle Anstrengungen des holländischen Episkopates, wenigstens die katholischen Juden zu retten, blieben erfolglos. Ein Wortführer der Hierarchie, der

die Verhaftungen der Besatzungsbehörde kundgab, fügte hinzu, dass aus den Erklärungen des Gauleiters Schmidt zu entnehmen sei, dass die Ordensleute Opfer der Vergeltung gegenüber dem holländischen Episkopat geworden seien.

Am 9. August 1942 wurde Edith Stein in Auschwitz ermordet.

Dieses eine konkrete Beispiel zeigt, dass die Theorie von Hochhuth falsch ist. Hätten die holländischen Bischöfe den – an sich mutigen – Protest nicht öffentlich vorgenommen, so wäre Edith Stein mit höchster Wahrscheinlichkeit heute noch am Leben.

Darf sich ein heute dreissigjähriger Mann ein Urteil anmassen über eine Zeit, die er auf Grund seines Alters bewusst gar nicht miterlebt hat und die in ihrer Problematik nicht so leicht, wie er es sich macht, zu beurteilen ist?

Leserbrief in ‚Die Welt‘, Hamburg, 19.4.1963

C. F. Geyer

Wirkliche und scheinbare Wahrheit

Herr v. Kessel weist darauf hin, dass schriftliche und mündliche Äusserungen ausschliesslich unter dem Gesichtspunkt der Taktik beurteilt werden sollten. Selbst Hochhuths «Fülle der Akten» ändert nichts daran. Ich zitiere aus Werner Heisenbergs «Physik und Philosophie»: «Es ist zwar richtig, dass eine auf rationalen Argumenten beruhende sorgfältige Überlegung uns vor vielen Irrtümern und Gefahren bewahren kann... In den praktischen Entscheidungen des Lebens wird es kaum jemals möglich sein, alle Argumente für und wider einen möglichen Entschluss zu durchdenken, und man wird daher immer auf Grund unzureichender Kenntnisse handeln müssen... Selbst die wichtigsten Entscheidungen im Leben müssen immer dieses unvermeidliche Element von Irrationalität enthalten. Die Entscheidung selbst ist nowendig, da es etwas geben muss, worauf wir uns verlassen können, einen Grundsatz, der unsere Handlungen leitet. Ohne einen solchen festen Standpunkt würden unsere eigenen Handlungen alle Kraft verlieren. Deshalb gehört es wohl zum menschlichen Leben, dass in irrationaler Weise eine wirkliche oder scheinbare Wahrheit oder oft eine Mischung von beiden die Lebensgrundlage bildet.»

Herr v. Kessel bezeugt, dass Pius XII. «Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat um die Antwort gerungen hat». Wenn Hochhuth seine umfangreiche Dokumentation, auf deren relativen Wert Herr v. Kessel hin weist, zum Anlass nimmt, dem verstorbenen Papst ein Verbrechen anzuhängen, so rückt seine Geisteshaltung bedenklich in die Nähe der Scheuklappen-Mentalität Palmströms, der nach dem Studium der «Gesetzesbücher» zu dem «messer-scharfen» Schluss kommt, dass «nicht sein kann, was nicht sein darf».

Leserbrief in ‚Die Welt‘, Hamburg, vom 19.4.1963

Kuo Hengyü

Aus chinesischer Sicht

Ich habe die Vorstellung «Der Stellvertreter» besucht und auch deren Buchfassung und verschiedene Stellungnahmen in Zeitungen gelesen. Auch als Unbefangener – ich komme aus Asien – vermag ich keinen Grund dafür zu erkennen, dass man einen Papst als «Verbrecher» bezeichnet. Es scheint allerdings noch nicht einwandfrei geklärt zu sein, ob vorwiegend persönliche Gründe (die sich aus dem Charakter des Papstes ergeben haben mögen) oder ob die Rücksichtnahme auf sein Amt (die Zurückstellung aller persönlichen Wünsche erfordert haben mag) ausschlaggebend dafür gewesen sind, dass Papst Pius XII. nicht protestiert und das Reichskonkordat nicht gekündigt hat. Vielleicht gibt es auch noch andere Gründe, die den Papst zu seiner Entscheidung gezwungen haben.

Herr Prälat W. Adolph sowie Msgr. E. Klausener und viele Gläubigen behaupten, dass Hochhuth die Quellen so «ausgeschöpft» und so «geordnet» habe, dass sie sich seiner These fügen, und das habe mit Wissenschaft nichts zu tun (Petrusblatt vom 3. März 1963). Wenn dem so ist, dann muss man sich fragen: Warum lässt man Papst Pius XII. nicht einmal für sich selber sprechen oder sich verteidigen, indem man einschlägige Passagen direkt aus seinen Briefen, Gesprächen, diplomatischen Akten oder aus sonstigen «wissenschaftlichen» Quellen zitiert? Bevor man dies nicht getan hat, darf man nicht so weit gehen, den «Stellvertreter» einfach als «Agitation» oder «Taschenspielererei» zu bezeichnen.

Leserbrief in 'Die Welt', Hamburg, vom 19.4.1963

Josef Fliegauß

Der Stellvertreter

Die in der Beilage «Die geistige Welt» veröffentlichte Kontroverse zwischen den Herren v. Kessel und Hochhuth habe ich mit grösstem Interesse gelesen. Gestatten Sie mir als Katholik dazu einige Bemerkungen.

Zum letzten Satz der Antwort des Verfassers des Stückes'«Der Stellvertreter»: «Es bleibt dabei: Nimmt man die Kirche ernst, misst man ihre Wirklichkeit in ihrem eigenen Anspruch, so war das Schweigen des Papstes ein Verbrechen», kann man nur sagen, diese Rede ist hart, aber schwerlich zu widerlegen.

Herr v. Kessel bemüht sich redlich als evangelischer Christ, das damalige Oberhaupt der Kirche, Pius XII., zu verteidigen, aber es ist ein Versuch mit unzureichenden Mitteln.

Den Kardinalfehler, den er begeht, sehe ich darin, dass er die Stellung des Papstes absolut falsch einschätzt. Natürlich verfügte dieser als Souverän der «Citta del Vaticano» nicht über bis an die Zähne bewaffnete Armeen, und es

ist fraglich, ob die Schweizergarde auch nur in der Lage gewesen wäre, den «Leutnant und die 10 Mann» abzuwehren, wenn Hitler geschickt hätte, den Papst zu verhaften; aber das moralische Ansehen, mit dem das Papsttum sich in den letzten Dezennien zu umgeben gewusst hat, war eine Macht, von deren Grösse sogar Subjekte wie Himmler und Ribbentrop, ganz zu schweigen vom angeblichen Jesuitenzögling Goebbels, eine Ahnung hatten, die sie dann – nicht ohne Erfolg – ihrem Herrn beizubringen versucht haben.

Aber gesetzt den Fall – und damit komme ich zum eigentlichen Problem –, die «von der alliierten Meute umstellte Nazibestie» hätte sich dazu hinreissen lassen, den Papst zu verhaften und ihm – napoleonischen Spuren folgend – ein Zwangsdomizil im Grossdeutschen Reich anzuweisen, wenn der Papst im Namen der christlichen Nächstenliebe, der Menschlichkeit seine Stimme für die mit der Vernichtung bedrohten Juden erhoben hätte, hätte er dies nicht genauso auf sich nehmen müssen wie Pius VII.? Diesen liess Napoleon I. verhaften und aus Rom wegschaffen, weil er sich dem Willen des Kaisers widersetzte. Er nahm, nachdem er vorher noch furchtlos den Kaiser mit dem Kirchenbann (Exkommunikation) belegt hatte, die Gefangenschaft, die Verbannung aus Rom auf sich und wäre sicher auch als guter Hirte bereit gewesen, sein Leben hinzugeben. (Dass er in SS-Manieren «auf der Flucht» erschossen werde, brauchte er allerdings nicht zu befürchten.)

Die Gefangenschaft fern von Rom dauerte für Pius VII. immerhin ein paar Jahre. Die Kirche litt, aber sie ging nicht zugrunde. (Dafür fielen den Soldaten des Kaisers während des Rückzuges aus Russland 1812 die Gewehre buchstäblich aus den Händen. Napoleon soll bekanntlich, als er von der Exkommunikation erfahren habe, gesagt haben, deswegen würden seinen-Soldaten die Gewehre nicht aus den Händen fallen.) Damit brauchte auch Pius XII. nicht zu rechnen und hat er bestimmt auch nicht gerechnet, wenn es zu seiner Wegführung käme. Er muss also doch nur an seine Person gedacht haben – anders als der Bischof von Münster, der Bischof Wurm und – nicht zu vergessen – der Pastor Niemöller, der jahrelange KZ-Haft erduldet hat.

Dass Pius XII. von der SS umgebracht worden wäre, wenn er nach einem «*urbi et orbi*» verkündeten Protest gegen die Judenmassnahmen Hitlers auf dessen Befehl hätte verhaftet werden sollen und sich seiner Verbringung nach Deutschland widersetzt hätte, daran auch nur zu denken, sträubt sich jeder Urteilsfähige. (So etwas hätte «Sacco die Rome» allenfalls vorkommen können, weshalb der damalige Papst gut daran getan hat, sich in die Engelsburg zurückzuziehen.)

Aber angenommen, Pius XII. hätte etwas Derartiges für möglich gehalten, durfte ihn die Aussicht auf ein mögliches Ereignis dieser Art davon abhalten, dem modernen Attila unter Einsatz seiner Person entgegenzutreten, wo es darum ging, Hunderttausenden von wehrlosen Menschen das Leben zu retten und den Ruf der Kirche und ihres Oberhauptes als Beschützer aller Verfolgten für alle Zeiten zu wahren? Ich glaube, diese Frage zu verneinen.

Gewiss darf niemand von seinem «Nächsten» erwarten, dass er Märtyrer werde, *aber* das Oberhaupt der katholischen Kirche und der «Stellvertreter Gottes» darf nicht mit gewöhnlichen Massstäben gemessen werden, und er selbst muss wissen, was sein Amt, seine Stellung und seine Würde an Einsatzbereitschaft in der «Nachfolge Christi» für die Lehre von der Nächstenliebe verlangen – notfalls Aufopferung des eigenen Lebens.

Es ist unbegreiflich, dass Pius XII. nicht einmal, nachdem er unter dem Schutze der alliierten Streitkräfte sich wieder frei bewegen konnte, gewagt hat, gegen die Judenverfolgungen seine Stimme zu erheben. Was besorgte er? Immer noch?

Der Vorwurf, der gegen Pius XII. erhoben ist, ist wohl einer der schwersten, die es gibt: er sei durch sein Schweigen an dem Tod von Hunderttausenden mitschuldig geworden.

Wer widerlegt ihn?

Leserbrief in „Die Welt“, Hamburg, vom 7.5.1963

A. M. Knoll

Schwieg Pius XII. zu den Judenverfolgungen?

Dass Pius XII. für die Juden, besonders für die Juden Roms, karitativ Grosses leistete, ist gewiss. Zum Dank hierfür konvertierte der damalige Oberrabbiner von Rom, Israeli Zolli, zum katholischen Glauben und wählte «Eugen» als Taufnamen, den Taufnamen des Papstes (Eugen Pacelli). Auch dankte das Judentum die Tat Pius' XII. in einer internationalen Kundgebung 1955 in Rom. Pius XII. hätte aber, meint Hochhuth, vor aller Caritas für die Juden den Judenmörder Hitler öffentlich und namentlich verurteilen müssen. Eine solche Verurteilung hätte jedoch Hitler erst recht in Raserei gebracht, replizierte die kirchliche Kritik an Hochhuth! Mit Grund? Fraglos gelang es zum Beispiel Kardinal Innitzer durch sein «Heil Hitler» 1938, wenn schon nicht die vaterlandstreuen «Laien» der Kirche, so doch den Klerus und damit die amtliche Seelsorge zu retten.

Genauso dachte Pius XII.: Die Amtskirche muss leben! Mission da und jetzt zuerst! Hierbei stützte sich der Papst auf die kirchliche Soziallehre, die im Prinzip eine Gewalten erleidende Lehre ist, wie mein Buch: «Katholische Kirche und scholastisches Naturrecht zur Frage der Freiheit» (Europa-Verlag, Wien, 1962) darlegt. Es anerkennt die Kirche um der Seelsorge willen *jede Gewalt* – freilich «mit Ausnahme der Sünde».

Dass diese Anerkennung oft zu rasch und zu weich erfolgt, verursacht der traditionelle Vorrang der kirchlichen Diplomatie in Rom. Religion wird Handelsgegenstand. So war auch Pius XII. mehr Diplomat als Rufer in der Wüste. Nicht zuletzt hemmte den Papst, eine energische Aktion gegen die Ermordung des jüdischen Volkes zu starten, die Hoffnung, Hitler werde Stalin besiegen.

Vielleicht dachte man leiße, was Deutschlands repräsentativster Jesuit damals, der Pater Erich Przywara, sehr laut dachte und 1942 in Wien zu mir sagte, dass Hitler *wider Willen* das «Kaiserschwert der Christenheit» sei. Rom, zwischen zwei Übel gestellt, glaubte so in Hitler das geringere Übel zu sehen und schonte daher Hitler und schwieg viel zuviel. Wieder einmal vollzog sich Kirchengeschichte ohne Heiligen Geist.

Leserbrief in ‚Kurier‘, Wien, 13.4.1963

Ursula von Kardorff

Zum Thema Hochhuth

Auch ich war in der einmaligen Münchner Aufführung zum Thema Rolf Hochhuth und «Der Stellvertreter» in der Katholischen Akademie. Inmitten eines Premierenpublikums, wie es hierzulande in dieser Qualität wohl kaum in einer anderen Stadt zu finden ist, lauschte ich angespannt drei Stunden lang, was da für und wider den Autoren zu sagen war. Das meiste war, wie schon berichtet, wider ihn.

Seit Wochen beschäftigt mich Hochhuths Stück, das ich im Gegensatz zu einigen seiner erbittertsten Gegner, Zeile für Zeile und Wort für Wort gelesen habe.

Ich hoffte, Antwort auf manche Frage zu bekommen in der Akademie. Doch die Agierenden auf der Diskussionsbühne überzeugten mich nicht. Keiner. Sie waren alle, jeder auf seine Weise, gegen Hochhuth.

Aber von denen, die dort oben sassen, die gelehrt, bekennend, konfessionsstreitend, gebildet, kritisierend, abwägend und niemals ermutigend redeten, bekam ich kein wirklich überzeugendes Argument zu hören, warum man gegen Hochhuth und sein Schauspiel sein muss. Denn ich (obwohl katholisch) bin für ihn! Nicht, weil er voreingenommen (nahezu amokläuferisch) Pius XII. angreift – diese Szenen sind schlecht –, sondern aus einem anderen Grunde: Es gibt Auftritte in diesem Stück, und sie werden durch die Regieanweisung noch erhärtet, die unser aller nationalsozialistische Vergangenheit auf eine Weise wieder lebendig erstehen lassen, dass einem der Atem stockt. Merkwürdigerweise soll Piscator gerade sie gestrichen haben.

Die Sprache des Unmenschen ertönt bei Hochhuth so vollkommen, dass man sich fragt, wie er, der damals nur ein kleiner Pimpf war, sie so beherrscht. Dieses harmlose Schwäbisch des Anatomen: «Brenget Se mir die Kerle lebend... die werdet, weil ich Fotos und Messungen mache muss, dann ebe ersehnt en Strossburg liquidiert.» Oder die Gestalt des schönen Luzifer, des «Doktors», auch ihn gab es' einmal, auch er ist kein Phantasiegebilde. Man lese im Museum von Dachau die Briefe des Dr. Rascher an Himmler über Erfrierungsversuche an Häftlingen.

Es gab sie alle, die Kulis und die Schergen, die hübschen SS-Bräute, die später Ami-Bräute wurden, die Denunzianten, die Mitläufer, die Handlanger

und die Nicht-wissen-Wollenden, die heute noch dieselben sind. Erbarmungslos stehen sie wieder vor uns auf. Der Wirklichkeit entnommen.

Auch die Industriellen, die zur «engsten Zusammenarbeit» nach Auschwitz führen. Reden sie nicht heute schon wieder «realistisch» von Atomaufrüstung, Mega-Toten (mega = Masseinheit für eine Million) und Strahlenschutz? Gab es nicht diese Hölle, die Hochhuth auf die Bühne zu stellen wagt, diese Hölle namens Auschwitz?

Diese Szenen seien besonders misslungen, wird dem Dramatiker vorgeworfen. Doch wem, ausser Dante, gelang es bisher, die Hölle zu zeigen? Man sagt «Der Stellvertreter» sei antikatholisch, beschwöre zudem eine neue Welle der Verdrängung herauf, nach dem Motto: Der Papst ist an allem schuld.

Ich finde, man kann diese Figur fast aus dem Stück herausstreichen. Die Frage ob ein Papst-Protest Juden gerettet hätte, bleibt Hypothese. Aber was in dem Schauspiel übrigbleibt, ist noch genug. Trifft zentral. Zwingt, der Gorgo, dem Ungeheuer, ins Antlitz zu sehen. Das ist für mich der Sinn des Stückes. Deshalb bin ich für Hochhuth und deshalb überzeugen mich seine Gegner nicht. Auch nicht, wenn sie so klug und spitzfindig reden wie in der Katholischen Akademie.

,Abendzeitung, München, 25.4.1963

Sehr geehrte Herren!

Meinen Glückwunsch! Die Diskussion ist heiss, aber Hochhuth hat sich bis jetzt gut geschlagen, so etwa in der «Welt» im Gespräch mit Herm v. Kessel. Die Diskussion selbst ist im Allgemeinen beschämend, unsachlich, intolerant, und gerade diese Art der Diskussion zeigt, wie recht H. hatte, in dieses Wespennest zu stechen. Man schimpft, will verbieten, spricht von Religions- und Gotteslästerung, ohne das Buch gelesen oder das Stück gesehen zu haben. Ein Beispiel: Mein Schwiegervater, selbst guter, aber weltoffener Katholik, erzählt, dass der Pfarrer in Friedrichshafen am Bodensee das Buch von der Kanzel herab scharf verdammt hat – er habe es aber selbst noch nicht gelesen!! Das ist aber heute nahezu üblich: man urteilt, ohne das zu Beurteilende zu kennen, und man urteilt, selbst wenn man gar nicht weiss, was der andere will. Wie leichtfertig und intolerant sind wir doch! (Entschuldigen Sie, aber ich bin allergisch gegen alles, was nach Tabu, Heuchelei und Intoleranz riecht, und schieße dann ab und zu über das Ziel hinaus). Auch bei Hochhuth wieder: alles kann der Künstler behandeln, nur nichts Tabuiertes, und dazu gehören auch die – doch recht weltlichen – Institutionen der Kirche. Der kleine Lehrer oder Beamte, der auf Hitler hereinflief, wurde entlassen, das Versagen der Kirche – und das hat es natürlicherweise auch gegeben – war und ist indiskutabel. Aber: warum sollten Diener der Kirche nicht auch geirrt haben, sie waren und sind ja auch Menschen? Aber hier sollte im Allgemeinen nicht gerüttelt werden. Das ist das Wespennest, in das H. gestochen hat. Und damit erfüllt er eine

echte Aufgabe des Dramatikers: die, zu provozieren. Diese Aufgabe gilt seit Aristophanes, sie galt für viele grosse Dramatiker, für Schiller, Büchner, Kleist, und sie allein ist schon Zeichen einer gewissen Grösse.

Aber noch etwas anderes. In keiner Stellungnahme habe ich bisher etwas über die dramaturgische und literarische Qualität des Stückes gefunden.' Die Diskussion geht vorläufig um den Inhalt. Verständlich. Aber es muss auch gesagt sein, dass hier wieder einmal ein Versuch gemacht wird, die Tradition des politisch-historischen Dramas fortzusetzen. Und dieser Versuch ist trotz der Breite des Stückes gelungen. Mut gehörte auch dazu, heute ein Versdrama zu schreiben; und auch das ist gelungen. Dass das Stück einige dramaturgische Schwächen aufweist, steht ausser Zweifel. So nimmt z.B. die Finanzdebatte zu Anfang der Papstszene der Szene unnötig Kraft weg. Aber als Ganzes ist das Stück ein grosser Wurf; und die Schwächen wird der Regisseur sowieso wegstreichen, da das Stück ohnehin zu lang ist. Auch das also wieder ein grosser ideeller – und auch materieller – Erfolg Ihres Verlags.

Basel, 17.4.1963

Heinz Rupp

Bischof G. Jacobi

Offener Brief an den Bischöflichen Offizial von Oldenburg

Sehr verehrter und lieber Herr Offizial!

Da wir die dogmatischen Fragen, die zwischen unseren Kirchen stehen, und die praktischen Fragen, die unsere Kirchen bewegen, immer offen und brüderlich auszutauschen pflegen (nun schon seit neun Jahren!), möchte ich mit Ihnen auch das gegenwärtige Problem erörtern, das durch das «christliche Trauerspiel» «Der Stellvertreter» an unsere Kirchen herangetreten ist. Sie haben wahrscheinlich gehört, dass der Sohn des 1934 ermordeten Ministerialdirektors Klausener im «Sonntagsblatt», das Landesbischof D. Lilje herausgibt, dazu schon Stellung genommen hat.

In folgenden Punkten möchte ich Ihnen meine Gedanken dazu sagen, und ich bin gespannt, ob Sie mir zustimmen.

1. Ich halte es zunächst für unangebracht, dass ein Deutscher einen Nicht-Deutschen deshalb anklagt, weil er den Nationalsozialismus nicht genügend bekämpft habe. Ein Deutscher sollte erst einmal vor seiner deutschen Tür kehren.

2. Ich halte es sodann für einen grundsätzlichen Irrweg, einen einzelnen anzuklagen, sei seine Stellung noch so herausragend. Wir in Deutschland dürfen m. A. n. immer nur sagen: «unsere Schuld». So lautet es auch im Schuldbekennnis, das Bischof D. Dibelius und Kirchenpräsident D. Niemöller 1945 formuliert und das sie doch wohl stellvertretend für alle Christen in Deutschland abgelegt haben. Man tut nicht gut daran, sich einen einzelnen herauszu-

greifen und ihm vorzuhalten, er habe sich gegen die Vernichtungslager des Nationalsozialismus nicht ausreichend kämpferisch betätigt. Wer hat das überhaupt getan?

3. Sie wissen, dass ich von 1934 bis 1939 Präses der Bekennenden Kirche von Berlin war. Die Pfarrer, die sich dieser Kirche angeschlossen hatten, taten für die einzelnen Verfolgten, was sie tun konnten, aber eben immer nur für einzelne. Von der Bekennenden Kirche hatte Propst Grüber einen besonderen Auftrag, sich der Verfolgten anzunehmen, und er tat es so einsatzfreudig, dass er dafür in das KZ kam. In ähnlicher Weise hielt es aus Ihrer Kirche in Berlin Bischof Wienken. Auf die Verfolgten wies auch die Denkschrift hin, die das Spitzengremium der Bekennenden Kirche an Hitler übergeben liess, wie meiner Erinnerung nach auch Papst Pius XI. in seiner Enzyklika «Mit brennender Sorge» das gleiche getan hat. Das alles freilich genügte nicht. Heute muss ich oft denken: wir in Deutschland hätten zu Tausenden «von den Dächern predigen», rufen, schreien müssen: «Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.» Bestimmt hätte auch dies nichts genützt; alle, die so geschrien hätten, wären im KZ verschwunden. Doch wir haben als Christen nicht danach zu fragen, was Erfolg verspricht und was nicht, sondern wir haben die Wahrheit zu sagen. Dietrich Bonhoeffer zitierte bei unseren Zusammenkünften in Berlin wiederholt den Spruch: «Der eine fragt, was kommt danach, der andere, was ist recht, und also unterscheidet sich der Freie von dem Knecht.» Gewiss ist die Wahrheit von mancher Kanzel so deutlich ausgesprochen, dass sie von den Hörem genau verstanden wurde. Aber die Öffentlichkeit und der Staat wurden dadurch nicht erreicht. Folglich sind wir alle miteinander mitschuldig!

Heute wird das vor dem ewigen Richter abgelegte Bekenntnis «wir sind alle mitschuldig» oft als «Kollektivschuld» bezeichnet. Dies ist ein grundlegender Irrtum. Das Schuldbekenntnis der Christen vor Gott unterscheidet sich von der säkularen Kollektivschuld wie die glühende Sonne von einem kalten Planeten.

4. Sie wissen auch, lieber Herr Offizial, dass ich Papst Pius XII., als er noch Nuntius Pacelli war, persönlich begegnet bin und von seiner frommen Persönlichkeit beeindruckt war. So wohl weiss ich auch, in welchem Ausmass der Papst einzelnen geholfen hat. Darüber hinaus bin ich überzeugt: hätte der Papst einen Weg gesehen, auf dem er von Italien her hätte wirksam eingreifen können, so hätte er diesen Weg sofort beschritten. Auch hätte u.a. Ihr Bischof Graf Galen wie auch Erzbischof Faulhaber den Papst zweifellos gebeten, einzuschreiten, falls sie irgendeinen gangbaren Weg in ihr Blickfeld bekommen hätten.

5. Den Stein auf andere zu werfen, das ist lediglich ein Stück Selbstrechtfertigung, die die Schuld vor Gott nur ins Unheimliche steigert. Auch die Jüngeren, zu denen wohl der Verfasser des Schauspiels «Der Stellvertreter» gehört, sollten nicht so tun, als hätten sie in den Jahren 1933 bis 1945 sich anders verhalten, wenn sie damals gelebt hätten. Die einen verfielen in der Zeit des Nationalsozialismus dem geistigen Rausch, die anderen litten unsagbar unter

dem Druck der Gewalt, dem sie ohnmächtig gegenüberstanden. Ein Jüngerer, der heute die damalige Generation nur anklagt, verkennt das Wesen des Menschen und damit sein eigenes Wesen. Er verkennt auch das Wesen des totalitären Staates.

6. Im Übrigen bin ich der Meinung, dass die Solidarität der Schuld die katholische und die evangelische Kirche einander in der Tiefe nähergebracht hat. Über die Solidarität der Schuld hinaus wissen die glaubenden Glieder unserer Kirchen um die Vergebung, die der Herr Christus am Kreuz errungen hat. Klagt einer aus pharisäischer Überheblichkeit den anderen an und richtet ihn, so wird das immer ins Leere gehen. Allein dadurch, dass man seine eigene Schuld bekennt und die Vergebung des Herrn Christus annimmt, wird die Vergangenheit bewältigt (abgesehen davon, dass der Ausdruck «bewältigen» für mich immer einen gefährlich selbstherrlichen Beigeschmack hat).

Ich möchte Sie ausserdem fragen und Sie bitten, mir Ihre Meinung gerade hierzu zu sagen: Sollte der, der im Schuldbekennnis und in der Vergebung lebt, nicht am ehesten zur «Bewältigung» der bedrohlichen Gegenwart beitragen? Die Gegenwart nüchtern und wachsam anzusehen und dabei die Lehren aus dem «Dritten Reich» anzuwenden, scheint mir die Aufgabe der heute Lebenden zu sein.

7. Wollte der Schriftsteller einen ernsten Ruf zur Besinnung an das deutsche Volk ergehen lassen, dann durfte er nicht ausgerechnet den Papst in Rom, der vielen Verfolgten geholfen hat, als Hauptperson seines Trauerspiels wählen. Viel eher kam dann einer der Millionen Bürger in Frage, die zwar ihre Arbeit zuverlässig erledigten, doch keinem einzigen Verfolgten halfen, stattdessen aber Hitler blind zu jubelten und ihn dadurch in seinem Tun bestärkten. Dann wäre den Zuschauern die Gefahr deutlich geworden, die über jeden Menschen im totalitären Staat kommt.

Das sind die Gedanken, die mich bei diesem Schauspiel bewegen. Ob Sie nicht ähnlich denken?

Ich grüsse Sie herzlich als Ihr stets ergebener *G. Jacobi*
Aus: ‚Echo der Zeit‘, Recklinghausen, 14.4.1963

Bischof Otto Dibelius

Kein guter Dienst an unserem Volk und an der Welt

Es ist bekannt, dass man beim Tode Martin Luthers im Sterbezimmer einen Zettel fand, auf dem er zwei Tage vorher, am 16. Februar 1546, ein paar Aufzeichnungen gemacht hatte, die mit den Worten schliessen: «Wir sind Bettler. Das ist wahr!» Davor stehen vier kurze Sätze, die sagen: man könne den Vergil in seinen Hirtenliedern nicht verstehen, wenn man nicht 5 Jahre lang Hirte gewesen sei; man könne den Vergil in seinen Bauernschriften nicht verstehen,

wenn man nicht 5 Jahre lang Bauer gewesen sei; man könne die Briefe Ciceros nicht wirklich verstehen, wenn man sich nicht 25 Jahre lang in einem grossen Gemeinwesen bewegt habe; und die Heilige Schrift könne niemand recht begreifen, er habe denn hundert Jahre lang mit Christus und den Propheten und Aposteln die Gemeinden regiert.

Etwas von dem, was Martin Luther nach einem Leben voll Kampf und Mühe durchs Herz gegangen ist, wird wohl auch von einem Papst zu gelten haben, der für dreihundert Millionen Menschen eine geistliche Verantwortung gehabt hat und diese Verantwortung hat tragen müssen, in einer Zeit, in der die ganze Welt in Aufruhr gewesen ist. Was dieser Papst getan oder nicht getan hat, was er empfunden oder nicht empfunden hat, worum er mit seinem Gewissen vor Gott gerungen hat – darüber kann eigentlich nur jemand urteilen, der lange genug ähnliche Verantwortung zu tragen gehabt hat und der erlebt hat, was es heisst, in der fürchterlichen Atmosphäre, die die totalitären Staaten mit sich bringen, für den christlichen Glauben und für die einfachen Gebote der Menschlichkeit einzustehen.

Und nun kommt ein junger Autor daher, der offensichtlich niemals erlebt und erfahren hat, was Verantwortung unter dem Druck feindseliger totaler Macht bedeutet, und schreibt fünf Jahre nach dem Tode eines Papstes ein Schauspiel, in dem er mit dem Finger auf diesen Papst zeigt: Der war schuld daran, dass Millionen von Juden haben umkommen müssen! Er hätte ein offenes Wort sagen müssen. Man hat ihn bestürmt, dies Wort zu sagen. Er hat es nicht gesagt. Und die grauenhaften Vergasungen sind weitergegangen. Der Papst hat Schuld. Er allein!

Das ist eine sehr billige und höchst naive Manier, Geschichte zu schreiben.

Wie sah es denn damals aus auf der Welt? Im Februar 1939 war Pius XII. gestorben, von dem Friedrich Gontard sagt: er habe ebenso wie seine beiden Vorgänger die Tragödie des modernen Papsttums erlitten, Grauensvolles zu schauen und nichts tun zu können, um dieses Grauen abzuwenden. Die Judenverfolgungen in Deutschland waren im vollen Gange. Die Synagogen waren heruntergebrannt. Die Vernichtung des sogenannten «unwerten Lebens» hatte begonnen. Pius XII. hatte offene Worte gesprochen. Seine Enzyklika «Mit brennender Sorge», in der er sich gegen die Geschehnisse in Deutschland wandte, konnte nur auf geheimen Wegen an die katholischen Pfarrämter zur Verlesung gebracht werden; wo sie der Geheimen Staatspolizei in die Hände fiel, wurde sie beschlagnahmt.

In Russland war der Kampf der Kommunisten gegen die Kirche in vollem Gange. Zu den Blutopfern der Priesterschaft war die grausame Vernichtung der Kulaken hinzugekommen. Und nun drohte der neue grosse Krieg, der die ganze zivilisierte Welt in seinen Bann schlagen musste.

In solcher Stunde wurde Eugenio Pacelli zum Papst gewählt. Er war der klügste und erfahrenste Diplomat, den die Kurie hatte. Deshalb wählte man

ihn. Man hoffte, dass es seiner Hand gelingen möchte, der Welt zum Frieden zu helfen. Das war freilich nur möglich, wenn er sein Äusserstes tat, um ausserhalb der kämpfenden Parteien zu bleiben und sich auf seine kirchlichen Aufgaben zu beschränken.

Wir kennen das. Wir wissen, wie notwendig das für die Leitung einer Kirche in so aufgewühlten Zeiten ist, und – *wie undurchführbar es ist einer totalitären Herrschaft gegenüber.*

Wie hat es denn die Bekennende Kirche in Deutschland gehalten? Wir haben im Untergrund gearbeitet. Wir haben aber auch in die Öffentlichkeit hinein unsere Worte gesprochen. Aber wir sind bis zum äussersten bemüht gewesen, dabei eine kirchliche Legitimation vorzuweisen, um nicht von vornherein mundtot gemacht zu werden. Die Geisteskranken – nun, sie waren getaufte Glieder unserer Kirche und lebten in kirchlichen Anstalten. Wir haben uns vor sie gestellt. Unter den Nichtariern befanden sich ungezählte Christen. Sie mussten bei unseren Bemühungen an erster Stelle stehen. In den Konzentrationslagern befanden sich Pfarrer und – um das Wort zu gebrauchen – praktizierende Glieder unserer Gemeinden. Ihnen musste zunächst und vor allem unsere Hilfsbereitschaft gelten. Die katholische Kirche hat es genauso gehalten. Auch Bischof Galen und die übrigen, zum Widerstand entschlossenen Bischöfe. Das war nicht Feigheit. *Es war der einzige Ansatzpunkt, der für eine Kirche im totalitären Staat überhaupt möglich war.*

Die Welt von heute versteht das kaum mehr. Sie sieht hier einen Zwiespalt zwischen «institutionellem», kirchlichem Denken und schlichter, christlicher Menschlichkeit. Sie meint, die Kirchen dächten nur an sich selbst. Für das, was andere zu leiden haben, hätten sie kein Gefühl. Das ist eine Ungerechtigkeit. Unter einer totalitären Diktatur wird jeder, der sich auf den offenen Marktplatzt stellt, um den Staat anzuklagen, sofort mundtot gemacht. Sein Einsatz ist verloren. Wer etwas erreichen will, muss eine Legitimation haben. Er hilft damit nur wenigen, aber er hilft! Wer unter totalitärer Herrschaft gelebt hat oder noch immer lebt, weiss, dass es anders nicht möglich ist. Was daneben bleibt, ist die persönliche Arbeit des einzelnen im Untergrund. Dass es daran nicht gefehlt hat, weder in der evangelischen noch in der katholischen Kirche, weiss jeder, der damals in kirchlicher Arbeit gestanden hat.

Das war die Situation in den ersten sechs Amtsjahren des Papstes Pius XII. Er sah es als seine Aufgabe an, einer Welt, die in Flammen stand, zum Frieden zu helfen. Er konnte sich nicht politisch festlegen, sondern wollte die einzige Stelle von weltweitem Einfluss bleiben, an die sich, wenn es einmal soweit war, alle Staaten der Welt um Vermittlung wenden könnten.

Er hat sein Ziel nicht erreicht. Wieweit er im einzelnen geholfen hat, steht hier nicht zur Debatte. Aber dazu, dass die Staaten, die entschlossen waren, um alles oder nichts zu kämpfen, den Papst um eine Friedensvermittlung gebeten hätte, dazu ist es nicht gekommen.

Die Nachwelt mag urteilen, dass es also doch nicht richtig war, einen Diplo-

maten in das oberste Amt der katholischen Kirche zu berufen, sondern dass es besser gewesen wäre, in einer so furchtbaren Stunde der Weltgeschichte einen Seelsorger zu haben, der vielleicht mit weniger diplomatischer Kunst, aber mit mehr menschlicher, warmer Herzlichkeit gehandelt hätte, unbekümmert um die Folgen. Aber diese Nachwelt muss zunächst einmal die Entscheidungen respektieren, die bedeutende Persönlichkeiten gefällt haben. Wenn Pius XII. die stürmischen Forderungen der Politiker abgewiesen hat – von Goerdeler an, der ihn dafür gewinnen wollte, Hitler und Mussolini zu beseitigen, bis zu unserem Freunde Gerstein, dessen romantische Pläne sich ebenfalls nicht haben verwirklichen lassen –, dann hat er das getan, was er nach seinem Urteil und nach seinem Gewissen tun zu müssen glaubte. Und wenn er gemeint hat, um seiner kirchlichen Aufgabe willen zu den grauenhaften Dingen schweigen zu müssen, die in den deutschen Konzentrationslagern – und nicht nur dort! – geschahen, weil er damit mehr geschadet als genützt haben würde, so mag man das schmerzlich bedauern. Von uns Evangelischen haben es viele beklagt. Aber Schuld? Bei wem war hier die Schuld? War sie nicht viel eher bei den kämpfenden Mächten, von denen einige diese Dinge zwar erwähnt, aber niemals mit Nachdruck verfolgt haben? War sie nicht bei den Neutralen, die sich ausgeschwiegen haben, obwohl wir sie gebeten haben – dringend gebeten haben! – zu reden?

Wir Deutschen tragen die Schuld daran, dass wir Hitler zu unserem Diktator gemacht haben, dass so viele Deutsche bei der fürchterlichen Vernichtung von Menschenleben geholfen haben und – dass nicht mehr von uns für die verfolgten Juden die Hände gefaltet haben. Dafür aber, dass die Nachrichten aus den Konzentrationslagern nicht weiter herumgekommen sind in der Welt, liegt die Schuld nicht bei uns. Sie liegt aber auch nicht bei dem damaligen Papst.

Ich habe Pius XII. nur einmal im Leben gesprochen. Ich habe einen *sehr* anderen Eindruck von ihm gewonnen als Hochhuths Schauspiel ihn uns geben will. Und dass Botschaften des Papstes, die in allen Staaten der Welt gelesen werden sollen, einen anderen Stil zeigen müssen als Botschaften an einen begrenzten Kreis, das sollte auch ein junger Autor verstehen; er sollte nicht von «Geschwätz» und von «Klischee-Reden» sprechen und den Verdacht hinzufügen, der Papst habe das selber nicht geglaubt, was er da diktiert habe.

Nein, dies Schauspiel ist kein guter Dienst, weder an unserem Volk noch an der Welt, die unter ihrer jüngsten Vergangenheit noch immer leidet!

,Berliner Sonntagsblatt‘, 7.4.1963

Pfarrer Aurel von Jüchen

Man sollte ruhig darüber sprechen!

Bischof Dibelius hat im «Berliner Sonntagsblatt» Papst Pius XII. vor dem Vorwurf in Schutz genommen, als Papst nicht unmissverständlich zu den Verbrechen des Dritten Reiches gesprochen zu haben, wie er es dem Anspruch seines hohen Amtes entsprechend schuldig gewesen sei. Das ist der Vorwurf, den Hochhuths «Stellvertreter» erhebt. Bischof Dibelius hat die geschichtlichen Umstände deutlich gemacht, unter denen Pius XII. sein Amt übernahm. Er hat darauf verwiesen, dass die Maklerrolle, die er sich erhalten wollte, um der Welt den Frieden zurückzugewinnen, es ihm schwer gemacht habe, sich einseitig gegen den Nationalsozialismus auszusprechen. Er hat daran erinnert, dass eine Schwächung des Nationalsozialismus, sich zugleich als eine Stärkung des Kommunismus hätte auswirken können. Bischof Dibelius hat also alle die schweren und belastenden Umstände erwähnt, die Hochhuth selbst in dramatischer Gerechtigkeit den Papst darlegen lässt.

Doch ich glaube, dass der Bischof in dem Bemühen, Papst Pius XII. Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, Hochhuth oder – was allein wichtig ist – dem Anliegen seines «christlichen Trauerspiels», wie er den «Stellvertreter» im Untertitel nennt, Unrecht tut. Die Frage, welche Hochhuths Stück stellt, ist eine ganz einfache. Es ist die Frage: Hat der Papst dem Nationalsozialismus und seinen Verbrechen gegenüber Zeugnis abgelegt? Würde der, dessen Stellvertreter der Stellvertreter auf dem päpstlichen Stuhl zu sein beansprucht, den Erniedrigten und Gemordeten sein Zeugnis verweigert haben? Hochhuths Antwort auf die gestellte Frage ist eindeutig. Das schuldige Zeugnis ist verweigert worden. Alles, was Bischof Dibelius anführt, mag als «mildernder Umstand» gelten. Aber welcher schuldig Gewordene, welcher im Dritten Reich schuldig Gewordene hätte keine «mildernden Umstände»? Mildernde Umstände heben das Urteil nicht auf. Und neben den mildernden Umständen stehen «erschwerende Umstände». Die Macht der katholischen Kirche, das hohe Amt, der Anspruch des Papsttums, die weitreichende Verantwortung, die Erwartung von Millionen Katholiken nach einer Weisung ihres Gewissens, das Selbstopfer von Priestern, Nonnen, braven Katholiken wie etwa der Geschwister Scholl, das allgemeine Ansehen des Papstes, die Exterritorialität der Vatikanstadt, die Tatsache, dass gerade dieser Papst in die Geschichte der Theologie als der Theologe des «Naturrechts» eingegangen ist und dass gerade dieser Theologe des Naturrechts dem natürlichen Recht der von der Walze des Dritten Reiches Zermalmten keine oder nur eine kaum vernehmbar leise Stimme geliehen hat, das alles sind «erschwerende Umstände». Doch der Sinn von Hochhuths «christlicher Tragödie», liegt auch nicht im Abwägen der mildernden und erschwerenden Umstände. Sie liegt in der gemeinchristlichen Frage des Zeugnisses und der Zeugnisverweigerung. Hochhuths «Stellvertreter» ist ein anti-katholisches Stück.

Die protestantische Christenheit ist in der gleichen Verdammnis. Auch sie war nicht in der Lage, die soziale Dämonie des Nationalsozialismus zu entlarven, nicht vor der Welt, ja nicht einmal im Bewusstsein der Gläubigen.

Die evangelische Kirche hat das deutlich erkannt. Sie hat ihre Mitschuld in Stuttgart (1945) in Assenheim (1947), in ökumenischer Breite in Amsterdam (1948), als «Evangelische Kirche in Deutschland» in Weissensee (1950) mit klaren Worten ausgesprochen: «Wir sprechen es aus, dass wir durch Unterlassen und Schweigen vor dem Gott der Barmherzigkeit mitschuldig geworden sind an dem Frevel, der durch Menschen unseres Volkes an den Juden begangen worden ist. – Wir bitten alle Christen, sich von jedem Antisemitismus loszusagen und ihm, wo er sich neu regt, mit Ernst zu widerstehen und den Juden und Judenchristen in brüderlichem Geiste zu begegnen.» Welches Interesse könnten wir haben, die katholische Kirche vor radikaler Fragestellung, zu bewahren, welchen Grund, unseren katholischen Brüdern durch die Auf Weisung mildernder Umstände ein Schuldbekenntnis zu ersparen? Und das im gleichen Augenblick, in dem katholische Historiker die Hintergründe des Konkordats mit Hitler zu erhellen suchen und die Junge Katholische Union Auskunft heischt, warum das Zentrum im Jahre 1933 dem Ermächtigungsgesetz zugestimmt habe.

Hochhuths Jugend und die Tatsache, dass er den Nationalsozialismus ja nicht miterlebt habe, ist kein Einwand gegen ihn. Er ist einer der ersten der nachfolgenden Generation, der von dem Geschehen, das die Vätergeneration betroffen hat, umgetrieben wurde und der sich nun zu ihm äussert. Seien wir übergelukkig, dass diese erste Stimme, die Stimme eines Christen ist und dass seine Äusserung den Glauben an die Macht des echten Zeugnisses zur ausgesprochenen Voraussetzung hat. Wir haben keinen Grund, Hochhuth wohlwollend, belehrend und besserwissend auf die Schulter zu klopfen. Sollten wir ihm aber antworten: Sie irren, Herr Hochhuth, das Zeugnis hat nicht die Kraft, die Sie ihm zutrauen, so würden wir nicht die Stimme Hochhuths, sondern die Stimme des ganzen Neuen Testaments gegen uns haben. Wenn ich Hochhuths «Stellvertreter» verstanden habe, so will er dreierlei sagen:

1. Es kommt für die Kirchen nicht darauf an, eine kluge, vermeintliche «Gottesdiplomatie» zu treiben, sondern das Wahrheitszeugnis abzulegen. Die Gottesdiplomatie läuft so schief, wie die des «klügsten und erfahrensten Diplomaten, den die Kurie hatte» (Dibelius), schiefgelaufen ist.

2. Das Tun der Kirchen darf sich nicht darin erschöpfen, Nächstenliebe zu üben, in dem Sinne, dass man an dem Kind, das in den Brunnen gefallen ist, Wiederbelebungsversuche macht. Ihre Aufgabe ist es, durch deutliches Zeugnis die sozialen Dämonien zu benennen, zu entlarven und zu überwinden. Dieses ihr Zeugnis ist höchste und wirksamste Nächstenliebe.

3. Liebe und echte Nächstenschaft sind der einzige Gottesbeweis. («Der Stellvertreter» 5. Akt)

Ich kann nicht finden, dass Hochhuth dem deutschen Volk einen schlechten Dienst erwiesen habe. Sein Stück ist nicht ein Abschieben der deutschen Schuld auf einen Schuldigen *extra muros*. Die Schuld der Hitler, Goebbels, Göring, Himmler und Konsorten wird nicht geleugnet. Aber es wird die Frage gestellt, wie es möglich war, dass so verdorbene und verbrecherische, menschenverachtende Lehre Macht gewinnen konnte in einem Volk, in welchem eine evangelische und katholische Kirche existiert – Jahre geduldet werden konnte, in einem Europa, das einmal durch den christlichen Glauben geprägt wurde. Das aber scheint mir das einzige Problem zu sein, das uns als Christen an dieser Erscheinung interessieren kann.

Welche Aufgabe stellt Hochhuths Stellvertreter uns Protestanten?

Wir sollten das Stück sehen, es in Pastoren-, Mitarbeiter-, Gemeindegemeinschaften diskutieren. Wir sollten den Nationalsozialismus nicht als ein Werk Hitlers und einiger böser Leute, sondern als soziale Dämonie erkennen, der eine wachsame Kirche das Zeugnis der Wahrheit entgegenzusetzen hat.

Unsere Aufgabe an den katholischen Brüdern aber ist es, sie zu warnen, den Papst nicht unfehlbarer zu machen als es – man verzeihe einem Protestanten die Formulierung – katholisch ist. Für die mittelalterlichen Totentänze und für Dante waren die Päpste keineswegs unfehlbar. Idi glaube nicht zu irren, dass sie es auch für Johannes XXIII. nicht sind.

Hochhuths «Stellvertreter» wünsche ich Aufführungen in vielen deutschen Städten und eine Resonanz, wie sein Stück sie in Berlin hat. Lasst uns Sorge tragen, dass diese Stimme nicht erstickt werde!

,Berliner Sonntagsblatt', 28.4.1963

Günther Harder

Die Schuld des Schweigens

Es war tief im Kirchenkampf, als wir einmal im Rat, also dem Aktionsausschuss des Bruderrates der Bekennenden Kirchen Brandenburgs, über die zögernde Haltung der evangelischen Bischöfe von Bayern und Württemberg sprachen. Da sagte der damalige Generalsuperintendent a. D. D. Dibelius, der als ein Bruder unter Brüdern, was nicht vergessen sein soll, mit uns die gemeinsamen Nöte und Aufgaben unserer Bekennenden Kirche durchstand und beriet, verdenken könne er den Bischöfen ihre Haltung nicht, denn sie hätten die Verantwortung für Tausende von Pfarrern und Gemeinden. Wir jungen Männer im Rat waren anderer Meinung. Wir glaubten – alle Verantwortung in Ehren –, dass es Gelegenheiten gäbe, bei denen ein Bischof nicht nach den Folgen für seine Kirche fragen dürfe, sondern gerufen sei, ein gutes Zeugnis für die göttliche Wahrheit zu geben. Für eine evangelische Kirche, in der die Bezeugung des göttlichen Wortes das A und O ihrer Existenz sei, müsse dies ganz besonders gelten.

Wenn man die Ausführungen des damaligen Generalsuperintendenten und jetzigen Bischofs D. Dibelius im Berliner Sonntagsblatt vom 7. April 1963 zum «Stellvertreter» liest, sieht man, dass ihr Schreiber folgerichtig auf derselben Linie geblieben ist – aber wir auch. Dies möge im folgenden an einigen Punkten aufgezeigt werden.

Es geht noch immer um die Frage der Verantwortung und der Zeugnispflicht von Bischöfen und Kirchenleitungen. In den Zeilen aus der Feder des Herrn Bischofs kommt der Satz vor von der «geistlichen Verantwortung des Papstes für 300 Millionen Menschen». Diese 300 Millionen gehören zu den Völkern, die einander bekämpfen. Aus diesem Kampf muss sich der Papst unbedingt heraushalten, will er wirklich dem Frieden dienen. Nun, dieser Satz von den 300 Millionen kommt auch im Stück «Der Stellvertreter» vor, aber gerade, um den Appell des ganzen Stückes, der gegen diesen Satz steht, umso deutlicher hervortreten zu lassen. Dieser Satz, zweifellos ein beachtlicher Satz, hat eine Grenze, nämlich in der Pflicht zum Zeugnis. Was heisst denn eigentlich «geistliche Verantwortung», wenn sie nicht darin wahrgenommen wird, dass Gottes Wahrheit, sein heiliger Wille bekundet wird, und zwar gerade gegenüber offenkundigen, womöglich noch durch die Staatsmacht sanktionierten Verbrechen, so dass im Totaleinsatz von Existenz, Stellung, Ansehen die Gegenwart des heiligen Gottes in seinem Wort zum Zuge kommt.

In dieser Richtung aber liegt die Absicht des Autors, der nicht Geschichte schreiben will, obwohl er die Handlung seines Stückes sich um einige geschichtlich bezeugte Vorgänger gruppieren lässt. Er will auch nicht, jedenfalls nicht in erster Linie, die *Schuldfrage* aufrollen, etwa in dem Sinn: Der Papst ist an der Ermordung der Juden schuld. Will man nach der Schuld und ihrer Verteilung fragen, so kann man in der Tat jene Liste aufstellen, wie sie sich in den Schlussausführungen des Bischofs findet. Dann kann man auch mildernde Umstände für die Schuldigen beibringen. Dann kann man die Schuldigen klassifizieren.

Das Stück will aber vielmehr die Kirche fragen – und der Papst und die katholische Kirche stehen hier nur repräsentativ für die ganze Kirche –, ob sie angesichts des einzigartigen Verbrechens an den Juden nicht etwas schuldig geblieben ist, nämlich ganz einfach das Zeugnis von Gottes Recht gegenüber diesem systematischen, wohlüberlegten, mit Raffinesse und Gründlichkeit durchgeführten Massenmord, vor dem alle eigentlichen Kriegshandlungen verblassen, der nichts anderes war als eine letzte, abgefeimte Rachehandlung der hoffnungslos Besiegten. Die rein erdichtete Gestalt des jungen Ordensbruders drückt aus, was dies Zeugnis, dies Eintreten für die Entrechteten bedeutet hätte, nämlich ein Mitaufsichladen des wütenden Hasses gegen die Juden. Der Herr Bischof bedauert es zwar auch, dass der Papst damals nicht geredet hat, meint doch aber, er sei eben dies Zeugnis nicht schuldig geblieben, weil er nicht dazu verpflichtet war, weil für eine Kirche im totalen Staat, dessen grausige Atmosphäre mit Recht, besonders für die Unkundigen, in die Erinnerung

gerufen wird, allein bei den eigenen Gliedern ein Ansatzpunkt für ihre Verpflichtung zum Reden und Handeln gegeben ist. Die Kirche könne und müsse also nicht vor aller Welt einem Staat gegenüber bezeugen, dass er Gottes Gebot missachtet. Die Kirche kann zwar keine Gewalt anwenden. Ihre Waffe ist allein das Wort. Aber dies Wort ihres Zeugnisses angesichts des widergöttlichen Handelns ist sie verpflichtet zu sprechen.

Die Bekennende Kirche innerhalb der damaligen Kirche der Altpreuussischen Union, zu der auch wir in Berlin gehörten und noch gehören, hat sich, wenn auch leider viel zu spät, zu solchem Zeugnis durchgerungen, und zwar 1943 auf der 12. Tagung ihrer Synode, in dem «Wort zum fünften Gebot», in dem der Mord an Juden bei Namen genannt ist, nicht weniger in dem Wort derselben Synode für den Busstag 1943. Aber hätte dies Zeugnis nicht viel früher, viel allgemeiner, viel wirksamer gesprochen werden müssen? Es war auf der Tagung eben derselben altpreuussischen Synode am Trinitatissonntag 1938 in Berlin-Nikolassee. Als wäre es heut, so sehe ich auf dieser Synode den Mann vor mir stehen, der nach dem Krieg die Aktion «Sühnezeichen» ins Leben gerufen hat, Präses D. Kreyssig, wie er die Synode mit brennenden Worten aufforderte, etwas zur Judenfrage zu sagen. Damals wurden den Juden Personalausweise mit Fingerabdruck ausgehändigt. Damals lief das Verbrechen vom November 1938 gerade erst an. In der Tat, schon damals, gerade damals hätte es geschehen müssen. In der Grundordnung unserer Berlin-Brandenburgischen Kirche heisst es im Artikel 114 vom Bischof: «Er sorgt dafür, dass die Kirche ihren Dienst am Volk und an der nichtchristlichen Welt wahrnimmt.» Wie soll sie dies eigentlich tun, wenn sie dem Volk das christliche Zeugnis, und zwar konkret und gerade dann, wenn das Volk auf schreckliche Abwege gerät, schuldig bleibt? Im Artikel 120 unserer Grundordnung wird der Synode und in ihrer Abwesenheit der Kirchenleitung die Aufgabe zugewiesen, «darüber zu wachen, dass die Geltung der Gebote im öffentlichen Leben anerkannt wird. Sie hat Einspruch zu erheben, falls durch schlechte Sitten, böses Beispiel oder durch falsche Gesetzgebung Menschen versucht und gezwungen werden, die Gebote Gottes zu übertreten». Für dies Wachen über Gottes Geboten und diese Einspruchspflicht gibt es keine Dispensation, auch nicht im totalen Staat.

Erkennt man dies an, wird man es nicht als eine falsche Bezeichnung ansehen, wenn gefragt wird, was der Papst, ja, was die Kirche Christi überhaupt schuldig geblieben ist? Diese dringende Frage, die sich an die ganze Kirche und nicht nur an den einzelnen Mann wendet, ist auch keine Respektlosigkeit vor den «Entscheidungen bedeutender Persönlichkeiten». Je mehr Vollmacht einer für sich beansprucht, je mehr er durch sein Reden und Schweigen andere bindet oder verpflichtet, umso mehr muss er sich nach dem Recht seines Redens oder Schweigens fragen lassen. Hier gibt es keine Immunität der bedeutenden Persönlichkeit, aber auch nicht der hohen kirchlichen Würdenträger, jedenfalls nicht in der Kirche der Reformation, in der alles und jeder an Gottes Wort geprüft wird. In dieser Kirche sollte eigentlich auch allezeit im Blickfeld

liegen, dass alle Vollmacht ihren alleinigen Grund im Gehorsam gegenüber dem einzigen Herrn der Kirche und in der Kraft des Zeugnisses von ihm hat. Worin sollte die Vollmacht seines «Stellvertreters» ihren Grund haben, wenn nicht darin, dass durch ihn wie durch Christus selbst Gottes heiliger Wille bekundet wird, und zwar gerade da und dann, wo und wann es nötig ist. Übrigens ist es noch ein besonderer Zug des Stückes, dass es die Deportationen von Juden schliesslich in Rom selbst einsetzen lässt. So ist nunmehr nicht der Papst als Papst, sondern als Bischof von Rom gefordert. Der römischen Gemeinde, «seiner» Gemeinde bleibt er angesichts des Geschehens in ihrer Mitte eine klare Weisung schuldig.

Aber, wie bereits angedeutet, man sollte dies Stück nicht so sehen, als wäre hier die katholische Kirche allein gemeint. Im Grunde genommen ist die ganze Kirche Christi, übrigens auch ausserhalb der Machtsphäre Hitlers, gefragt, ob sie im Fall des Judenmordes das Zeugnis in Wort und Tat schuldig geblieben ist. Auch evangelische Kirchenmänner, die guten Namen, Vertrauen, Vollmacht, Rang, Würde und Erkenntnis genug hatten, haben damals gezögert, haben geschwiegen, statt zu reden.

Man soll nicht fragen, ob das Zeugnis des Papstes und anderer geistlicher Würdenträger Erfolg gehabt hätte. Es ist jedenfalls unsere Erfahrung aus dem Kirchenkampf, dass Gottes Wort, im Glauben und Gehorsam bezeugt, noch jedesmal grosse Dinge gewirkt hat – mehr, als wir schwachen Zeugen je ahnen und hoffen konnten. Sehen wir von den damaligen Verblendeten innerhalb der Kirche ab! Wenn nur alle, die es mit der eigentlichen Sache der Kirche, mit dem Evangelium ernst nahmen, sich zu einem gemeinsamen Zeugnis in Sachen der Judendeportationen und -morde zusammengefunden hätten, so wären vielleicht auch dadurch nicht die Taten der tollwütigen Bösewichte gehemmt worden, eins aber wäre geschehen: Es wäre bei allen Christen, die auf Gott etwas gaben, der Wille und die Bereitschaft erheblich gestärkt worden, die eigene Existenz zu riskieren und den Verfolgten zu helfen, und zwar in ganz anderem Masse, als es der Fall gewesen ist.

Alle, die in der Kirche ein Amt innehaben, haben damit nun einmal eine besondere Verpflichtung zum Zeugnis, zur Wachsamkeit, zum Rufen und Warnen. Wenn etwas an dem Stück von Hochhuth bedenklich ist, so dies, dass über dieser Herausstellung der besonderen Zeugnispflicht der hohen und höchsten Würdenträger allzustark zurücktritt, dass jeder Christ hier etwas schuldig geblieben ist. Alle, die zur Selbstrechtfertigung neigen, könnten angesichts dieses Stückes sagen: «Wenn der Papst, der doch hätte reden können, geschwiegen hat, was sollten wir kleinen Leute da tun?» Es ist weder dem Dichter noch dem Inszeneur gelungen, die Aufführung gegen diese verkehrte Wirkung hinreichend abzusichern – anders als in «Andorra», wo sich durch die grossartig eingblendeten Entschuldigungsszenen dem Zuschauer ein unausweichliches Schuldgefühl aufdrängt.

„Berliner Sonntagsblatt“, 21.4.1963

Propst Heinrich Grüber

Zu Rolf Hochhuths «Stellvertreter»

Ich beabsichtige nicht, zu den mancherlei Angriffen und Entgegnungen Stellung zu nehmen, die in der Stellvertreterdiskussion gegen mich gerichtet sind. Für mich besteht die Verpflichtung aller christlichen Konfessionen zur Lösung gemeinsamer Aufgaben nicht erst seit 1933. Durch Herkunft und Führung lag es mir immer mehr, das Verbindende als das Trennende zu betonen. «Protestantische Antikomplexe» sind bei mir nie vorhanden gewesen. Ich halte *alle* Antikomplexe für eine Gefahr, da sie den Blick für klare Erkenntnisse und Entscheidungen trüben. Aber Toleranz darf auch nie auf Kosten der Wahrheit und Klarheit gefordert werden. Wenn man die Ablehnung an der Beteiligung an dem Rufmord gegen den angeblichen Rufmörder Hochhuth schon als antikatolische Haltung bezeichnet, dann muss ich den Vorwurf hinnehmen.

Ich betone immer wieder: In dem Stück geht es nicht um Pius XII., sondern wir sollten uns alle angesprochen fühlen. Und diese Forderung scheint es mir zu sein, die im Wesentlichen die Opposition gegen mich aufgelöst hat.

Alle Kirchen haben 1'600 Jahre lang den Antijudaismus geduldet und gefördert, der der Ausgangspunkt für den Antisemitismus war. Das ist unsere gemeinsame Schuld. Erst jetzt haben die Kirchen dies eingesehen und sich davon distanziert. Daher ist die Frage unwesentlich, ob vielleicht Papst Johannes XXIII. (vielleicht auch Papst Pius XI.) anders gehandelt hätten. Es geht um die Schuld nicht eines Papstes, sondern der ganzen Christenheit, die erst jetzt aufhört, für die «perfiden Juden» zu beten und sie als Christusmörder zu schimpfen. Hier liegt die grosse gemeinsame Schuld aller christlichen Konfessionen. Alle ökumenischen Bestrebungen, die wir freudig bejahen und unterstützen sind zwecklos, wenn sie nicht hier mit einem gemeinsamen «*peccavimus*» beginnen, das für uns nur ein «*pater peccavimus*» sein kann. Auch in der kirchlichen Arbeit und Zusammenarbeit wird nur dann etwas in der Gegenwart für die Zukunft geschaffen, wenn man mit der Vergangenheit fertig geworden ist. Nur wo das «*confiteor*» aller Kirchen echt und ehrlich ist, kann nachher auch das «*credo*» aufrichtig sein. Die Schuld soll uns nicht auseinanderbringen oder gegeneinanderstellen, sondern in gemeinsam bekannter Schuld sollen wir uns freimachen für den gemeinsamen Auftrag.

Ich nehme ebenso wenig Stellung zu Leserbriefen wie zu Interviews, bei denen der Fragesteller sehr oft die von ihm gewünschten Antworten heraus hört, wohl zu ausgearbeiteten Vorträgen.

Ich lasse den Vortrag folgen, den ich bei dem Forum in Berlin hielt: Wenn die Diskussion über das Schauspiel «Der Stellvertreter», das sich christliches Trauerspiel nennt, so stark und erregt ist, dann ist daraus zu erklären, dass hier die Grundfragen christlicher Haltung angesprochen werden. Es geht um die

Frage, ob die absolute Nachfolge gefordert ist des gekreuzigten Herrn, den Gott zu seiner Rechten im Himmel über alle Fürstentümer, Gewalt, Macht und Herrschaft, nicht nur dieser, sondern auch in der zukünftigen Welt gesetzt hat, und den er zum alleinigen Haupt der Gemeinde gemacht hat. Oder um die Frage, inwieweit ist institutionelles Denken berechtigt, das durch geschickte Verhandlungen oder «diplomatisches Schweigen», durch Konzils- und Synodalbeschlüsse Sicherungen schaffen will. Sind die Forderungen Jesu in Bergpredigt und Gleichnissen in ihrer Ganzheit und Grösse unabdingbar, oder dürfen sie durch Nützlichkeitsabwägungen und Rücksichtnahmen eingeschränkt werden?

Schon die Auswahl des Titels «Der Stellvertreter» ist für viele Zuhörer ein Gegenstand der Kritik, da es für sie keinen Stellvertreter Jesu Christi auf Erden gibt, sondern nur Menschen, die in seiner Nachfolge stehen und deren Wert und Wesen allein durch die Treue der Nachfolge bestimmt ist. – Aber das ganze Schauspiel ist einem grossen Missverständnis ausgesetzt, durch das zu leicht anti-katholische bzw. antikirchliche Stimmungen ausgelöst werden können, durch die das eigentliche Problem verdunkelt wird. Das zeigt sich auch schon in der Zeichnung des Papstes und des Kardinals. Es mag sein, dass die Darbietung, die ich in der Freien Volksbühne gesehen habe, diesen Eindruck besonders verstärkt hat. Es ist ein Unrecht, den Kardinal zu zeichnen als einen Mann, über dem das Wort stehen könnte «*quorum deus venter est*» und für den die irdischen Genüsse so wesentlich sind. Ebenso ist es völlig fehl am Platze, einem so hochpolitischen Menschen wie dem Papst Pius XII. so primitive anti-kommunistische Gedanken und Äusserungen zuzuschreiben, wie sie vielleicht in eine Bild-Zeitung hineinpassen, aber nicht in eine Politik der Kurie. Weiterhin erscheint es mir unangebracht, einen erst kürzlich heimgegangenen Papst, in dem viele Katholiken mehr verehrt haben als das geistliche Oberhaupt, in dieser Form auf die Bühne zu bringen. Es müsste gerade in unserer Zeit alles vermieden werden, Anti-Komplexe zu wecken, und dass diese Gefahr gross ist, merkt man an dem Beifall, d.h. an dem an verkehrten Stellen gespendeten Beifall. – Das hindert aber nicht daran, dass man dankbar sein muss, dass ein Schriftsteller der jungen Generation der alten Generation, d.h. den über Siebzigjährigen, ihr Versagen und ihr Versäumen vorhält. Wir Alten müssen es alle miteinander bekennen, dass wir nicht nur in den zwölf Jahren versagt haben, sondern dass wir auch zuvor in der Vergangenheit nicht genug Gegenkräfte entwickelt haben, gegen die Dämonien, die aufbrachen und die zu diesem Infernissimo führten. Das geht uns alle an, ganz gleich, ob wir evangelisch sind, oder ob wir Dibelius, Niemöller oder Grüber heissen, ob wir Katholiken, Päpste, Kardinäle oder Bischöfe waren, oder ob wir Juden waren.

Die junge Generation in Israel, die von dem ganzen Geschehen mehr Distanz hat, sieht die Dinge klarer. Ich wurde bei Diskussionen mit jungen Israelis an die Adresse der christlichen Kirchen des Öfteren gefragt: «Sind für die Kirche die Geisteskranken und Geistesschwachen wertvoller als die Juden? Als die

Geistesschwachen zur Euthanasie gebracht wurden, haben alle Kirchen und Kirchführer sich gemeldet, während sie ab 1933 bei den Judenpogromen sehr lange geschwiegen haben.» An die Adresse der jüdischen Gemeinde gerichtet, wurde ich sehr oft gefragt: «Wie war es möglich, dass die Juden in Deutschland sich so etwas gefallen liessen? Wie kam es, dass es in Deutschland keine Hagganah – militärische Widerstandsbewegung – gab?» Wir wollen uns allen diesen Fragen einer kritischen Jugend stellen.

Darüber hinaus habe ich aber immer das Gefühl, diese gemeinsame Schuld in der Vergangenheit sollte uns zusammenführen und nicht auseinanderbringen. Dabei möchte ich immer wiederholen, dass Schuld ja nicht nur das Böse ist, das man tut, sondern zunächst und zumeist das Gute, das man unterlässt. Das wird ja auch im Schauspiel einmal angedeutet. Man sollte sich auch nicht mit kleinlichen Ausreden um das Bekenntnis der Schuld herumdrücken. Das ist ja das Traurige, was man in der bisher geführten Diskussion immer wieder feststellen muss, dass manche das Problem des Dichters nicht erkennen können oder nicht erkennen wollen. Es kommt wirklich nicht darauf an, nachzuweisen, wo und wie kirchliche Stellen geholfen haben – so weit sollte man den Dichter verstehen. Das kann man ja auch von ausserkirchlichen Stellen, auch von Nationalsozialisten sagen, dass sie manchmal geholfen haben. Kein Mensch wird Göring deshalb rehabilitieren wollen, weil er sich bemüht hat, manchen Juden zu retten und auch bei manchen Aktionen eingegriffen hat. Es muss weiter festgestellt werden, dass der grösste persönliche Einsatz von Arbeitern im Norden und Osten Berlins erfolgte. Das hat auch mein Freund, Dr. Baeck, nach 1945 immer im Ausland betont. Es waren Menschen, die oft in keiner Verbindung zu den Kirchen standen, die aber etwas wussten von der Solidarität der Notleidenden und Verfolgten.

Was nun die Handlung selbst angeht, so kann ich ja die Entwicklung in Deutschland und Europa nur bis Dezember 1940 verfolgen. Die Zeit, die in dem Schauspiel zur Diskussion steht, habe ich nicht in der Freiheit miterlebt. Aber das Problem ist ja nicht erst 1941 entstanden, sondern 1933. Ich kann auch nichts aussagen über den Einsatz von Männern, deren Namen im Schauspiel oder im Anhang genannt werden. Bis 1941 sind sie nicht aktiv in Erscheinung getreten. Wohl kann ich als einziger noch Lebender über die Zeit bis 1941 berichten. Alle anderen Männer, die damals ein leitendes Amt hatten oder einem Ruf folgten, und die im Einsatz standen, sind nicht mehr unter den Lebenden. Es waren in der katholischen Kirche neben dem allzeit einsatzbereiten und zielbewussten Bischof Wienken, dem Geschäftsführer der Fuldaer Bischofskonferenz, der Bischof Berning aus Osnabrück, Präsident des Raffael-Vereins, der keinen Weg zu den höheren Partei- und Dienststellen gescheut hat, und dem sich als Staatsrat manche Türen, die uns verschlossen blieben, öffneten. Nicht zuletzt ist zu nennen der Generalsekretär des Raffael-Vereins, Pater Grösser, den das Mitleiden mit dem Leid der Verfolgten und der persön-

liche Einsatz frühzeitig heimgerufen hat. Ich entsinne mich noch genau des Tages, da wir nach Verhandlungen mit dem Innenministerium am folgenden Tag in der brasilianischen Botschaft vorsprechen wollten. Er hatte seine Dienststelle in Hamburg und wohnte hier in Berlin bei einer Schwesternkongregation. Als ich ihn am Morgen zu diesem Gang abholen wollte, war ich der erste, der an das Sterbebett dieses hochverdienten Mannes und guten Freundes trat. Er war in der Nacht einem Herzschlag erlegen.

Die Männer der jüdischen Gemeinde, die damals Hervorragendes geleistet haben. Dr. Baeck, Dr. Hirsch und Eppstein, sind ja auch nicht mehr unter den Lebenden, und wir müssen mit Beschämung feststellen, dass das Andenken dieser Männer bei den überlebenden Juden in Deutschland nicht so geehrt und hochgehalten wird, wie sie es verdient haben.

Wenn wir zugeben, dass manche Hilfe geleistet worden ist, so soll das nicht als irgendein Verdienst herausgestellt werden, das vielleicht in der Lage wäre, das grosse Versagen und Versäumen zu kompensieren, sondern es ist nur eine selbstverständliche Erfüllung des Gebotes des grossen barmherzigen Samariters, der auf die Frage: «Wer ist mein Nächster?» dem Scheinfremden antwortet: «Gehe du hin und tue desgleichen.»

Die Frage ist die: «Haben wir auf die Notschreie derer, die unter die Räuber fielen, so reagiert wie der barmherzige Samariter im Gleichnis?»

Auch für die Kardinäle und Bischöfe steht es geschrieben: «Wenn Ihr für alle alles getan habt, was Euch befohlen ist, so sprecht: ‚Wir sind unnütze Knechte, wir haben nur getan, was wir zu tun schuldig waren.‘» Man lese einmal Luk. 17, 10. Keiner, auch nicht einer, kann sagen, dass er rechtzeitig und ausreichend gehandelt und gesprochen hat. Wenn es uns damals an Mut fehlte, zu handeln und zu reden, so sollten wir heute den Mut haben, dies zu bekennen.

Was die Zeit bis 1940 angeht, so muss ich feststellen, dass in dem Stück selbst der Nuntius Orsenigo zu gut gezeichnet ist. Er war unter den Diplomaten in Berlin, die in der damaligen Zeit uns allen zu diplomatisch, d.h. zu rücksichtsvoll waren, vielleicht der «diplomatischste», so dass sogar die katholischen Bischöfe in gewichtigen Fragen ihn nicht um eine Intervention bemühten. Vielleicht ist auch der damals lebende Papst Pius XII. viel zuwenig in seinen sehr eifrigen Bemühungen geschätzt und gewürdigt worden. Wir wissen aus persönlicher Erfahrung, wie er gerade auch in der Schaffung von Auswanderungsmöglichkeiten sich sehr intensiv bemüht hat. Für den September 1939 hatte er vorgesehen, Bischof Berning und mich in Rom zu empfangen wegen eines grossen Siedlungsprojektes in Brasilien, wofür er über den damaligen Kardinal Lemo den Präsidenten Vargas gewonnen hatte. Der Empfang wurde durch seinen Tod und die Durchführung des Projektes durch den Ausbruch des Krieges nicht mehr möglich. Über die Erteilung von Einzelvisen nach Brasilien möchte ich nicht sprechen. Was nach 1941 geschah, ist mir nur aus zweiter und dritter Hand bekannt. Ich hörte von sehr viel Einsatzbereitschaft, weiss aber auch, dass es in allen Kirchen an den nötigen klaren und eindeutigen Worten gefehlt hat. Eine Ausnahme machen die Gesellschaft der Freunde – die Quäker

– und die Mennoniten ausserhalb Deutschlands, während die Mennoniten in Deutschland – wie alle Freikirchen in Deutschland – dem System zu sehr entgegengekommen sind. Ich wiederhole: Unser aller Versagen – der Christen und der Juden – der Männer der Kirchen und der verantwortungsvollen Politiker – sollte uns aber nicht auseinanderbringen oder gar gegeneinanderstellen, sondern sollte uns zusammenführen mit dem Ziel, aus der Vergangenheit zu lernen und gemeinsam dafür zu sorgen, dass wir nicht noch einmal schuldig werden. Unvergebene Schuld bringt die Menschen auseinander. Vergebene Schuld führt sie zusammen.

Wenn ich sehr oft vor jungen Menschen spreche und von ihnen nach der Vergangenheit gefragt werde, dann stehe ich nicht an, unser grosses Versagen zu bekennen. Ich verbinde aber damit den Wunsch für sie, dass sie in 50 Jahren – als dann vielleicht Siebzig- oder Achtzigjährige – anders vor der jungen Generation stehen können, als wir Alten es heute tun. Aber ich stelle ihnen zugleich die Gegenfrage: «Welche Garantien gebt Ihr, dass Ihr es einmal besser macht als wir?»

Die Aufführung sollte gerade auch junge Menschen zu dieser Überlegung führen und darum sollte gerade auch jungen Menschen, Studenten, Jungarbeitern und Oberschülern der Besuch ermöglicht werden. Natürlich mit der entsprechenden Vor- und Nacharbeit. Es darf vor allen Dingen nicht das Gefühl entstehen, das ich bei manchen – an verkehrten Stellen beifallkatschenden – Zuhörern glaubte feststellen zu müssen, dass sie denken: «Ja, wenn schon ein Mann wie der Papst schwieg, was sollen wir kleinen Leute uns Ungelegenheiten schaffen?»

Es sollte aber vor allen Dingen herausgestellt werden, dass das Stück nicht die katholische Kirche allein angeht, sondern *alle* Kirchen und auch *alle* Politiker. Die Kirchen, die in der Vergangenheit zu wenig zu einem existentiellen Zeugnis aufgerufen haben, sollten klarer als bisher das Gebot des grossen barmherzigen Samariters herausstellen, der uns nicht nur Gebote gibt, sondern der uns auch Kraft und Gnade schenkt, seine Gebote zu erfüllen.

Darin bleiben sich alter und neuer Bund, Kirche und Synagoge enig, dass Gottes- und Nächstenliebe das vornehmste Gebot bleiben, dass sie nicht voneinander zu trennen sind, dass es keine Gottesliebe gibt, die nicht zur Nächstenliebe führt, und dass einsatzbereite Nächstenliebe durch die Gottesliebe bedingt und begründet ist.

Es waren Irrwege unseres ganzen Volkes und die Versäumnisse von uns Christen, die diese Verbrechen möglich gemacht haben. Wir können daran nichts beschönigen und sollten allen Versuchen einer Selbstrechtfertigung absagen. Vielmehr ist uns geboten, uns mit den jetzt Angeklagten vor Gott und sein Gericht rufen zu lassen. Gott aber richtet, um zu retten.

Sind wir dazu bereit, und vertrauen wir uns in Gottes Gericht über unser Volk seiner Gnade an, dann wird ER Fluch in Segen wandeln und uns freimachen für ein neues Leben und Wirken in unserem Volk in Gegenwart und Zukunft.

Berlin, April 1963

Hans Reiner

Die Ehre eines Toten

Propst Grüber ist in seinen Äusserungen zum Streit um Hochhuths «Stellvertreter» (FAZ vom 27. März) in entscheidenden Punkten fehlgegangen:

1. Herr Unger richtete an Grüber den Einwand, dass nach Ansicht der Gegner Hochhuths der Papst durch einen offenen Protest die Lage eben der Juden selbst nur noch verschlimmert hätte, wie das Beispiel der holländischen Bischöfe zeige. Statt auf diesen präzisen Einwand zu antworten, redet Grüber davon, dass der Protest des Papstes zwar vielleicht zur Verhaftung von «tausend Mönchen», aber zur Rettung von «zehntausend Juden» hätte führen können. Und auf dieser so von der entscheidenden Frage ablenkenden Antithese reitet Grüber dann noch drei weitere Sätze lang herum. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass hier noch alte lutherisch-protestantische Resentiments gegen Papst und «Mönche» lebendig waren; sonst hätte Grüber an der gestellten Frage nicht so gröblich und gerade in dieser Richtung vorbeihören und vorbeireden können.

2. Propst Grüber erklärt: «Es ist nicht zu leugnen, dass die Kirchen bei der Vernichtung von Schwachsinnigen aktiver und mit mehr Erfolg agiert haben als bei der Vergasung von Juden.» Hierbei übersieht Grüber einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden Fällen: Die Schwachsinnigen wurden in mitten in Deutschland gelegenen Anstalten getötet, und ihre Angehörigen erhielten über ihren Tod durchweg amtliche Benachrichtigungen. Die Häufung der Fälle machte dabei die Fälschung der Angaben über die Todesursache leicht durchschaubar und nachweisbar. Die Juden dagegen wurden ausserhalb Deutschlands vergast und ohne dass irgendjemand vom Tod der einzelnen eine Nachricht erhielt. Auch wenn darüber allmählich manches durchsickerte, fehlte es doch bis zum Ende des Krieges noch so sehr an genauen Beweisunterlagen, dass es weder den Kirchen noch sonst jemand in Deutschland möglich war, mit Aussicht auf Erfolg – etwa durch öffentliches Auftreten – etwas dagegen zu unternehmen.

3. Man kann einen Lebenden oder eine noch bestehende Gemeinschaft Zur Selbstprüfung aufrufen und sie fragen, ob nicht ein Schuldbekennnis angebracht wäre. Etwas ganz anderes aber ist es, wenn es um die Schuld eines andern geht, und dabei eines Toten, der weder mehr zur Selbstprüfung aufgerufen werden noch sich gegen einen Schuldvorwurf verteidigen kann. Ist dieser Vorwurf nicht streng bewiesen, dann ist es Unrecht, ihn zu erheben, zumal in der Öffentlichkeit, und dann ist es die nächste Pflicht der Angehörigen des so zu Unrecht Beschuldigten, dessen Ehre zu schützen. Dies ist der Fall der Katholiken, die sich jetzt vor Pius XII. stellen; denn seine umstrittene Entscheidung war offensichtlich so ungeheuer schwierig und dabei in ihren Gründen für einen Aussenstehenden so wenig restlos durchschaubar, dass hier kein ver-

antwortlich Denkender den Stab brechen darf. Da es in dem gegenwärtigen Streit für die Katholiken zunächst um diesen Schutz der Ehre Pius' XII. geht, beruht Grübers Aufruf an diese zur Selbstprüfung und zum Schuldbekenntnis in diesem Zusammenhang auf einer Verkennung der vorliegenden Situation und ist fehl am Platze.

Leserbrief in ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘, vom 29.3.1963

Friedrich Gerhard

Illusion

Ich finde es sehr bedauerlich im Interesse des konfessionellen Friedens, dass Herr Propst Grüber sich in der Sache Hochhuth so engagiert (F.A.Z. vom 27. März). Mir ist nicht bekannt, dass irgendein katholischer Würdenträger sich je zur Haltung der evangelischen Kirche nach 1933 in ähnlicher Weise geäußert hätte. Was soll man zu der Ansicht Grübers sagen, der allen Ernstes fragt, was es denn schon bedeutet hätte, wenn durch päpstlichen Protest tausend Mönche verhaftet, aber zehntausend Juden gerettet worden wären! Ich frage mich, wo hat Herr Grüber gelebt, dass er zu einer solchen illusionären Ansicht kommen kann? Hätte es tatsächlich so sein können, ich wäre überzeugt, dass tausend Mönche freiwillig in Haft gegangen wären. Schade, dass Propst Grüber den tatsächlich gegebenen Beispielsfall des heftigen Protestes der holländischen katholischen Bischöfe ignoriert, dessen prompte Folge die sofortige Verhaftung und anschließende Vernichtung getaufter Juden in Holland war. Bei dieser Aktion ist auch die uns so teure Edith Stein umgekommen. Welche richterliche Härte spricht aus diesem Grüberschen Satz: «Wer diplomatisch schweigt und sich schont, hat kein Recht, von der Nachfolge Jesu zu sprechen.» Kann da jemand glauben, dass ein Papst es Leuten wie Grüber jemals recht machen könnte?

Leserbrief in ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘, vom 29.3.1963

Helmut Gollwitzer

Darf der Papst schweigen?

Einige Vorbemerkungen sind nötig:

1. Es kann sich nicht darum handeln, einen anderen Menschen zu verurteilen. Pius XII. ist nur Exempel für uns alle. Die Frage, ob nicht mehr hätte getan werden sollen, richtet sich an uns alle.
2. Was 1943 und 1944 geschah, als die Juden in die Gaskammern gepresst wurden, hat seinen Grund in Versäumnissen von uns allen *vorher*, einschliesslich der christlichen Judenverachtung und -bedrückung vieler Jahrhunderte lang.
3. Gegen Hochhuths Darstellung mögen manche Richtigstellungen an-

gebracht sein. Die dürfen erst kommen, *nach* einem rückhaltlosen Eingeständnis des Versagens und der Mitschuld. Darum zuerst die Frage: Der Papst als oberster Vertreter einer christlichen Kirche hätte m. E. den Mund auf tun müssen,

1. um zu *schreien* für die Verfolgten, denen der Mund verschlossen war,
2. um alle Katholiken – und darüber hinaus alle Menschen – zu warnen vor der Beteiligung an den Untaten und zu mahnen zu jeder nur möglichen Hilfeleistung.

Wie Hitler auf einen solchen Ruf des Papstes reagiert hätte, kann niemand mit Sicherheit sagen, ob positiv oder negativ. Mit Sicherheit aber kann man *eine* Wirkung angeben, die ein solcher Appell und Protest des Papstes gehabt hätte: die Hilfeleistung wäre intensiviert worden für die verfolgten Juden, besonders bei der katholischen Bevölkerung in Deutschland, in Polen, Litauen, in der Slowakei, in Ungarn. Viele wären dadurch gerettet worden, und viele wären dadurch nicht in die Mitschuld der Beteiligung gekommen. Darum ist das Schweigen des Papstes nicht, wie Hochhuth sagt, ein Verbrechen, wohl aber ein schuldhafter Irrtum und ein Teil des Versagens und der Mitschuld der ganzen Christenheit, von jedem von uns, in der entsetzlichen Judenverfolgung des 20. Jahrhunderts.

Diskussionsbeitrag aus der Fernsehsendung im Hessischen Rundfunk, Frankfurt a.M., vom 9.5.1963

Walter Busmann

Der Papst und die Diktatur

Im Mittelpunkt der leidenschaftlichen Diskussion, die Hochhuths Schauspiel «Der Stellvertreter» ausgelöst hat, steht die Frage nach der Haltung Pius' XII. in den Jahren des Zweiten Weltkrieges. Eine solche Frage ist legitim, aber wenn man sie stellt, muss man sich der Schwierigkeiten bewusst sein, eine Antwort hinreichend historisch zu begründen. Die Pontifikatsjahre dieses Papstes fallen in die Zeit schwerster Erschütterungen, in die Zeit der nationalsozialistischen wie der sowjetischen Expansion über grosse Teile Europas. Auf die Jahre einer relativ ruhigen kirchlichen Entwicklung – wenigstens in Mitteleuropa – in der Zwischenkriegszeit folgte 1933 eine Epoche der Auseinandersetzung und des Kirchenkampfes. Der Autor des Schauspiels fragt, warum der Papst «seine Macht nicht eingesetzt habe», «um der Menschlichkeit den Weg zu ebnen», und er glaubt feststellen zu können: «Vielleicht haben niemals zuvor in der Geschichte so viele Menschen die Passivität eines einzigen Politikers mit dem Leben bezahlt.» Es handelt sich um eine lapidare und vehemente Anklage, die – wenn sie berechtigt ist – geeignet sein könnte, die zeitgeschichtlichen Aspekte

erheblich zu verschieben. Die Schuldverteilung müsste anders als bisher ausfallen, falls der *pontifex maximus* in der Geschichte der Judenverfolgung die Rolle gespielt hat, die ihm hier zugeschrieben wird.

In der bisherigen Diskussion wurde sowohl auf kirchliche bzw. auf päpstliche Hilfeleistungen als auch auf Versäumnisse hingewiesen. Der Nachweis solcher Einzelaktionen ist sicherlich wichtig, aber darüber darf das Grundsätzliche nicht vergessen werden. Gemeint ist die Stellung der Kirche im und zum totalen Staat. Ein knapper historischer Rückblick mag der Einsicht in die angedeutete Problematik dienen.

Nachdem die katholische Kirche vor der Machtergreifung Hitlers den Nationalsozialismus entschieden bekämpft hatte und an der Unvereinbarkeit einer Zugehörigkeit zur Partei und zur Kirche festgehalten hatte, hat der Vatikan bekanntermassen am 22. Juli 1933 das Konkordat abgeschlossen, das für die damalige Reichsregierung u.a. den grossen Vorzug einer internationalen Anerkennung durch den Hl. Stuhl bedeutete. Das historische Urteil über diesen Akt wird kaum einheitlich ausfallen und immer umstritten bleiben. Die für Hitler massgeblichen Motive sind leicht durchschaubar, während diejenigen, die das Vorgehen der Kurie bestimmten, den Historiker vor eine Reihe schwieriger Aufgaben stellen. Die Sorge um die Sicherung der «Freiheit des Bekenntnisses und der öffentlichen Ausübung der katholischen Religion» ist ohne Zweifel massgebend gewesen, auch wenn man in Rechnung stellt, dass Teile des deutschen katholischen Klerus und der Kurie ihren Anteil an der allgemein herrschenden Illusion über eine Wandlungs- und Entwicklungsfähigkeit des Nationalsozialismus gehabt haben. Aus der Perspektive der erlebten Gegenwart von 1933 sind solche Illusionen verständlicher als aus der Rückschau auf die Geschichte des Dritten Reiches. In einem in den britischen Dokumenten enthaltenen Gespräch mit dem britischen Botschafter hat sich der Kardinalstaatssekretär Pacelli im August 1933 darauf berufen, dass er zu wählen gehabt habe zwischen einem «*agreement on their Unes*» – nämlich dem Konkordat – und «*the virtual elimination of the Catholic Church in the Reich*».

Auf sichererem historischem Boden stehen wir, sobald wir uns der Entwicklung der Beziehungen zwischen Staat und Kirche seit 1933 zuwenden. Die Kirchenfeindschaft blieb ein charakteristischer Bestandteil des Regimes; für die Kirche wurde das Konkordat die Plattform, auf der sie den Widerstand gegen den Totalitätsanspruch des Staates, der Partei und ihrer Weltanschauung geschlossen und einheitlich leisten konnte. Es sei auch darauf hingewiesen, dass die Kirche im Laufe ihrer jüngsten Geschichte nicht unerhebliche Erfahrungen im Kirchenkampf gesammelt, dass sie die Situation einer angeblichen «staatsfeindlichen Kirche» bis in die tägliche Praxis der Seelsorge hinein erfahren hatte und deshalb den praktischen Wert eines Vertrages mit dem Staate nicht gering veranschlagen konnte.

Es liessen sich eine Fülle von Zusammenstössen zwischen Partei und Kirche, von Konkordatsverletzungen durch den Staat gleich nach dem Abschluss sowie von kirchlichen Protesten aufzählen. Die Sympathiekundgebungen ei-

nes Teiles des Klerus zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft, die dem wechselseitigen Gleichschaltungsprozess zwischen Volk und Nationalsozialismus zuzuzählen sind und die nicht verschwiegen werden dürfen, werden aufgewogen durch die kirchlichen Proteste, die seit 1933 die Geschichte des Dritten Reiches begleitet und dem Totalitätsanspruch der nationalsozialistischen Diktatur die unüberschreitbare Grenze gezogen haben. Die Kirche wurde gleichsam der schützende Raum, in den sich die Gläubigen unter den Zeitgenossen vor dem Absolutheitsanspruch des Staates zurückziehen und wo sie geistig weiterleben konnten. Der katholischen Kirche kamen ihre Geschlossenheit und Einheitlichkeit, die Bindung an den Hl. Stuhl in hohem Masse zugute.

Unter den Dokumenten, die die nationalsozialistische Irrlehre verurteilt haben, wird die Enzyklika «Mit brennender Sorge» vom 14. März 1937 ihren bleibenden Rang halten. Sie betraf die Lage der katholischen Kirche im Deutschen Reich und konstatierte darüber hinaus die ewige Gültigkeit der dem christlichen Naturrecht entstammenden Normen.

«Wer die Rasse oder das Volk oder den Staat oder die Staatsform, die Träger der Staatsgewalt oder andere Grundwerte menschlicher Gemeinschaftsgestaltung ... zur höchsten Norm aller, auch der religiösen Werte, macht und sie mit Götzenkult vergöttert, der verkehrt und fälscht die gottgeschaffene und gottbefohlene Ordnung der Dinge.»

Von dieser Enzyklika, an deren Inhalt und Diktion der damalige und mit deutschen Verhältnissen wohlvertraute Kardinalstaatssekretär Pacelli einen selbstverständlichen Anteil gehabt haben wird, führt eine gerade Linie zu den Botschaften und Ansprachen, die Papst Pius XII. in den Jahren des Zweiten Weltkrieges gehalten hat, und in denen er – so etwa in der an die Welt gerichteten Rundfunkansprache Weihnachten 1942 – jene Auffassung verurteilte, «die ausschliesslich einer bestimmten Nation oder Menschenart oder -klasse das Rechtsempfinden zuerkennt, und dies als letzte Rechtsquelle und Rechtsnorm bezeichnet, gegen die es keine Berufung gebe». Unverhüllter und direkter hat sich der Papst in einer Ansprache vom 2. Juni 1943 an das Kardinalskollegium geäußert und dabei an diejenigen erinnert, «die wegen ihrer Nationalität oder wegen ihrer Rasse von grösserem Unheil und stechenderen und schwereren Schmerzen gequält werden und auch ohne eigene Schuld bisweilen Einschränkungen unterworfen sind, die ihre Ausrottung bedeuten». Zwischen jener Enzyklika von 1937 und diesen Ansprachen liegt die Wannsee-Besprechung vom 20. Januar 1942, auf der die Richtlinien für die «Endlösung», d.h. für die physische Ausrottung der europäischen Juden bekanntgegeben wurden.

Bedeutung und Wirkung solcher päpstlichen Botschaften, die sich leicht vervollständigen lassen, können fast nur noch auf dem Umwege des historischen Verstehens richtig erschlossen und gewürdigt werden. Dieser Hinweis bezieht sich übrigens nicht nur auf die päpstlichen Kundgebungen, sondern grundsätzlich auf die Sprache, derer sich die bedienten, die im nationalsozialistischen Machtbereich Protest erheben und Kritik üben wollten. Worte, die gegenwärtig

massvoll und vielleicht auf befremdliche Weise zurückhaltend klingen, haben auf die Zeitgenossen aufrüttelnd gewirkt. Die Sprache, die im Machtbereich eines totalen Staates gesprochen wurde und gehört werden sollte, bedarf deshalb einer ebenso behutsamen wie intensiven Interpretation. Der Papst selbst hat die angedeutete Problematik in der Ansprache an die Kardinäle berührt:

«Jedes Wort, das Wir in diesem Anliegen an die zuständigen Behörden richteten, und jede Unserer öffentlichen Kundgebungen musste von Uns ernstlich abgewogen und abgemessen werden im Interesse der Leidenden selber, um nicht ungewollt ihre Lage noch schwerer und unerträglicher zu gestalten.»

Dieser Hinweis lenkt die Aufmerksamkeit auf die Praxis, leitet zu der Frage über nach dem, was der Papst und die Kirche getan haben. Es soll auch im Zusammenhang dieser Fragestellung darauf verzichtet werden, die Fülle der Hilfsaktionen zugunsten der Verfolgten und auch der Juden unter ihnen im einzelnen aufzuzählen. Sie reichen von den Hilfsmassnahmen der Priester bis zu denen der Bischöfe und schliesslich den Aktionen des Papstes. Es kommt nicht auf eine Aufzählung dessen an, was getan wurde, sondern vielmehr auf den Nachweis der Methode, die anwendbar und möglich gewesen ist. Dem Selbstverständnis und der Wirklichkeit der katholischen Kirche würde es widersprechen, wollte man gleichsam die helfenden Priester, die zum Märtyrertum bereit gewesen sind, gegen den – angeblich säumigen oder versagenden – Papst kontrastieren. Wenn eine grosse Zahl von Priestern ihr Leben als Zeugen des Glaubens hingegeben haben, so folgten sie letztlich nur der Mahnung ihres Oberhirten, den Gliedern der Kirche «die rechten Wege zu weisen in Lehre und Beispiel, in täglicher Hingabe, in apostolischer Geduld». In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn der Papst in einer anderen Ansprache an die Kardinäle Ende 1940 von seiner Freude darüber sprach, dass der «moralische und geistige Beistand Unserer Vertreter» einer grossen Menge von Flüchtlingen, Heimatlosen, Emigranten, auch unter den «Nicht-Ariern» zugute gekommen wäre, oder wenn der Dompropst an der St.-Hedwigs-kathedrale, Bernhard Lichtenberg, in innerer Übereinstimmung mit den päpstlichen Kundgebungen in einem Briefe vom 15. März 1943 aus der Tegeler Strafanstalt schrieb, es sei ihm «ausserordentlich wertvoll zu wissen, wie der Hl. Vater darüber denke», nämlich den Gang ins Ghetto von Litzmannstadt als Judenseelsorger zu gehen. Wenn der katholische Historiker und derzeitige Chefdramaturg des Wiener Burgtheaters, Friedrich Heer, nach einem Zitat von Hochhuth geschrieben hat: «Geistliche und Laien, Priester und politische Menschen, die den Widerstand zu praktizieren wagten, hatten weder im Gefängnis noch vor dem Schafott auf die Teilnahme ihrer kirchlichen Führer zu rechnen», und weiter: «Der christliche Widerstand gegen Hitler trug dergestalt naturgemäss von Anfang an den Charakter des Singulären, des Aussergewöhnlichen, des Unerwünschten, des Ungehorsams» – so entwirft er mit solchen Worten ein bemerkenswert verzerrtes Bild vom Wesen des Widerstandes. Während nämlich die Bezeichnung des

«Singulären» und des «Aussergewöhnlichen» auf den bürgerlichen Widerstand zutrifft, hat sich der kirchliche Widerstand – wo er praktiziert wurde – gewissermassen aus dem Wesen des Christentums zwangsläufig ergeben. Dass solche Hinweise auf den Komplex des deutschen Widerstandes, der in den grösseren Zusammenhang des europäischen Widerstandes hineingehört, keine apologetische Tendenz haben sollen und dürfen, sei ausdrücklich angemerkt. Die Überlebenden des Dritten Reiches, zu denen auch die christlichen Kirchen gehören, haben sich mit der beunruhigenden Frage nach ihrem Verhalten in den Jahren des Nationalsozialismus auseinanderzusetzen.

Die Aktionen und Kundgebungen des Papstes dürfen nicht isoliert, sondern müssen – um richtig verstanden zu werden – im Zusammenhange mit den Reden und Taten der Bischöfe betrachtet werden. Die vom «Petrusblatt» des Berliner Bistums am 3.3.1963 erstmals veröffentlichte Botschaft Pius' XII. an den Bischof von Preysing vom 30. April 1943 stellt eine besonders ergiebige Quelle für die Erkenntnis dieses Sachverhaltes dar. Das Dokument ist umso wichtiger, als alle Massnahmen und Erwägungen, die sich mit der Abwehr der nationalsozialistischen Diktatur beschäftigten, aus naheliegenden Gründen nur geringe Spuren in der Überlieferung hinterlassen haben. Die Botschaft, welche die Verpflichtung der Kirche zur Hilfe für die «Nicht-Arier» nachdrücklich betont, kann nur dann hinreichend gewürdigt werden, wenn zu ihrem Verständnis die vorausgegangenen und nachfolgenden Hirtenbriefe einzelner Bischöfe oder der Fuldaer Bischofskonferenz herangezogen werden. Ein Abschnitt der päpstlichen Botschaft betrifft das Problem der Haltung der Gesamtkirche unter der sich steigernden nationalsozialistischen Diktatur in den Kriegsjahren:

«Den an Ort und Stelle tätigen Oberhirten überlassen Wir es, abzuwägen, ob und bis zu welchem Grade die Gefahr von Vergeltungsmassnahmen und Druckmitteln im Falle bischöflicher Kundgebungen sowie andere, vielleicht durch die Länge und Psychologie des Krieges verursachten Umstände es ratsam erscheinen lassen, trotz der angeführten Beweggründe, *ad maiora mala vitanda*, Zurückhaltung zu üben. Hier liegt einer der Gründe, warum Wir selber Uns in Unseren Kundgebungen Beschränkungen auferlegen; die Erfahrung, die Wir im Jahre 1942 mit päpstlichen, von Uns aus für die Weitergabe an die Gläubigen freigestellten Schriftstücken gemacht haben, rechtfertigt, soweit Wir ersehen, Unsere Haltung.»

In demselben Briefe kommt die begründete Befürchtung zum Ausdruck, «den Rest von Seelsorge» – so schreibt Pius XII. –, der noch im Warthegau bestehe, zu gefährden.

Die Situation des polnischen Volkes unter der deutschen Besetzung bildete einen besonderen Gegenstand der päpstlichen Sorgen und Bemühungen. Die Versuche, helfend einzugreifen, und die Reaktionen der deutschen Machthaber sind charakteristisch und aufschlussreich für die Praxis der Beziehungen zwi-

schen Staat und Kirche in jener Zeit. Ver-gleicht man die allerdings dürftige Überlieferung, so empfängt man den Eindruck «eines diplomatischen Klein-krieges» – wie sich der von Hochhuth verkannte Freiherr von Weizsäcker ausgedrückt hat –, in dessen Verlauf grundsätzliche Auseinandersetzungen von beiden Seiten aus sehr verschiedenen Gründen vermieden werden sollten. Den kontinuierlichen Versuchen des Vatikans, dem polnischen Volke seelsorge-risch und auch materiell zu helfen, begegnete die nationalsozialistische Füh-rung mit der These, der Vatikan sei nicht zuständig und das Konkordat habe nur in den Grenzen des «Altreiches» vor 1938 Geltung. Der Vatikan hatte näm-lich die inzwischen erfolgten Grenz- und Souveränitätsverschiebungen nicht anerkannt. Den Staatssekretär im Auswärtigen Amt und den Berliner Nuntius verband die gemeinsame, unausgesprochene Furcht vor den Konsequenzen öf-fentlicher Proteste, welche die Lage der katholischen Kirche und die Lage der Polen nur zu verschlimmern geeignet waren. So blieb man unter dem Drucke der Herrschaftspraxis des totalen Staates auf geheime und indirekte Schritte angewiesen, wenn man praktische Hilfe leisten wollte.

Wie es sich die Kurie angelegen sein liess, auf diplomatischem Wege zugun-sten etwa des polnischen Volkes zu intervenieren, und wie die nationalsoziali-stischen Machthaber solche Interventionen von vornherein ausschlossen, lässt die Berichterstattung beider Seiten über den Besuch Ribbentrops im Vatikan am 11. März 1940 beispielhaft erkennen. Ribbentrop hebt in seiner Aufzeich-nung vornehmlich hervor, dem Papst und dem Kardinalstaatssekretär Maglione klargemacht zu haben, die Geistlichkeit müsse erkennen, «dass mit dem Natio-nalsozialismus eine ganz neue Form des gesamten staatlichen und völkischen Lebens in die Welt getreten sei». In knappen Andeutungen bestätigt er, dass im Verlaufe der Unterhaltungen unter anderem die Vertretung der Nuntiatuur in Warschau sowie die Frage der Unterstützungszahlungen der Kurie nach Polen berührt worden seien, aber erst aus den vatikanischen Mitteilungen erfahren wir, wie sehr Pius XII. und Kardinal Maglione nicht nur die Lage der katholi-schen Kirche in Deutschland, sondern auch die Bedrängnis des polnischen Volkes zur Diskussion gestellt haben. Der deutsche Aussenminister beschränkte sich entweder auf nichtssagende Antworten, oder er begegnete dem päpstlichen Wunsch, einen Apostolischen Visitator auf polnisches Gebiet zu entsenden und dort ein Hilfswerk zu organisieren, mit dem Hinweis: «... Polen steht unter Mi-litärregierung. Diplomaten und Konsuln sind dort unmöglich.» Bedenkt man die Herrschaftsmethoden und -ziele des Nationalsozialismus, dann gelangt man sehr rasch zu der Einsicht, dass die päpstlichen Interventionsversuche zugun-sten der polnischen Bevölkerung gar keine Aussicht auf Erfolg haben konnten, da ja Polen zu den Besatzungsgebieten gehörte, in denen die nationalsozialisti-sche Führung eine radikale völkische Politik durchzuführen entschlossen war. Die Noten und Memoranden, die im Laufe des Krieges die Kurie dem Auswär-tigen Amte zukommen liess, wurden entweder nicht angenommen oder nicht beantwortet, da sie nach nationalsozialistischer Auffassung Sachen betrafen,

für welche der Vatikan keine Zuständigkeit besass. Ribbentrop hat in Nürnberg von «einer ganzen Schublade von Protesten aus dem Vatikan» gesprochen.

So wie der Nationalsozialismus eine Zuständigkeit der Kurie für die Polen im Warthegau oder im Generalgouvernement ablehnte, hätte er ihre Intervention zugunsten der jüdischen Bevölkerung erst recht abgelehnt. Der rassische Antisemitismus war überdies die einzige Konstante in der synkretistischen Weltanschauung der Nationalsozialisten. Sie mussten nach Massgabe ihre Selbstauffassung in Interventionsversuchen zugunsten von Slaven und erst recht von «Nicht-Ariern» einen Angriff auf ihre historische Mission erblicken.

Wenn die bisherige Argumentation begründet ist, d.h. wenn weder die päpstlichen Kundgebungen in ihrer grundsätzlichen Bedeutung noch die versuchte wie geleistete Hilfe der Kirche bestritten werden können, so bleibt noch die Frage nach den Wirkungen übrig, die ein *öffentlicher Protest* des Papstes gegen die Verbrechen des Nationalsozialismus gezeitigt haben könnte. Zur Diskussion steht also die «Öffentlichkeit» eines päpstlichen Protestes. Eine exakte Antwort ist selbstverständlich nicht möglich. Dass der öffentliche Protest des holländischen Klerus gegen die Deportationen die Lage der betroffenen Gruppen verschlimmert hat, erscheint als ein begründeter und wichtiger Hinweis. Ergiebiger jedoch als ein Aufzählen von Beispielen und Gegenbeispielen ist es, sich im Zusammenhang der Fragestellung das Wesen des totalen Staates und besonders der nationalsozialistischen Herrschaftspraxis zu vergegenwärtigen und noch einmal an die Bemerkungen über die Bedeutung der «Rassenpolitik» anzuknüpfen. Je mehr sich, der Krieg in die Länge zog und je weiter sich die Kriegsschauplätze ausdehnten, desto radikaler und umfassender wurde die «Endlösung» vorbereitet und durchgeführt. Es kommt geradezu einer Verharmlosung des Nationalsozialismus gleich, wollte man annehmen oder unterstellen, dass ein spektakulärer Protest des Vatikans – darum hätte es sich ja gehandelt – die nationalsozialistische Führung an der Verwirklichung ihrer genuinen Rassenpolitik gehindert haben würde.

Wie Hitler reagiert hätte, wenn ein Protest des Papstes etwa zum Ungehorsam der Katholiken gegen das herrschende Unrechtssystem geführt haben würde – wie gelegentlich *post festum* argumentiert wird –, lässt sich Hitlers Bekenntnissen selbst entnehmen, wobei es nicht auf die Häufung von Zitaten, sondern auf ihre innere Glaubwürdigkeit im Zusammenhang des nationalsozialistischen Herrschaftssystems ankommt. Am 11. August 1942 wurde aus seinen Tischgesprächen im Hauptquartier mitgeschrieben: «... Ich werde die Pfaffen die Staatsgewalt spüren lassen, dass sie nur so staunen. Ich schaue ihnen jetzt nur zu. Würde ich glauben, dass sie gefährlich werden, würde ich sie zusammenschliessen.» Und wie er etwaige Unruhen niederschlagen gedachte, dazu finden sich in diesen Tischgesprächen ebenfalls aufschlussreiche Äusserungen. Wenn sich der über den kriegführenden Parteien stehende Papst nicht zu entschliessen vermochte, einen öffentlichen Protest zu erheben und auf diese Weise den Bruch mit dem nationalsozialistischen Reich herbeizuführen, so haben ihn

die Einsicht in das Wesen der hitlerischen Diktatur und die drängende Sorge vor den Vergeltungs- und Verfolgungsmassnahmen geleitet, die die dem Herrschaftsbereich Hitlers ausgelieferten Menschen im Falle seines Protestes treffen würden. Es ist durchaus zuzugeben, dass sich ein anderer Papst – wie etwa Pius XII. – vielleicht anders verhalten hätte. Die jahrzehntelangen diplomatischen Gewöhnungen und Erfahrungen, deren Anfänge bezeichnenderweise in die Zeit des Ersten Weltkrieges unter Benedikt XV. fallen, haben sicherlich das Verhalten Pius' XII., seine Wünsche und Hoffnungen mitbestimmt, aber nur auf Grund einer kurzschlüssigen historischen Urteilsbildung kann überhaupt eine Alternative zwischen einer sowieso aussichtslosen Diplomatie, auf die sich dieser Papst gemäss seiner Herkunft und seinem Wesen beschränkt habe, und einem angeblich verheissungsvollen Protest, für den ihm das christliche und sittliche Format gefehlt habe, konstruiert werden. Die Überzeugung Pius' XII., dass die Kirche nur auf «Rettung von Menschenleben» im Rahmen ihrer Möglichkeiten bedacht sein könne, entbehrt nicht der Begründung; sie entspricht vielmehr der politischen Wirklichkeit.

Der Autor des Schauspiels, von dem diese Betrachtung ausgegangen ist, wird diesem Komplex nicht gerecht. Seine offensichtlich starke dramatische Begabung entfaltet sich bezeichnenderweise nicht in den Szenen, in denen die Repräsentanten der Kirche selbst zu Worte kommen. Die Verzerrung des Papstbildes reicht von groben Diffamierungen bis zu unglauwbwürdigen, ja dilettantischen Betrachtungen, die der Autor den Papst anstellen lässt. Angriffe auf den Papst können sich bekanntermassen auf grosse Vorbilder der europäischen christlichen Literatur berufen, aber die Qualitäten des Schauspiels reichen nicht aus, um es dieser Tradition anzuschliessen. Das Stück erhebt den Anspruch auf historische Wahrheit, indem es die Wirklichkeit «entschlacken» will. Es handelt sich um eine bemerkenswerte Abwesenheit von Takt, wenn der Papst dieses Schauspiels seinen Auftritt mit den in der Aufführung allerdings gestrichenen Worten einleitet: «... Von brennender Sorge um Unsere Fabriken erfüllt...» Selbstverständlich stellt die Finanzpolitik des Vatikans ein echtes Problem im Laufe seiner Geschichte dar, und die Bedeutung der kirchlichen Steuern und Abgaben – wie z.B. des bekannten Peterspfennigs – hat die Forschung oftmals beschäftigt. Was aber in dem Schauspiel über Finanzaktionen, über Aktiengewinne aus Rüstungen, vor allem über Finanzmanipulationen der Jesuiten gesprochen wird, ist so rabiat, dass es nicht mehr ernstgenommen werden kann.

Im Verlaufe der politischen Argumentationen, die dem Papst und dem Kardinal zugeschrieben werden, spielen solche Vorstellungen wie «Staatsräson» und «europäisches Gleichgewicht» eine bedeutende Rolle. Sie scheinen zu den Hauptbestandteilen im politisch-geistigen Haushalt der Kurie zu gehören. Letztlich wird der Verzicht des Papstes auf öffentliches Protestieren auf diese der Geschichte der europäischen Staatskunst entstammenden Begriffe und Vorstellungen zurückgeführt, auch wenn es an einer Stelle heisst: «Wer helfen

will, darf Hitler nicht provozieren.» So wird der Führung der katholischen Kirche auf befremdliche Weise ein in der Vergangenheit befangenes politisches Weltbild unterstellt. Papst und Kardinal konversieren über osteuropäisches Gleichgewicht, über Methoden und Massstäbe des Wiener Kongresses, auf dem es noch Diplomaten gegeben habe, von deren Studium die Gegenwart nur profitieren könnte. Es berührt ja seltsam, dass ausgerechnet die vatikanische Diplomatie, deren Raffinement sonst als selbstverständlich vorausgesetzt wird, sich solcher antiquierten politisch-historischen Modelle bedient. Wollte man sich die Mühe machen, die päpstlichen Kundgebungen seit Beginn des Krieges auf ihre politischen Gedanken hin zu untersuchen, so würde man oftmals der Überzeugung begegnen, die politischen Ordnungen des Vorkriegseuropas könnten nicht einfach in Form einer Restauration wiederhergestellt werden.

Von einer Not, welche die Überzeugung bereitet, in der gegenwärtigen Welt auf die Grenzen des Helfens zu stossen, vermitteln die Dialoge der Papstszene keinen Hauch. Sie hätten aber auch von dem Betrachter wahrgenommen und berücksichtigt werden müssen, der eine andere Haltung für wünschenswert und möglich hält als diejenige, die Pius XII. im Interesse der Kirche und der Verfolgten glauben beibehalten zu müssen. Der Autor gibt sich nicht die Mühe, eine tragische Situation dramatisch zu gestalten; er begnügt sich vielmehr mit der These, Pius habe aus sogenannter Staatsräson den Bruch mit Hitler nicht vollzogen. Fragt man, was Staatsräson in diesem Falle eigentlich zum Inhalt hat, so muss man ihn in der dem Papst zugeschriebenen Überzeugung suchen, dass Hitler einstweilen «verhandlungswürdig» bleiben solle, dass «er nur dann gerade noch erträglich sei, wenn er so eben überlebe». Das Wunschbild eines künftigen Gleichgewichts der Macht auf dem Kontinent, in dessen System den Deutschen besondere Pflichten «als Schirmherren Roms» zufallen, steht im Mittelpunkt eines geradezu dilettantischen politisch-historischen Kollegs, das die päpstliche Reserve gegenüber den nationalsozialistischen Verbrechen rechtfertigen soll. Es handelt sich im Grunde um die naive Annahme einer scheinbar feingesponnenen römischen Diplomatie, zu deren Opfern die Juden zählen. Der Eindruck bleibt, als läge den Dialogen mit ihrem bestimmten Vokabularium die Erinnerung an ein unverstanden gebliebenes Geschichtsbild zugrunde.

So wie das politisch-historische Kolleg im Vatikan die Geister verwirren kann, ist übrigens ein anderes «Kolleg» geeignet, gefährliche Irrtümer zu erzeugen. Der «Doktor», in dem das «Böse» des Nationalsozialismus zur Inkarnation gelangen soll, entwickelt vor den Gaskammern und Verbrennungsöfen eine «Philosophie» von Auschwitz, die einer Ästhetisierung des Verbrechens bedenklich nahekommmt. Die harte Sprache der Dokumente, wozu die Augenzeugenberichte und die Statistiken gehören, erschüttern echter als solche Reden.

Der Profanhistoriker kann dem künftigen Urteil über das Pontifikat Pius' XII. nicht vorgreifen. Das Urteil dieses Schauspiels dient weder der histori-

schen Erkenntnis noch der Besinnung auf das, was zwischen 1933 und 1945 im deutschen Machtbereich geschehen ist. Die Frage nach den Verantwortlichkeiten in diesen Jahren sollte nicht an den Papst, sondern an die Deutschen gerichtet werden.

,Der Monat', Berlin, Mai 1963

Redaktionelle Stellungnahme «Der Monat»:

Wie seltsam! Mitten hinein in die mannigfachen Bemühungen zahlreicher Personen und Institutionen, Berlin – das von der Mauer umschlossene Westberlin – als Ersatz für seine bisherigen Mittlerfunktionen zu einem weithinstrahlenden Kulturzentrum zu machen, platzte ein Schaubühnen-Ereignis, von dem nun wirklich jedermann sprach, dem zuliebe Kritiker, Verleger, Theaterleute aus ganz Europa herbeigereist kamen und das nicht nur das Haus der Freien Volksbühne am Kurfürstendamm mit Zuschauern, sondern die Spalten der Zeitungen mit Artikeln, Erklärungen, Leserbriefen füllte. Ein Neuling, zweiunddreissigjähriger Verlagslektor, hatte ein Stück über das Verhalten des Papstes gegenüber der nationalsozialistischen Judenverfolgung geschrieben, der Rowohlt Verlag hatte es verlegt (Rolf Hochhuth: «Der Stellvertreter», Schauspiel. Rowohlt Paperback, 274 Seiten, DM 8,80), Erwin Piscator hatte es angenommen und inszeniert. Die Kritik bescheinigte dem Regisseur, mit glücklicherer Hand als bei seinen letzten Aufführungen gewaltet und die Straffung des unaufführbar langen Stückes gemeistert zu haben. Schon darüber liesse sich streiten; es gibt zu denken, dass keine der drei Szenen «von visionärer Kraft», die der Gutachter des Gèrhart-Hauptmann-Preises bei der Bewertung des Stückes hervorhob, in der Bühnenfassung erhalten ist. Aus dem grellfarbigen Gemälde des noch ungewandten, aber Theaterinstinkt verratenden Autors hat Piscator ein Plakat in grob vereinfachenden Strichen gemacht, dessen Stossrichtung freilich die gleiche wie die des Lesedramas ist. Das Versagen von Kirche und Papst vor einer ungeheuerlichen «challenge» – dieser Eindruck drängt sich dem Zuschauer wie dem Leser auf. Von der Bühne herab ist die demagogische, die exkulpierende Wirkung ungleich stärker: wir Kleinen und Machtlosen, die wir hier sitzen, brauchen uns nicht zu schämen, ebenfalls nicht genug gegen den Schrecken getan zu haben. Diese Wirkung ist höchstwahrscheinlich unbeabsichtigt, aber nichtsdestoweniger unausbleiblich. Man fragt sich verwundert, wie dieses Deuten auf einen hochwillkommenen Sündenbock mit dem von der geistigen Linken Deutschlands so unablässig verkündeten Willen zu Zerknirschung und «Kollektivscham» zu vereinigen ist. Noch bedenklicher ist der unaufrichtige politische Grundton dieses hochpolemischen Dramas, dieser hochdramatischen Polemik: er brandmarkt die bürgerlichen Rechte (sofern katholisch) als pharisäisch-fühllos, weil die Kirche für die bedrohte Judenheit nicht das Äusserste, das Martyrium, die Selbstvernichtung auf sich genommen habe. Welche andere Institution aber hätte das getan? Es ist weder von der protestantischen Kirche noch von irgendwelchen Freidenkerverbänden, den Freimaurerlogen oder dem Internationalen Pen-Club Ähnliches zu berichten; keine

Vereinigung ehemaliger nichtjüdischer «Weltbühnen»-Leser hat sich vor die Züge nach Auschwitz geworfen. Und der Grosse Bruder in Moskau, vergessen wir es nicht, ging am 23. August 1939 Arm in Arm mit Herrn v. Ribbentrop auch über diesen Punkt zur Tagesordnung über.

Mai 1963

Sehr lieber Herr Ledig-Rowohlt,

meine Frau und ich haben den «Stellvertreter» gemeinsam gelesen, abwechselnd vorlesend, immer wieder unfähig, weiterzulesen vor Erschütterung. Niemals gab es Ähnliches. Noch nie ist es einem Dramatiker gelungen, aus den Ereignissen seiner eigenen Epoche ein Drama zu formen, denn «die letzten Tage der Menschheit» sind eben lockere «Fotoreportagen», noch in ihren bewusst irrealen Teilen. Kraus war ein Genie, aber ein zerebrales und gewiss kein Dramatiker. Aristophanes liess Zeitgenossen auftreten – aber das waren Komödien. «Dantons Tod» wurde Jahrzehnte nach der Revolution geschrieben.

Dass dieser, wie ich höre, «junge Mann» überhaupt die Kraft fand, das ungeheuerliche Geschehen, den Ozean in ein Gefäss zu giessen, ist kaum glaublich. Welcher Mut! Und was muss er gelitten haben!

Ich könnte hundert Kommentare zu diesem Drama niederschreiben, will mich aber auf das Wichtigste beschränken: das Unbeschreibliche ist hier getan worden, nämlich strikte Realität, da und dort Fotografisches, «Grammophonisches», zu grosser Kunst werden zu lassen. Er selbst drückt es im Vorwort zum letzten Akt so aus, das Geschehen sei so irreal gewesen, dass Reproduktion schon irreal wird. Das mich seit Jahrzehnten beschäftigende Problem: kann (leicht veränderte oder stilisierte) Kopie der Natur jemals zu Kunst werden? Wochenschau? gewiss, Hochhuth hat bewusst rhythmische Prosa gewählt, auch sind die meisten Figuren sozusagen auf Kothurne gesetzt und mit Masken versehen, dennoch ist es Wirklichkeit. Und diese Wirklichkeit wurde – da ein Genius sie (leicht) umformte – zu einem grossen Drama. Rätselhafter Vorgang. Da hat mir einmal jemand erzählt, dass es in Berlin um 1930 einen Mann gab, der erfand eine Art Verfahren, um Lebendmasken zu machen, «plastische Fotografie» sozusagen. Als er die vom Gesicht seiner Kunden abgenommenen Negative abgoss, stellte sich heraus, dass sie so unähnlich waren, dass er sie nun erst mit seinen Händen lebensähnlich machen musste. Deshalb wird auch eine Fotografie in Kurzem fremd, ein gutes Porträt nicht. Hochhuths Gestalten sind scheinbar Abgüsse, aber nur scheinbar. In Wahrheit Konzentrate von Tausenden, die dadurch zum Symbol werden. Wie er es anstellte, werden in Zukunft die Literaturhistoriker herauskletzeln.

Welche Eigenwilligkeit der Form allein! Wer hat je Abhandlungen in Regiebemerkungen geschrieben? Wer jemals hinter eine Tragödie deren Grundlagen angebracht, was für ein Glücksfall ist dieser Mann! So einen brauchte die Malerei, die Plastik.

Am grössten scheint mir natürlich der letzte Akt – obwohl ich gewiss bin, dass die Kritik ihn als «zu symbolisch» abtun wird. Die Figur des inkarnierten Bösen hebt nicht nur alles Geschehen in unwirkliche Sphären, sondern – und das ist das Bedeutsamste – die Figur des «Doktors» als Drahtzieher, ermöglicht dem Dichter erst überhaupt, Auschwitz auf die Bühne zu bringen. Es wäre gänzlich unerträglich (vom inneren Ohr nicht mehr vernehmbar oder würde das Trommelfell der Seele sprengen), ja, undramatisch, das in der Menschheitsgeschichte unerhörte Geschehen von Schauspielern nachspielen zu lassen, wenn ein Paddy Chajewsky das geschrieben hätte. Deshalb ist auch «Der Stellvertreter» herzzermürbender als alle kristallklare Historie, etwa Shirer oder ein Fotobuch der Greuel. Hinter allem steht das Teuflische, das – wie in der Apokalypse zu lesen steht – von der Allmacht von Zeit zu Zeit entbunden wird. (Ich habe gerade einen Roman fertiggeschrieben, über Gilles de Raiz, den Kindermassenmörder von 1430, und bin daher «au fait» über das Thema, sozusagen.)

Ich weiss nichts über Hochhuth, wer ist er? Was hat er vorher geschrieben? Woher stammt er? Süddeutscher? Wie alt? Was ist er? Hat er einen ‚Beruf‘? Wo lebt er? Lassen Sie mich noch wiederholen, die katholische Kritik wird tief verletzt sein. Aber ich finde, dass selbst die Anklage gegen den Papst nicht das Bedeutsamste in diesem Drama ist. Um 2000 wird man Pius vergessen haben – aber das Drama wird leben. Wissen wir heute, was die Henrys und Richards und Gloucesters gegeneinander hatten? Aber die Königsdramen sind unsterblich. Riccardo und Gerstein bleiben unvergesslich als Sinnbilder dessen, was jeder von uns hätte tun müssen und nicht tun konnte. Was uns am meisten ergriff, war, dass, über alle Anklage hinaus, das Christentum der Evangelien in dieser Tragödie der Menschheit gerettet bleibt, ja selbst die Kirche, in einigem Abstand.

Die einzige Tatsache, dass zur Zeit des Infernos gerade dieser Papst und nicht Johannes regierte, nicht Chruschtschow sondern Stalin, «beweist» die zeitweilige Entfesselung des Satanischen. Ach – ich könnte Sie noch stundenlang von Ihrer Arbeit abhalten.

Nochmals innige Glückwünsche für Ihren Mut

San Francisco, 27.7.63

Ihr alter

Paul Elbogen

Christian P.

Der «Stellvertreter» und die Serben

Das umstrittene Schauspiel «Der Stellvertreter» von Rolf Hochhuth hat die Vorwürfe, die gegen die Politik des Papstes Pius XII. in der Judenfrage schon verschiedentlich auftauchten, eindrucksvoll aktualisiert, so dass der Eindruck entstanden ist, als liesse sich allein von diesem Problem her entscheiden, ob Pius XII. genug

getan hat, um den furchtbaren Unmenschlichkeiten der Hitler-Epoche entgegenzutreten. Dabei wird aber übersehen, dass noch ein anderes dunkles Kapitel der Aufklärung bedarf: die Serbenverfolgung durch den kurzlebigen kroatischen Staat des Dr. Ante Pavelitsch. Vom Juli 1941 bis zum Herbst 1944 wurden insgesamt an 600'000 Serben orthodoxen oder islamischen Glaubens auf das grausamste niedergemetzelt. Und das unter Berufung auf die römisch-katholische Staatsreform!

Der kroatische Universitätsprofessor Dr. Viktor Novak hat in seinem Buch «Magnum Crimen» (Zagreb 1948) den Zusammenhang zwischen diesen Metzelen und dem katholischen Klerus sowie einzelner religiöser Orden, wie der Franziskaner, aufgedeckt. Zu diesen Untaten bekannten sich aber auch verantwortliche Persönlichkeiten der kroatischen Nationalisten und der Ustaschi-Bewegung damals so offen, dass es kaum vorstellbar ist, der Vatikan sei über die Vorgänge im Unklaren geblieben. Zum Beispiel erklärte der kroatische Erziehungsminister Dr. Mile Budak: «Wir töten einen Teil der Serben, wir vertreiben einen anderen, und der Rest, der die katholische Religion annehmen muss, wird in das kroatische Volk aufgenommen werden.»

Allein im Juli 1941 wurden nach dem Erlass einer Bekanntmachung des kroatischen Justizministers Zanitsch – in der es heisst: «Dieser Staat ist unser Vaterland, ist nur für die Kroaten da und niemand anderen. Es gibt keine Methode, die wir Kroaten verachten müssten, um das Land wirklich für uns zu erringen, sowie es von den Serben zu räumen» – an 100'000 serbische Frauen, Kinder und Greise in wenigen Tagen umgebracht. Die Berichte sprechen von grausamen Folterungen in den Häusern, auf den Strassen, ja selbst in orthodoxen Kirchen, in denen die nicht zum Übertritt willigen orthodoxen Gläubigen lebendig verbrannt wurden.

Ein Völkermord solchen Ausmasses kann selbst während des Zweiten Weltkrieges in Rom, im italienischen Nachbarland, nicht unbeachtet geblieben sein. Drei orthodoxe Bischöfe und mehrere hundert Priester wurden ermordet, 299 orthodoxe Kirchen wurden ausgeraubt und zerstört. Der Beichtvater des Staatsführers Pavelitsch, ein Abt Dionis Juciciv, damals Direktor im Kultusministerium von Kroatien, sagte dazu in Staza, dass alle Serben, die sich weigerten, zum Katholizismus überzutreten, getötet werden sollten, «weil es heute keine Sünde mehr ist, ein siebenjähriges Kind zu töten, wenn sich dieses Kind unserer Bewegung widersetzt».

Der katholische Erzbischof Stepinac aber schritt nicht ein. Auch aus dem Vatikan kamen keine ernsthaften Proteste. Man muss sich die Frage stellen, ob Pius XII. auch hier höherer Gewalt gegenüberstand? Ein in Paris nach dem Kriege erschieener Bericht «*Assassins au nom de Dieu*» von Hervé Laurière, 1951, bringt auch Angaben darüber, wie nach dem Zusammenbruch der Hitlermacht die Schuldigen versteckt wurden. Die Ustaschi-Führer und verantwortliche kroatische Terroristen fanden Zuflucht in katholischen Mönchsklöstern in Österreich und der Schweiz.

Pavelitsch soll Aufnahme gefunden haben im Éloster St. Gilgen bei Salzburg und dann in Bad Ischl, bis er als Priester verkleidet nach Rom gebracht wurde, wo er sich als Pater Gomez in einem Kloster bis 1948 aufhielt.

Es gibt ein Zeugnis darüber, dass die Umgebung des Papstes während des Höhepunktes der Morde nicht ganz ahnungslos war. Der kroatische Botschafter beim Vatikan, Dr. Rusinovitch, meldete am 6. März 1942 seinem Aussenministerium, dass Kardinal Tisserant ihn dieserhalb angesprochen habe. «Ich habe gehört», sagte Tisserant, «dass ein Priester namens Simitch an der Spitze einer Truppe stand, welche die orthodoxen Kirchen zerstörte. Ich habe aus sicherer Quelle erfahren, dass die Franziskaner von Bosnien und der Herzegowina sich auf bedauerliche Weise aufgeführt haben. Solche Taten sollten nicht von zivilisierten und gebildeten Menschen verübt werden und noch viel weniger von Priestern.» War dieser zaghafte Einspruch alles, was aus dem Vatikan beige-steuert wurde, um so furchtbaren Greueln abzuhelfen? Oder gab es auch seitens Pius' XII. eine persönliche Initiative?

Wir wissen, dass der Papst den kroatischen Staatschef Dr. Pavelitsch am 18. Mai 1941 anlässlich dessen Ernennung in Privataudienz empfangen hat. Das Blutbad, das Pavelitsch dann anstellte, unter Berufung auf den katholischen Glauben, muss das Gewissen des «Stellvertreters» schwer belastet haben.

Leserbrief in ‚Freie Presse‘, Bielefeld, 10.4.1963

Otto Köhler

Der Streit um den Stellvertreter

«Wir sind Stellvertreter desjenigen, der in entscheidender Stunde vor dem Vertreter der höchsten irdischen Macht von damals das grosse Wort sprach: ‚Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich der Wahrheit Zeugnis gebe. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme.› (Johannes 18, 37.) Als solcher erachten Wir es gerade auch in unseren Tagen als besondere Pflicht Unseres Amtes, mit apostolischem Freimut der Wahrheit Zeugnis zu geben. Diese Pflicht umfasst notwendig in Darlegung und Widerlegung der menschlichen Irrtümer und Fehlungen, die erkannt werden müssen, wenn sie behandelt und geheilt werden sollen: ‚Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch freimachen› (Johannes 8, 32.) In der Erfüllung dieser Unserer Sendung werden Wir Uns von irdischen Rücksichten nicht beeinflussen lassen.»

So sprach Pius XII. zur katholischen Christenheit am 20. Oktober 1939, wenige Monate nachdem er sein Pontifikat angetreten hatte. Und noch am 2. Juni 1940 forderte er in einer Ansprache an die Kardinäle zu seinem Namenstag (Eugen) vom «Christ in der Bewährung»: «Er wird sich nicht feige vor der

Härte der Zeit beugen und ihr unterliegen; ja, auch wenn Prüfungen jeden Ausweg zu versperren scheinen, wird et gerade in diesen Prüfungen die Kräfte in sich wachsen fühlen, wie die Grösse seiner Aufgabe sie erfordert.»

1948 antwortete Albert Camus dem Papst gelegentlich eines Vortrages in einem französischen Dominikanerkloster: «Während jener Zeit des Schreckens habe ich lange Zeit darauf gewartet, dass sich in Rom eine laute Stimme erhebe. Ich, der Ungläubige? Eben deshalb. Denn ich wusste, dass der Geist verlorengehen musste, wenn er angesichts der Gewalt nicht den Schrei der Verdammung aussties. Es heisst, diese Stimme sei lautgeworden. Aber ich schwöre Ihnen, dass Millionen Menschen wie ich selbst sie nicht gehört haben, und dass sich deshalb in allen Herzen, ob gläubig oder ungläubig, eine Einsamkeit einnistete, die immer weiter um sich griff, je mehr Zeit verstrich und je zahlreicher die Henker wurden. Seither wurde mir erklärt, die Verdammung sei wirklich und wahrhaftig erfolgt, aber in der Sprache der Enzykliken, und diese Sprache ist nicht klar. Die Verdammung war ausgesprochen worden, und sie wurde nicht verstanden! Wer spürte hier nicht, wo die wirkliche Verdammung liegt?» Selt-sam: Der Atheist Camus erwartete ebenso wie heute der Protestant Rolf Hochhuth ein wegweisendes Wort, ein Wort des Protestes von Papst Pius XII. gegen die Verbrechen des Nationalsozialismus. Auch wenn beide nicht glaubten – als Nichtkatholiken nicht glauben konnten –, dass der Papst Stellvertreter Gottes auf Erden sei, so nahmen sie doch diesen seinen Anspruch ernst. Der einstige Sekretär und Mitarbeiter aber dieses Papstes, der Jesuitenpater Professor Dr. Robert Leiber schreibt dazu: –«Man darf Vorsehung darin vermuten, dass die Kirche durch den Zweiten Weltkrieg gesteuert wurde von einem Papst, der sich den Grundsatz Benedikts XV. aus dem Ersten Weltkrieg zu eigen gemacht und durchgehalten hat, gegen Unrecht, Gewalttat und Grausamkeit immer nur in allgemeiner Form, von wem immer und wo immer sie geschahen, Einspruch zu erheben.» Leiber schreibt dies nicht, um an der «Vorsehung» zu verzweifeln, sondern in der Absicht, Pius XII. zu verteidigen. Gut und richtig immerhin, dass er den Namen Gottes nicht leichtfertig im Munde führt, sondern sich der einschlägig-vertrauten Vokabel bedient.

Selbst die Kommunisten hatten ihren XX. Parteitag, der deutsche Katholizismus aber kann, um mit seinem Sündenfall abzurechnen, nur einen einzigen Aufsatz – und ihn in einer ohnedies aussenseiterischen Zeitschrift vorweisen. Es ist das Verdienst des Protestanten Rolf Hochhuth, mit seinem Drama «Der Stellvertreter» der katholischen Kirche endlich die lange unterschlagene Diskussion über ihr widerspruchsvolles Verhältnis zum Nationalsozialismus auf gezwungen zu haben; sie selbst, die Kirche, sollte dies als Verdienst begreifen.

Hochhuths «Stellvertreter» ist ein zutiefst christliches Stück. Seine Frage nach dem Sinn christlicher Existenz heute sollte man sich nicht durch den falschen Kult einer Person verbauen. Der Berliner Männerseelsorger Monsignore Hans Gerhard Müller etwa erklärte gegen Hochhuth: «Im Papst ist jeder Ein-

zelne von uns persönlich geehrt, aber auch persönlich beleidigt, denn wenn wir schwiegen, dann wären wir feige, ja verbrecherisch.» Hochhuth seinerseits fragt nach den Gründen, die Pius XII. veranlassten, zu den nationalsozialistischen Verbrechen, zur Massenvernichtung der Juden zu schweigen. Doch die Hauptfigur des Hochhuth-Stückes ist nicht der Papst, der «Stellvertreter Gottes», sondern der Jesuitenpater Riccardo Fontana, der vergebens versucht, den Papst zum Protest gegen die Deportation der Juden aus Rom, gegen ihre Massenvernichtung in den Konzentrationslagern zu bewegen. Da ihm dies nicht gelingt, heftet er sich mit dem Ruf «Gott soll die Kirche nicht verderben, nur weil ein Papst sich seinem Ruf entzieht» den Judenstern an und geht als Stellvertreter des Stellvertreters nach Auschwitz in den Tod. Hochhuths These: Pius XII. hätte durch energische Proteste bei Hitler, oder auch nur durch ihre Androhung, erreichen können, dass die Vernichtung der Juden eingestellt wurde.

Es wäre sicherlich zweckmässig, wenn die Diskussion des Hochhuth-Stückes seine Kenntnis voraussetzte. Das scheint bisher noch Schwierigkeiten zu bereiten. Nach einer nichtdementierten Meldung der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» hat das Blatt des Vatikans, der «Osservatore Romano», Hochhuth vorgeworfen, er «habe nichts von den Katholiken berichtet, die von den Nazis ermordet wurden». Sollte diese Meinungsäusserung der Vatikan-Zeitung tatsächlich korrekt wiedergegeben sein, so muss man höflicherweise unterstellen, dass ihr Verfasser den «Stellvertreter» nicht gelesen hat; schon auf Seite 5 hätte er merken müssen, dass das Stück zwei von den Nazis ermordeten Priestern gewidmet ist.

Der «Osservatore Romano» fragt: «Hat die Kirche etwa die damals in Deutschland herrschenden Ideologien und Methoden nicht verurteilt? Gibt es einen feierlicheren und historischeren Akt als die Enzyklika, die den Nationalsozialismus verurteilt hat?» Ganz gewiss nicht. Das eben ist es: Die – schon durch diese Formulierung als einmalig erscheinende – Enzyklika stammt aus dem Jahre 1937 («Mit brennender Sorge»), der Papst, der sie verkündete, hiess Pius XI. und nicht Pius XII. Hochhuths Vorwurf richtet sich aber nicht gegen Pius XI. – er erkennt an, dass dieser das Konkordat als Plattform für Proteste betrachtete –, sondern gegen Pius XII., der, obwohl genau über die Massenvernichtung der Juden in Auschwitz informiert, kein Wort des Protestes über seine Lippen brachte, solange Deutschland nicht kapituliert hatte. Gerade der Sekretär Pius' XII., Pater Leiber, hat die Berechtigung dieser Differenzierung anerkannt, wenn er früher schon einmal zu bedenken gab, dass «die Vorsehung gerade deshalb die Steuerung der Kirche durch die Kriegsjahre nicht Pius XII., sondern Pius XII. anvertraut hat», weil Pacelli im Gegensatz zu seinem temperamentvollen Vorgänger nicht leicht zu einer öffentlichen Stellungnahme zu bewegen war.

Warum hat Pius XII. nicht bei Hitler protestiert, sondern nur in «allgemeiner» Form «Einspruch» erhoben? Er selbst sagte einmal in einer Ansprache an das Heilige Kollegium, am 2. Juni 1943, über diejenigen, die wegen ihrer Na-

tionalität oder ihrer Rasse «auch ohne eigene Schuld bisweilen Einschränkungen unterworfen sind, die ihre *Ausrottung* bedeuten» (Hervorhebungen von mir): «Jedes Wort, das Wir in diesem Anliegen an die zuständigen Behörden richteten, und jede Unserer öffentlichen Kundgebungen musste von Uns ernstlich abgewogen und abgemessen werden im Interesse der Leidenden selber, um nicht ungewollt ihre Lage noch schwerer und unerträglicher zu gestalten.» Und der «*Observatore Romano*» meint heute, ein Protest hätte die Lage der Juden noch verschlechtert, er hätte – so Fürst zu Löwenstein, der Präsident des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken – «erst recht die radikalsten Massnahmen» ausgelöst. Der unmögliche Komparativ bei Pius («unerträglicher») und der sonderbare Superlativ bei Löwenstein («radikalste») sind verräterisch: beide Fehlleistungen weisen darauf hin, dass Pius und Löwenstein zumindest in ihrem Unterbewusstsein sich nicht mehr der Illusion hingaben, es hätte sich die Lage der Juden noch verschlechtern können. Wie denn auch? Taten die Nazis nicht ihr Schlimmstes? Hochhuth wirft Pius XII. nicht nur vor, dass er ohne Protest geduldet hatte, wie unter den Fenstern des Vatikans die Juden zusammengetrieben wurden, sondern dass er auch dann noch geschwiegen hat, als er, selbst schon unter alliierterm Schutz, wusste, dass in Auschwitz ununterbrochen die Verbrennungsöfen arbeiteten, als er wusste, dass nicht mehr individuell, sondern industriell gemordet wurde – unter Ausnutzung der Höchstkapazität. Hätte em Protest des Papstes den Nazis die Möglichkeit gegeben, diese Vernichtungskapazität zu erhöhen? Gewiss nicht. Wer morden wollte, der mordete ohnedies schon ungehemmt, auch die Wut über einen Protest des Papstes hätte seine Leistungen kaum mehr steigern können. Aber unter den Nur-Ausführenden, den Mitläufern, den Soldaten, die freiwillig oder unfreiwillig dies alles schützten, unter ihnen hätte ein lauter Protest des Papstes Gewissenskonflikte erweckt.

Wollte Pius XII. auch das nicht? Eine unzulässige Frage, so scheint es. Ich hätte nie gewagt, sie aus eigenem Antrieb zu stellen. Aber die Verteidiger des Papstes selbst sind es, die mit ihren Argumenten dazu zwingen, die Frage nach seinem Schweigen immer bohrender zu stellen. Der in Berlin lebende römische Journalist Professor Dr. Edoardo Senatru – mit Pius XII. «freundschaftlich verbunden», so das Berliner «Petrusblatt» und somit von ihm als glaubwürdig betrachtet – erklärte am 11. März 1963 in einer Diskussion im Jüdischen Gemeindehaus zu Berlin zur Verteidigung Pius' XII., dieser habe ihm auf die Frage, ob man nicht gegen die Judenvernichtung protestieren müsse, geantwortet: «Was soll ich denn machen? Lieber Freund, vergessen Sie nicht, dass in den deutschen Heeren Millionen Katholiken sind. Soll ich sie in Gewissenskonflikte bringen? Sie haben geschworen. Sie müssen gehorsam sein.» Dann war also Pius XII. der Eid der deutschen Soldaten auf Hitler heiliger als das Leben von Millionen Juden? Dann war es weniger wichtig, die Juden vor den Vernichtungsöfen von Auschwitz als die katholischen Wehrmachtangehörigen vor Gewissenskonflikten zu bewahren? Dann war der Gehorsam vor Hitler mehr als der Gehorsam vor Gott, der da gebietet, dass alle Menschen auf dieser Erde gleichermaßen als seine

Kinder angesehen werden und ihr Leben unantastbar sei? Es klingt unglaublich, doch der Zeuge ist glaubwürdig, zumal er die Tragweite der Sätze, die er wiedergab, überhaupt nicht begriffen hatte.

Und ein anderes: Konnte Pius XII. zu Recht in einer Radioansprache am 13. Mai 1942 von «Unserer restlosen Unparteilichkeit gegenüber allen Kriegführenden» sprechen? Sagt sein Sekretär Pater Leiber heute die historische Wahrheit, wenn er gegen Hochhuth behauptet, die Kirche sei im Zweiten Weltkrieg von einem Papst gesteuert worden, der es sich zum Grundsatz gemacht habe, «gegen Unrecht, Gewalttat und Grausamkeit immer nur in allgemeiner Form, von wem immer und wo immer sie geschahen, Einspruch zu erheben»? Als Hitler Polen überfiel, schrieb das offizielle Organ des Heiligen Stuhls, der «Osservatore Romano»: «Zwei Kulturvölker kreuzen bereits die Waffen, vergießen Blut, beginnen einen Krieg um Streitigkeiten willen, um derentwillen man einen Waffenstillstand gemacht hatte...» Das zumindest war von einer «restlosen Unparteilichkeit», denn nach dieser Darstellung hatte nicht ein Land (Deutschland) das andere (Polen) überfallen, sondern beide hatten zusammen den Krieg begonnen... Als aber die Sowjetunion in den von Hitler nicht besetzten Teil Polens einmarschierte, nahm der «Osservatore Romano» für Polen Stellung und erklärte, plötzlich Namen nennend: «Russland hat einen unwahren Vorwand gewählt.» Am 30. November 1939 überfiel die Sowjetunion Finnland. Dazu der Vatikan-Historiker Giovannetti: «Der ‚Osservatore Romano‘ bekannte sich zur Haltung fester Verurteilung dieses Überfalls und voller Verbundenheit mit Finnland wohl nicht nur auf Anweisung seines Chefredakteurs, und das während des ganzen finnisch-russischen Konflikts. Auf die Nachricht vom sowjetischen Angriff hin schrieb das Blatt: ‚Dieser einseitige Bruch des Nichtangriffspaktes mit Finnland ist ein augenfälliger Beweis für die aggressiven Absichten Russlands: es hat den erstbesten Vorwand gewählt, um die letzten Bande zu zerschneiden, die es noch an das Völkerrecht gebunden hielten.› Am 2. Dezember sprach ein Leitartikel des Hauptschriftleiters vom Krieg der fünfzig gegen einen... ‚Der Unwille der zivilisierten Welt über dies kaltberechnete Verbrechen hat nicht seinesgleichen, es sei denn in dem Mitgefühl für ein kleines mutiges Volk, das nach langer Sklaverei seine Freiheit erkämpft und heute mit seinem Blut die Unabhängigkeit seines Bodens verteidigt.› Die Ausstossung der UdSSR aus dem Völkerbund war nach diesem Blatt die Entfernung eines Vertreters aus dem Kranz der zivilisierten Völker, ‚dessen Regierung nicht damit zufrieden war, nach dem Gesetz des Dschungels vorzugehen, sondern es auch noch öffentlich zu verteidigen... Am 18. Februar wurde der von Stalin befohlene Angriff als ‚die zynischste Aggression der modernen Zeit‘ bezeichnet... Auf dem Höhepunkt des Kampfes hatte Pius XII. in seiner Weihnachtsbotschaft 1939 Finnland seine Hochachtung bezeugt: ‚...der wohlüberlegte Angriff gegen ein kleines, fleissiges und friedliebendes Volk unter dem Vorwand einer Bedrohung, die weder besteht noch gewollt noch überhaupt möglich ist...›»

Die beachtenswerten vatikanischen Unterscheidungen wird man schwer ge-

ringschätzen können: als Deutschland Polen überfiel, kreuzten zwei Kulturvölker die Waffen, sie hatten zusammen einen Krieg begonnen; als die Sowjetunion Finnland überfiel, war dies ein kaltberechnetes Verbrechen gemäss dem Gesetz des Dschungels, die zynischste Aggression der modernen Zeit.

Es gab also Fälle, in denen der Vatikan, der Papst selbst protestierte (anscheinend ohne Furcht, den Betroffenen dadurch zu schaden), andere Fälle, in denen er schwieg. Wie ist das zu erklären? Gewiss nicht aus «Unserer restlosen Unparteilichkeit». Wieder einmal gibt in der Absicht, den Papst zu verteidigen, sein Sekretär Pater Leiber die Erklärung: «Es bleibt dabei: von den beiden Systemen des Nationalsozialismus und Bolschewismus hat Pius XII., den Blick in die Weite und Zukunft gerichtet, den Bolschewismus für das gefährlichere gehalten. Die Militärs, Politiker und Staatsmänner der Alliierten, die den Papst seit Juni 1944 besuchten, können dies bestätigen. Er hat immer darauf hingewiesen, dass jetzt, wo der Nationalsozialismus seinem Ende entgegengehe, die schwere Aufgabe, die Auseinandersetzung mit der Welt des Bolschewismus noch ihrer Bewältigung harre. Man hat ihn freilich damals schlecht verstanden.» Welch ein Widerspruch: Gegen die Verbrechen des nach seiner Meinung weniger gefährlichen Nationalsozialismus protestierte Pius XII. nicht, um nicht die unerträgliche Lage der Leidenden «unerträglicher» zu machen und um den katholischen Wehrmachtsangehörigen Gewissenskonflikte zu ersparen; gegen die Untaten aber der nach seiner Meinung gefährlicheren Sowjets protestierte er, anscheinend ohne grosse Sorge um das Los seiner in ihrem Machtbereich lebenden Glaubensbrüder. Die Kommunisten wurden 1948 exkommuniziert, Hitler nie.

Die Frage lässt sich nicht mehr unterdrücken: Schwieg Pius XII. zur Massenvernichtung der Juden, weil er einen Kompromissfrieden, ein Bündnis, gar zwischen den Westmächten und einem wie auch immer beherrschten Deutschland gegen das Vordringen der Sowjetunion anstrebte? Hatte die Goebbels-Parole vom Abendland, das gegen den Bolschewismus zu retten sei, bei Pius XII. trotz seiner Abneigung gegen den Nationalsozialismus Verständnis gefunden? Ob und gegebenenfalls welche diplomatischen Bemühungen der Vatikan in dieser Frage unternommen hat, wird wohl erst zu klären sein, wenn seine Geheimarchive der Forschung geöffnet werden. Allgemein zugänglich ist indes jetzt schon eine Rundfunkbotschaft des Papstes vom 1. September 1944, einem Zeitpunkt also, in dem die Deutschen aus der Sowjetunion vertrieben waren und die Sowjets nach Deutschland vorrückten. Es heisst in der Botschaft: «Deshalb richten Wir an alle Unsere Söhne und Töchter in der weiten Welt, wie auch an jene, die, obgleich nicht zur Kirche gehörig, sich doch *in dieser Stunde vielleicht unwiderruflicher Entscheidungen mit Uns verbunden fühlen*, die dringliche Mahnung, doch ja die ausserordentliche Schwere des Augenblicks richtig einzuschätzen und zu bedenken, dass *hoch über jedem Zusammenarbeiten mit ideologischen Richtungen und sozialen Kräften anderer Art* – zu dem bisweilen rein zufällige Beweggründe den Anlass gaben – die

Treue zum Erbgut der christlichen Kultur und deren mannhaftige Verteidigung gegen alle gottlosen und widerchristlichen Strömungen der Angelpunkt ist, der niemals und für nichts geopfert werden darf, nicht für einen flüchtigen Vorteil und nicht für irgendwelche wandelbare Kombinationen.»

(Hervorhebungen vom Verfasser.)

Bleibt die Frage offen: Ist Hochhuths These richtig, dass ein Protest des Papstes oder vielleicht schon die Drohung mit einem solchen Protest, dazu geführt hätte, Hitler von der Vernichtung der Juden abzuhalten? Eindeutig lässt sich diese Frage nicht beantworten, es lässt sich nur entscheiden, wie gross oder wie gering die Wahrscheinlichkeit ist. Hochhuths Gegner bringen vor, dass einen Protest der holländischen Bischöfe gegen die Verschleppung der Juden die Nazis 1942 mit verstärkten Repressalien beantworteten, indem sie auch die katholischen Juden verschleppten. Dieses Argument hat für die Zeit Gewicht, in der die Vernichtung der Juden noch nicht ihren Höhepunkt erreicht hatte. Hochhuth kann jedoch darauf verweisen, dass die Proteste einzelner Bischöfe und Nuntiatoren gegen die Euthanasie und auch gegen Juden Verschleppungen in Pressburg, Budapest und Bukarest teilweise zum Erfolg führten. Dazu kommt, dass die Nazi-Führer kein Interesse hatten, sich den Vatikan als Vermittler mit den Westmächten zu vergrämen. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass ein Protest des Papstes bei Hitler zumindest teilweise Erfolg gehabt hätte, ist nicht von der Hand zu weisen. Der Papst aber stellte sich nicht einmal – im Gegensatz zu vielen anderen Bischöfen – hinter die Katholiken seiner eigenen Diözese; er liess nur karitativ betreuen, was von ihnen in den Vatikan flüchten konnte.

Aber selbst wenn der Protest bei Hitler ohne Erfolg geblieben wäre, so hätte er doch Verwirrung bei seinen Handlangern hervorgerufen und somit manchen Transport in die Todeslager verzögert.

Es ist wenig sinnvoll, durch wilde Polemik gegen Hochhuth (hierher gehört die groteske, von seinem Stück selbst widerlegte Unterstellung des «Osservatore Romano» – ähnlich auch «Konkret» –, Hochhuth suche einen neuen Sündenbock für die von den Nazis begangenen Verbrechen) die Aufklärung eines zumindest umstrittenen Kapitels in der Geschichte des Vatikans verhindern zu wollen. Es geht hier nicht um den katholischen Glauben, sondern um Politik. Der Vatikan ist durchaus in der Lage, sich dieser Aufklärung zu stellen, die katholische Kirche besitzt in Johannes XXIII. ein Oberhaupt, das zu Recht iri aller Welt Ehrfurcht und Achtung genießt.

,Frankfurter Hefte', Mai 1963

Rudolf Walter Leonhard

Sind Sie auch gegen Hochhuth?

Hans Habe schrieb einmal einen Satz, der mir sehr eingeleuchtet hat. Deutschland sei ein Polizeistaat – hiess es da, dem Sinne nach –, nicht so sehr deswegen, weil die Polizei hier wesentlich mehr Macht hätte als in anderen Ländern, sondern vielmehr deswegen, weil in Deutschland die Neigung des einzelnen, selber Polizei zu spielen, überentwickelt sei.

Ein besonders leicht zu beobachtendes Beispiel geben die «Verkehrsteilnehmer», vor allem die Autofahrer, die sich gegenseitig mit «Verwarnungen» überhäufen, welche zwar nicht gebührenpflichtig sind, aber nervenzersägend.

Wer nach anderen Beispielen sucht, der nehme das Folgende.

Da hat also ein junger Mann, mit Namen Rolf Hochhuth, ein Drama geschrieben, in dessen Mittelpunkt Papst Pius XII. («Der Stellvertreter») steht und sein (nach Hochhuths Urteil: viel zu passives) Verhalten gegenüber den Judenpogromen.

Dieses Drama ist von Seiten der Kirche heftig attackiert worden. Völlig zu Recht. Jeder, der berufen ist, die Interessen der Kirche gegen die Interessen der Literatur zu vertreten, wird nicht umhinkönnen, gegen Hochhuths «Stellvertreter» Einspruch zu erheben.

Nicht weil dieses Stück antikatholisch oder gar antireligiös wäre. Die das behaupten, haben es nicht richtig gelesen. Schliesslich ist nicht nur der «Bösewicht» des Stückes Katholik, sondern auch der «Held».

Hochhuths Drama ist weder ein «billiges Machwerk» noch ein «Pamphlet»; es ist der für einen Bühnen-Erstling erstaunlich gelungene Versuch, fleissig, gewissenhaft erarbeitete und dokumentierte Zeitgeschichte in eine auf dem Theater spielbare Form zu bringen.

Während die Buchfassung des Hochhuth-Stückes seit Wochen an der Spitze der Bestseller-Listen steht (ein sehr erfreuliches Zeichen, weil es zeigt, dass viele Leute sich informieren wollen, ehe sie urteilen); während eine höchst seriöse Jury (*Dr. Rudolf Hartung, Dr. Günther Birkenfeld, Dieter Hildebrandt*) ihm den Berliner «Preis der jungen Generation» zuspricht, gehen bei den Buchhandlungen, die diesen Rowohlts Paperback verkaufen, Briefe ein wie die beiden folgenden, welche Kurt Selbiger, der Inhaber der Atlantis-Buchhandlung in Duisburg erhielt.

Betr.: Hochhuths «Der Stellvertreter» Duisburg, den 18.4.1963

Sehr geehrter Herr Selbiger!

Vor einigen Wochen stellte ich fest, dass Sie in Ihrer Buchhandlung das obengenannte Buch des sogn. «jungen Dichters» Rolf Hochhuth Ihren Kunden angeboten haben.

Ganz gleich, in welchem Lager Sie heute stehen oder gestanden haben, muss ich Ihnen als alter Duisburger Bürger sagen, dass es noch genügend Menschen

gibt, die nicht in Sathheit und Selbstzufriedenheit versunken sind, um aus dem obengenannten Buch nicht den alten geschmacklosen primitiven Kirchenhass Hitlers unter neuem Vorzeichen erkennen zu können.

Unser Bischof Dibelius meint: «Es sei kein guter Dienst, weder am deutschen Volk noch an der Welt, die noch immer unter der jüngsten Vergangenheit leide.»

Das ausgerechnet im freien Berlin aufgeführte Theaterstück «Der Stellvertreter» nach diesem Buch von Hochhuth war nicht nur ein Trauerspiel für das deutsche Theater, sondern beschämend für alle anständigen Menschen, besonders aber für diejenigen, die in Ehrfurcht und Dankbarkeit diesem Papst Pius XII. gedenken und ihm die grösste Liebe und Verehrung entgegenbringen.

Es wird Ihnen folgender Ausspruch eines wirklich grossen deutschen Dichters bekannt sein, der da lautet: «Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen.»

Ich bitte Sie, den Verkauf bzw. den Vertrieb solcher Bücher, die eine reine Geschichtsfälschung darstellen, auch besonders im Interesse unserer Jugend zu unterlassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Karl Görsch, El.-Ing., VDI

Jüdische Hilfsaktion

Duisburg, den 19.4.1963

Atlantis-Buchhandlung

Mit Bedauern stelle ich fest, dass Sie das Buch von Hochhuth grossartig anpreisen. Es dürfte Ihnen bekannt sein, dass dieses Schmierwerk den katholischen Gläubigen unerwünscht ist. Sie werden die Konsequenzen ziehen müssen, dass kath. Organisationen, Schulen usw. bei Ihnen nichts mehr bestellen. Kennen Sie die Macht unserer Organisation?

Des Weiteren propagieren Sie Ehrenburg. Ist Ihnen bekannt, dass Ehrenburg der grösste jüdische Mordhetzer in der Sowjetunion war, dass er auch die Massenmorde Stalins gegen eigene Landsleute verherrlicht hat?

Bahner, Kaplan

Ein Kommentar erübrigt sich eigentlich. Dass die von sich selbst gewählten Polizisten gegen die Literatur kaum richtig Deutsch können, verwundert auch den wohl wenig, der es nicht täglich erlebt.

Aber der zweite Brief birgt doch noch ein paar besondere Feinheiten. Die Nachprüfungen, die wir anstellen konnten, haben ergeben, was eigentlich zu erwarten war: Es gibt in Duisburg weder diese «Jüdische Hilfsaktion» noch einen Kaplan Bahner.

In solchem Wahnsinn ist Methode.

,Die Zeit', Hamburg, 3.5.1963

Kleine Anfrage

der Abgeordneten Majonica, Lemmer und Genossen

betr. Papst Pius XII.

Wir fragen die Bundesregierung:

Muß es die Freunde unseres Volkes nicht befremden, wenn gerade von deutscher Seite in Papst Pius XII. eine Persönlichkeit angegriffen wird, die nicht nur den Juden während der Verfolgung durch das Naziregime tatkräftig geholfen, sondern auch während der gesamten Zeit ihres Wirkens dem deutschen Volk besonders nahegestanden hat?

Bonn, den 2. Mai 1963

Majonica
Lemmer
Arndgen
Balkenhol
Bausch
van Delden
Draeger
Dr. Gradl
Dr. Hauser
Helx
Dr. Kanka
Dr. Kliesing (Honnelt)
Krieger
Nleberg
Dr. Seffrin
Dr. Stecker
Dr. Freiherr von Vittinghoff-Schell
Vogt
Wagner

Der Bundesminister des Auswärtigen

L 1 - 86.13

Bonn, den 3. Mai 1963

An den Herrn
Präsidenten des Deutschen Bundestages

Betr.: Papst Pius XII.

Bezug: Kleine Anfrage der Abgeordneten Majonica, Lemmer
und Genossen

— Drucksache IV/1216 —

Die Kleine Anfrage beantworte ich wie folgt:

Das deutsche Volk hat durch seine berufenen Vertreter vor der Weltöffentlichkeit zu wiederholten Malen unmißverständlich dargetan, daß es sich des Ausmaßes der Verfolgung und Massenvernichtung von Juden im Dritten Reich, für die Deutsche verantwortlich waren, voll bewußt ist. Es hat durch innerdeutsche Gesetze und durch den Abschluß völkerrechtlicher Verträge einen Teil dessen wiedergutzumachen gesucht, was überhaupt auf diese Weise wiedergutmacht werden kann.

Die Bundesregierung bedauert zutiefst, daß in diesem Zusammenhang Angriffe gegen Papst Pius XII. gerichtet worden sind. Der verstorbene Papst hat bei verschiedenen Gelegenheiten seine Stimme gegen die Rassenverfolgung im Dritten Reich erhoben und so viele Juden wie möglich dem Zugriff ihrer Verfolger entzogen.

Die Bundesregierung ist sich nach wie vor mit Dankbarkeit der Tatsache bewußt, daß nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes Papst Pius XII. einer der ersten war, der sich tatkräftig für eine Aussöhnung zwischen Deutschland und den anderen Völkern eingesetzt hat. Dies macht eine Herabsetzung seines Andenkens gerade von deutscher Seite besonders unverständlich und bedauerlich.

Schröder

Thomas Dehler

Sie zuckten mit der Achsel

In der Form spiegelt sich der Geist, ja sie ist sein Ausdruck. Die schlechte Sache braucht und findet den krummen Weg. Folgendes geschah in diesen Tagen: Am letzten Wochenende veröffentlichte die katholische Nachrichtenagentur eine Antwort des Bundesministers des Auswärtigen auf eine Kleine Anfrage mehrerer CDU-Abgeordneter. Frage und Antwort waren den Bundestagsabgeordneten unbekannt. Die Kleine Anfrage der Abgeordneten Majonica, Lemmer und Genossen betreffend Papst Pius XII. konnten sie – wären sie in Bonn geblieben – am Freitag, dem 3. Mai, nachmittags als Drucksache Nr. 1216 in ihren Fächern vorfinden, die Antwort des Ministers als Drucksache Nr. 1221 am Montag, dem 6. Mai, abends.

Kein gutes Spiel, ich bin betrübt, welche Abgeordnete ihren Namen dazu gaben. Für die Anfragenden wäre es anscheinend schon sündhaft gewesen, den Namen, um den es geht, zu nennen: Das Schauspiel «Der Stellvertreter» von Rolf Hochhuth, in Berlin von Piscator uraufgeführt, seit Monaten Bestseller mit erregender Wirkung auf die literarisch, politisch und religiös interessierten deutschen Menschen.

Die Bundesregierung ist kaum befugt, Zensuren über dramatische Versuche und über geschichtliche Wertungen zu verteilen. Wenn sie es schon könnte, dürfte sie nicht übersehen, dass es dem Autor gerade nicht um einen Angriff auf die katholische Kirche, sondern vor allem um die Bewährung der christlichen Gebote in schwerster Bedrängnis geht, und dass er die ergreifende Gestalt des Jungen Jesuitenpaters Fontana zeichnet, der sich den Judenstein an die Brust heftet und mit den Opfern eines verruchten Systems nach Auschwitz zieht.

Das Frage- und Antwortspiel macht es zur Pflicht, auf die im «Stellvertreter» gestellte Frage zu antworten.

Ich will es mit dem Erlebnis eines Jugend- und Gesinnungsfreundes, des vor Kurzem in Bad Tölz verstorbenen Oberveterinärrats Dr. Alfons Hildenbrand tun. Er lag im Jahr 1942 mit seiner Veterinär-Kompanie, gleichzeitig als Ortskommandant, in einem Städtchen in der Nähe von Minsk, dessen Einwohner zum grossen Teil jüdische Handwerker waren. Zwischen ihnen und den Soldaten der Kompanie, Bauern und Handwerkern aus Altbayern, entwickelte sich eine gute Zusammenarbeit. In sie brach ein Liquidationskommando der SS ein. Hildenbrand setzte sich mit aller Kraft zur Wehr und drang bis zum Divisionskommandeur vor. Der zuckte mit der Achsel; er habe keine Befehlsgewalt über die SS.

Hildenbrand sah nur noch eine Möglichkeit, das Fürchterliche zu verhindern: Der Papst mit seiner hohen Autorität müsse seine Stimme erheben, und die Welt müsse sie hören. Er erwirkte Urlaub und unterrichtete den Erzbischof von München-Freising, Kardinal Dr. Michael Faulhaber; er war tief betroffen – aber: am Ende zuckte er mit der Achsel; die Kirche sei ohnmächtig.

Hildenbrand kam verzweifelt zu mir. Wir waren uns einig in einer hoffnungslosen Traurigkeit.

Nach Russland zurückgekehrt, musste Hildenbrand hinnehmen und ansehen, wie Tag für Tag der Henkertod umging. Er suchte die Gesellschaft seiner Leute, um zu erfahren, was sie empfanden. Sie zuckten mit der Achsel.

Das ist das schwer zu Tragende: Die da mordeten und die es hinnahmen, sie waren Christen, waren auf das Gebot der Nächstenliebe verpflichtet. Niemals ist Christus mehr verleugnet worden.

Beleidigung – Verunglimpfung des Andenkens eines Verstorbenen? Es geht um anderes: Jeder von uns hat Anlass zu bekennen: *mea culpa*; für den, der höchste Verantwortung trug, gilt: *mea maxima culpa*,

„Abendzeitung“, München, 10.5.1963

Joachim Besser

Schröder als Vormund

Dass die Diskussion über den Wert des Bühnenstückes von Rolf Hochhuth «Der Stellvertreter» weitergeht, kann niemanden verwundern. Der Erfolg dieses Schauspielles ist dadurch weltweit geworden. Die Proteste erst haben den Autor zu einem berühmten Mann gemacht. Nicht immer erreichen Proteste, was sie beabsichtigen.

Diskussionen sind stets ein Beweis dafür, dass geistige Bewegung entstanden ist. Ob also der Autor mit seiner Ansicht recht hat oder ob seine Widersacher die zutreffenderen Argumente haben, ist nicht allein wesentlich. Wichtiger ist, dass einer den Mut besass, die Wand des Schweigens und Nicht-davon-Redens zu durchbrechen und Fragen zu stellen. Es ist das gute Recht aller, die sich betroffen fühlen, ja oder nein zu sagen. Erst nach einem solchen Kampf der Geister wird man eines Tages die Wahrheit deutlicher sehen als heute.

Niemand sollte jedoch solche notwendige Auseinandersetzung durch autoritäre Worte oder Taten behindern. Schon gar nicht sollten Politiker gleichsam *ex cathedra*, also von der Tribüne des Parlaments aus, Erklärungen abgeben, die bei der Bevölkerung den Eindruck einer wichtigen und endgültigen Stellungnahme hervorrufen können.

Gewiss hatten neunzehn Abgeordnete der CDU eine Anfrage an die Bundesregierung gerichtet, ob es nicht Freunde unseres Volkes befremden müsse, wenn gerade von deutscher Seite in Papst Pius XII. eine Persönlichkeit angegriffen werde, die nicht nur den Juden geholfen, sondern dem deutschen Volk besonders nahegestanden habe.

Nun ist der Tenor dieser Anfrage unbeschreiblich naiv. Wer sind die Freunde unseres Volkes? Die Amerikaner wird der literarisch-historische Streit sicher kalt lassen, und die Franzosen sind von ihren Schriftstellern anderen Pfeffer gewöhnt, als dass sie sich darüber erregen würden. Die Anfrage

lässt also jede Präzision vermissen. Sie mutet an wie ein zugespielter Vorwand, damit die Regierung die erwünschte Antwort geben kann.

Aussenminister Dr. Schröder antwortete denn auch im zu erwartenden Sinne, wie wir bereits am Samstag gemeldet hatten. Die Bundesregierung, so erklärte er, bedauere die Angriffe gegen den Papst. Was, so muss man fragen, hat die Regierung hier zu bedauern? Sie hat den Papst nicht kritisiert und hat also auch nichts zurückzunehmen. Sie ist ja wohl nicht unser aller Vormund. Sie kann sich doch wohl nicht erdreisten, das Verhalten ihrer Bürger mit Zensuren zu belegen, je nach Privatmeinung des betreffenden Ministers. Sie ist von uns gewählt und eingesetzt worden, um die Verwaltung unseres Landes zu führen, nicht aber, um uns zu loben oder zu tadeln. Wir können für unsere Taten selbst einstehen.

Noch absurder wird es, wenn Schröder erklärt, dass Papst Pius XII. nach der deutschen Niederlage für eine Aussöhnung zwischen Deutschland und der Welt eingetreten sei, und wenn der Minister daran wörtlich anschliesst: «Dies macht eine Herabsetzung seines Andenkens gerade von deutscher Seite besonders unverständlich und bedauerlich.»

Politische Logik mag so aussehen: Wenn jemand nett zu mir war, darf ich über seine Schwächen oder Fehler nicht mehr reden. Politiker müssen so handeln. Deswegen erwartet ja auch niemand von ihnen ein massgebliches Urteil zu Fragen historischer Wahrheit. Der Schriftsteller aber, sofern er diesen Namen verdient, fragt nicht, was opportun ist. Er sagt, was er denkt. Er schlägt zu und verwundet auch, und er wundert sich nicht, wenn er dabei auch Schläge einstecken muss.

Für die Proteste der katholischen Kirche muss man Verständnis haben. Das wäre eine schlechte Kirche, die ihren Papst nicht verteidigte. Man kann aber kein Verständnis haben für eine Regierung und einen Minister, die über Kunst und Literatur daherreden, als handele es sich um diplomatische Verwicklungen, die sich zum Lehrmeister und Vormund in Fragen aufspielen, die sie nichts angehen.

Die Regierung eines freien, in Demokratie schon erfahrenen Landes hätte auf diese Anfrage kühl geantwortet: «Die Bundesregierung ehrt in Papst Pius XII. einen Freund des deutschen Volkes, aber sie fühlt sich nicht berufen, in einen literarisch-historischen Streit einzugreifen.»

„Kölner Stadtanzeiger“, 6.5.1963

Sebastian Haffner

Der Papst, der schwieg

Protestanten haben oft eine höhere Meinung von der katholischen Kirche als deren eigene Sprecher und Vertreter. Das zeigt der Streit um Rolf Hochhuths christliches Trauerspiel «Der Stellvertreter», in Berlin aufgeführt, einmal wieder. Auch Luther wurde ja schliesslich dadurch zum Protestanten, dass er von der Kirche sehr viel mehr hielt und sehr viel mehr erwartete als ihre Lenker.

Niemand kann behaupten, dass das Drama des Protestanten Hochhuth anti-katholisch sei. Es ist dem Andenken zweier katholischer Märtyrer gewidmet, die gegen die Konzentrationslager protestierten (und schliesslich darin umkamen). Der erfundene Held des Stückes ist ein Jesuitenpater. Er tut, in dichterisch abgewandelter Form, was jene beiden taten – dazu allerdings noch etwas anderes. Wie Marquis Posa den König Philipp bei Schiller, so bestürmt er den Papst, seine Macht dem Bösen entgegenzuwerfen. Er fordert, Pius XII. solle seine Stimme öffentlich gegen den grossen Judenmord erheben. Das aber geschieht nicht. Hochhuths Papst denkt politisch, macht Politik zwischen Hitler, Stalin und Roosevelt, wägt politische Übel gegeneinander ab. Er entschliesst sich zu schweigen.

Die grosse Szene über diese Weigerung ist Dichtung, aber das Schweigen Pius' XII. ist als wahr verbürgt. Niemand bestreitet auch, dass er im stillen missbilligte und dass es einige zehntausend Juden gibt, die diskreter päpstlicher Hilfe ihr Leben verdanken. Aber genügt das für den Stellvertreter Christi auf Erden? Darum geht der Streit, der sich an Hochhuths Drama entzündet hat.

In diesem Streit gibt es einige Missverständnisse. Eines davon ist besonders töricht: dass hier der Versuch gemacht werde, die Deutschen auf Kosten des Papstes weisszuwaschen. Davon kann wirklich keine Rede sein. Die Schuld der Deutschen – das absichtliche Wegsehen, der stillgemütliche Zynismus, die verstockte Korrektheit im Angesicht des Urbösen – all das ist noch nie so schonungslos und so erschütternd dargestellt worden. Aber die Sünden der Deutschen ändern nichts daran, dass der Papst geschwiegen hat.

Ein anderes Missverständnis scheint die Frage zu sein, an der sich die Streitenden vielfach festgehakt haben: ob etwas anders geworden wäre, wenn der Papst sein Wort eingelegt hätte; ob es Hitler wirklich Einhalt geboten oder vielleicht im Gegenteil seine Wut noch gesteigert, die Zahl seiner Opfer noch vermehrt hätte. Hochhuth selbst ist nicht ganz unschuldig daran, dass dies die Kernfrage des Streits geworden ist. Denn er macht kein Hehl aus seiner Überzeugung, dass der Papst nicht nur wusste und schwieg, sondern dass er auch hätte verhindern können.

Das kann Hochhuth natürlich nicht beweisen. «Hätte» und «wäre» lassen sich nie beweisen. Gewiss: Der öffentliche Protest des Bischofs Graf von Galen hatte den Mord an Geisteskranken beendet. Aber dieser Mord war Hitler längst nicht so wichtig wie der Mord an den Juden. Und Hitler, während der letzten Kriegsjahre verzweifelt sinnlos um sich schlagend, hätte vielleicht auch den Kampf mit der Kirche noch aufgenommen. Vielleicht; beweisen können auch die Verteidiger des schweigenden Papstes ihr «hätte» und «wäre» nicht.

Aber ist das entscheidend? Darf der Stellvertreter Christi auf Erden wie ein weltlicher Staatsmann nur dann etwas tun, wenn er Aussicht auf Erfolg hat? Ich weiss, die katholische Kirche ist nicht nur der mystische Leib Jesu, sondern auch die Erbin Roms. Sie gehört zu beiden Welten.

Darin liegt ihre Grösse und ihre Problematik. Denn diese Kirche kann und will in der Welt wirken. Darum muss der Papst *auch* Politiker sein. Aber darf er *nur* Politiker sein? Darf er *immer* nur rechnen und wägen? Gibt es nicht auch Fälle, in denen er sprechen muss, auch wenn damit gar nichts gebessert oder manches sogar noch verschlimmert wird oder werden könnte? Muss er nicht einfach sprechen, damit das Gebot Gottes und die Stimme der Nächstenliebe nicht verstummt in der Welt? Wenn nicht er, wer sonst soll sprechen in schlimmer Zeit?

Ganz hart kann man sagen: Es war nicht die höchste Aufgabe des Papstes, Juden zu retten. Der Papst kann nicht jeden retten. Aber es war seine Aufgabe, zu verhindern, dass die Christenheit im wörtlichen Sinne zum Teufel ging: dass mitten in seinem Abendland von Christen Satanswerk grössten Ausmasses getan wurde, mit dem nicht nur Deutschland, sondern die ganze Christenheit für immer befleckt bleiben wird. Die Nachwelt wird immer wieder ihr Auge auf jenen Papst richten und sich über sein Schweigen wundern. Es mag viele Gründe für dies Schweigen gegeben haben, vielleicht sogar einen oder zwei gute. Und doch beginnt man jetzt schon zu fühlen, dass alle diese Gründe für die Situation zu klein waren. Sie werden von dem hohlen, furchtbar nachhallenden Schweigen, das sie rechtfertigen sollen, aufgeschluckt wie von einem Abgrund.

So wie man jetzt schon merken kann, dass von der ganzen Geschichte Hitlers und des Zweiten Weltkrieges nur zwei Wörter im Gedächtnis der Menschheit bleiben werden – Auschwitz und Hiroshima –, so fühlt man schon jetzt, dass von Pius XII. nur sein Schweigen zu diesen Taten übrigbleiben wird. Die Geschichte wird ihn kennen als den Papst, der schwieg.

„Stern“, Hamburg, 7.4.1963

Autorenregister

- Alff, Wilhelm 124,139
Amery, Carl 84
Besser, Joachim 232
Biss, Andreas 179
Börner, Clementine 152
Buchholz, Friedrich 176
Bussmann, Walter 207
Cramer, Heinz von 48
Dehler, Thomas 231
Deutscher Bundestag 229, 230
Dibelius, Otto 190
Eckert O. P., Willehard 67
Eichholz, Marianne 40
Elbogen, Paul 217
Fauteck, Heinrich 50
Feldkeller, Paul 177
Fischer-Baling, Eugen 110
Fliegauf, Josef 183
Geis, Robert Raphael 156
Gerhard, Friedrich 206
Geyer, C. F. 182
Göken, Johannes 82
Gollwitzer, Helmut 206
Grenzmann, Wilhelm 71
Grüber, Heinrich 200
Günther, Joachim 28
Haffner, Sebastian 233
Harder, Günther 196
Hartung, Rudolf 35
Hassebrauk, Marianne 155
Heer, Friedrich 117
Hengyü, Kuo 183
Hertz, Georges 64
Hildebrandt, Dieter 18
Hochhuth, Rolf 133,165,171
Holthusen, Hans Egon 22
Jacobi, G. 188
Jacobi, Johannes 32
Jüchen, Aurel von 194
Kardorff, Ursula von 186
Kessel, Albrecht v. 167
Klie, Barbara 43
Knoll, A. M. 185
Köhler, Otto 220
Körfggen, Peter 107
Kuby, Erich 143
Lanooy, H. J. 115
Leiber SJ, Robert 101
Leonhard, Rudolf Walter 227
Limmer, Hans 178
Löwenstein, Karl Fürst zu 67
Luft, Friedrich 17
Marcuse, Ludwig 48
Massion, Georg 180
«Monat» 216
Müller, André 55
Müller, Hans 112
Neue Jiddische Zeitung 149,16
Niemöller, Martin 81
P., Christian 218
Paa, Anton 181
Peter, Hans 145
Plachte, Kurt 174
Poliakov, Léon 113
Raddatz, Fritz J. 8,163
Reiner, Hans 205
Royal Air Force 82
Rupp, Heinz 187
Rüstow, Alexander 141
Schmitt, Ludwig 154
Schoenberner, Gerhard 52
Schwens, Christa 59
Simmel SJ, Oskar 220
Sonnemann, Ulrich 47
Steinorth, Klaus 175
Thiem, Willy H. 36
Trilling, Ossia 38
Unabhängige Jüdische Vereinigung
162
Wagner, Paul 116
Walser, Martin 47
Weltsch, Robert 156
Wolff-Windegg, Philipp 24
Wucher, Albert 91
Zuckmayer, Carl 46

Rolf Hochhuth

Der Stellvertreter

SCHAUSPIEL. MIT EINEM VORWORT VON
ERWIN PISCATOR

81.-100. Tausend

Rowohlt Paperback Band 20. 278 Seiten

DAS STÜCK WIRD AN FOLGENDEN BÜHNEN GESPIELT:

Berlin, Freie Volksbühne
Bielefeld, Stadttheater
Düsseldorf, Kammerspiele
Flensburg, Städtische Bühnen
Frankfurt, Städtische Bühnen
Gießen, Stadttheater
Hamburg, Thalia-Theater
Hof, Städtebund-Theater

Aarhus, Aarhus Teater
Basel, Stadttheater
Bern, Stadttheater
Rotterdam, Neue Bühne
Helsinki, Finnisches Nationaltheater
Helsinki, Svenska Teatern
London, Royal Shakespeare Company
New York, Produktion Billy Rose
Odense, Odense Teater
Oslo, Det Norske Teatret
Paris, Théâtre de l'Athénée
Stockholm, Kgl. Dramaten Teatern
Tel Aviv, Habimah National-Theatre
Wien, Volkstheater

HÖRSPIELFASSUNGEN WERDEN VORBEREITET VON:

Hessischer Rundfunk, Radio Basel. Der Sender Freies Berlin brachte am 23. Aug. eine Funkfassung zur Sendung

DIE BUCHAUSGABE ERSCHEINT IN FOLGENDEN
LÄNDERN:

Dänemark, England, Frankreich, Holland, Italien, Norwegen, Schweden, USA, Finnland, Israel

Rowohlt Verlag

Taschenbücher zur Zeitgeschichte

BRUNO APITZ, Nackt unter Wölfen. Roman [rororo 416/417]

WERNER BLUMENBERG, Karl Marx dargestellt in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten [rm 76]

MARGRET BOVERI, Der Verrat im XX. Jahrhundert I: Für und gegen die Nation: Das sichtbare Geschehen [rde 23], II: Für und gegen die Nation: Das unsichtbare Geschehen [rde 24], III: Zwischen den Ideologien: Zentrum Europa [rde 58], IV: Verrat als Epidemie: Amerika/Fazit [rde 105/106]

HILDEGARD BRENNER, Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus [rde 167/168]

ERWIN HÖLZLE, Geschichte der zweigeteilten Welt: Amerika und Rußland [rde 135]. Die Revolution der zweigeteilten Welt. Eine Geschichte der Mächte [rde 169]

ROBERT JUNGK, Die Zukunft hat schon begonnen. Amerikas Allmacht und Ohnmacht [rororo 558]

EDVARD KARDELJ, Vermeidbarkeit oder Unvermeidbarkeit des Krieges. Die jugoslawische und die chinesische These [rde 128]

ERICH KUBY, Das ist des Deutschen Vaterland. 70 Millionen in zwei Wartesälen [rororo 306]

RICHARD THILENIUS, Die Teilung Deutschlands. Eine zeitgeschichtliche Analyse [rde 55]

GUNTHER WEISENBORN [Hrsg.], Der lautlose Aufstand — Bericht über die Widerstandsbewegung des deutschen Volkes 1933—1945 [rororo 507/508]

Rowohlt Taschenbuch Verlag

aktuell rororo

Carl Amery
Die Kapitulation
oder Deutscher Katholizismus heute

Mit einem Nachwort von Heinrich Böll
75. Tausend. rororo aktuell 589

Erich Kuby
Im Fibag-Wahn
oder Sein Freund, der Herr Minister

35. Tausend. rororo aktuell 554

Gudrun Tempel
Deutschland? Aber wo liegt es?

Wiederbegegnung mit einem Vaterland
40. Tausend. rororo aktuell 483

Die Mauer oder Der 13. August

Herausgegeben von Hans Werner Richter
65. Tausend. rororo aktuell 482

Die Alternative oder
Brauchen wir eine neue Regierung?

Herausgegeben von Martin Walser
75. Tausend. rororo aktuell 481

Rowohlt Laperback

ERNST TOLLER

Prosa, Briefe, Dramen, Gedichte

Mit einem Vorwort von Kurt Hiller
RP 1. 496 Seiten

Ein HENRY MILLER Lesebuch

Herausgegeben und eingeleitet
von Lawrence Durrell
RP 2. 18. Tausend. 348 Seiten

ÖDÖN VON HORVATH, Stücke

Herausgegeben von Traugott Kruschke
Mit einem Nachwort von Ulrich Becher
RP 3. 448 Seiten

CL. EATHERLY / G. ANDERS

Off limits für das Gewissen

Der Briefwechsel m. d. Hiroshima-Piloten
Herausgegeben von Robert Jungk
RP 4. 27. Tausend. 160 Seiten

Englisches Theater unserer Zeit

John Arden / John Mortimer /
Shelagh Delaney / Harold Pinter
Mit einem Vorwort von Friedrich Luft
RP 5. 322 Seiten

YUKIO MISHIMA

Sechs moderne No-Spiele

Mit einem Vorwort von Donald Keene
RP 6. 144 Seiten

JACQUES PRÉVERT

Gedichte und Chansons

Französisch und Deutsch. Vorwort von
Kurt Kusenberg. RP 7. 280 Seiten

WALTER HASENCLEVER

Gedichte, Dramen, Prosa

Herausgegeben und eingeleitet
von Kurt Pinthus. RP 8. 520 Seiten

Rowohlt-Almanach 1908–1962

Herausgegeben von Mara Hintermeier
und Fritz J. Raddatz. Mit einem Vorwort
von Kurt Pinthus und der vollständigen
Bibliographie von 1908 bis 1962
RP 9. 14. Tausend. 692 Seiten

Beat / Eine Anthologie

Herausgegeben und eingeleitet
von Karl O. Paetel. RP 10. 304 Seiten

ERWIN PISCATOR

Das Politische Theater

Neubearbeitet von Felix Gasbarra. Vor-
wort von Wolfgang Drews. RP 11. 256 S.

PHILIP ROTH

Goodbye, Columbus!

Ein Kurzroman u. 5 Stories. RP 12. 224 S.

Amerikanische Dramaturgie

Herausgegeben und eingeleitet von
Horst Frenz unter Mitarbeit von Claus
Clüver
RP 13. 180 Seiten

Almanach

der Gruppe 47 / 1947–1962

Herausgegeben von Hans Werner Richter
RP 14. 15. Tausend. 472 Seiten

PETER RUHMKORF, Kunststücke

50 Gedichte nebst einer Anleitung zum
Widerspruch. RP 15. 7. Tsd. 140 Seiten

HANS MAYER, Ansichten

Zur Literatur der Zeit. RP 16. 248 Seiten

PIERRE LEULLIETTE

Sankt Michael und der Drache

Ein Bericht aus Algerien
RP 17. 320 Seiten

ULRICH SONNEMANN / Das

Land der unbegrenzten Zumut- barkeiten

Deutsche Reflexionen. RP 18. 14. Tsd. 300 S.

JACK KEROUAC

Gammler, Zen und Hohe Berge

Roman. RP 19. 180 Seiten

ROLF HOCHHUTH

Der Stellvertreter

Schauspiel. Mit einem Vorwort von Erwin
Piscator. RP 20. 100. Tsd. 276 Seiten

JAMES PURDY, Malcolm

Roman. RP 21. 160 Seiten

JAMES BALDWIN

Schwarz und Weiß

oder Was es heißt, ein Amerikaner zu sein
11 Essays. RP 22. 140 Seiten

ARNO SCHMIDT

Nobodaddy's Kinder

Trilogie – Aus dem Leben eines Fauns
Brand's Haide, Schwarze Spiegel. RP 23.
228 Seiten

GERARDO MELLO MOURAO

Pikbube

Roman. Mit einem Nachwort von Goffredo
Jommi. RP 24. 172 Seiten

LAUTREAMONT, Das Gesamt-

werk

Mit einem Nachwort von Ré Soupault
RP 26. ca. 288 Seiten